

KARL HAUSHOFER

GRENZEN

IN IHRER GEOGRAPHISCHEN UND
POLITISCHEN BEDEUTUNG

MIT 89 SKIZZEN

II., NEUBEARBEITETE AUFLAGE

SOUBIS
BIBLIOTHEK
1888

HEIDELBERG-BERLIN-MAGDEBURG 1939

KURT VOWINCKEL VERLAG

320.1
H2943

LCCAS
MARR 1948

VERLAG
KURT VOWINCHEL
BERLIN

COPYRIGHT 1927 BY KURT VOWINCHEL VERLAG / BERLIN

6-22-48. mch. H2943

MEINEN BEIDEN SÖHNEN

Inhalts-überblick

Einleitung	15
I. Bild der Grenze. Die Grenze in der geographischen Anschauung und der Weg von der Anschauung von der Grenze zum politischen Grenzstinkt und Grenz-bewußtsein	20
II. Grenz-Empirie. Das biogeographische Wesen der Grenze	26
III. Rechtsbuchstabe und Lebensstrang. Grenzbezeichnungen. Überlieferung der Grenze	32
IV. Vom Schrifttum über die Grenze: Grenzliteratur; Versuche einer Grenztheorie. Ratzel, Penck, Sieger, Volz. Die englische Schule. „La Frontière“.	43
V. Die Scheidekraft unbewohnbarer Erdraum. Lebensfeindliche Grenzen. Durchdringbarkeit aller Grenzen.	49
VI. Das Meer als Grenze; Territorialgewässer, Binnenmeere, Inlandsee. „Silbortgürtel“ und Reiz der Geganküste	63
VII. Psychologie der Landgrenzen und ihrer Haupttypen.	72
VIII. Landgrenzen und Verkehrsadern; Ernährung, Abschnürungen, Blutdruck der Grenze	82
IX. Von der Kunst des Grenzen-Ziehens. Vom Grenzen-Machen und Mark-Setzen, Verstümmeln und Verstümpfen von Grenzen. Sir Thomas Holdich als Grenz-Macher	92
X. Verhältnis von Natur und Geisteswelt zur biologisch richtigen Grenze. Von der Unfähigkeit der reinen Geisteswissenschaften, biologisch richtige Grenzen zu scheitern, Montijnische Ideen. Gedanke bodenvager Grenzverschiebung. Siegers Theorie vom Verhältnis naturentlehnter zu politischen Grenzen	99
XI. Die Erziehung zum Grenzgefühl für kulturgeographische, politische, wirtschaftsgeographische, wissenschaftliche, Wehr-, Verkehrs- und andere naturentlehnte oder willkürliche Grenzen. Der Zusammenfall vieler naturentlehnter Grenzen in gleichem Saum. Bedeutung der Klimascheide. Ideen von Heilpach	106
XII. Die Lehre von den künstlichen Grenzen: Rechts-, Zoll-, Finanz-, Militär-Grenze. Naturwidrige Binnengrenzen. Supraus Politische Geographie. „Kanonenschußweite“ in ihrer Spannung von 3 bis zu 128 km und mehr.	113

XIII. Die Abstufung der Grenzen nach dem politischen Gewicht, nach Raum-Größe und Raumwert der zu scheidenden Räume. Erdraums-, Reichs-, Staats-, Landes-, Provinz-, Gau- und Siedlungs-Grenze bis zur Hofmark; Stadt- und Land-Grenze; „Urbanismus“ (Verstädterung)	124
XIV. Vom Werdegang der Grenzen: Grenzraum, Grenzsaum, Grenzstreifen, Grenzstich und Grenzlinie in ihrer geographischen Erscheinung	131
XV. Wertung der Grenzen nach Qualität und Typen. Gliederung und Länge; Grenzentwicklung. Vorteil der japanischen festlandabwendigen, reich gegliederten pazifischen Küste gegenüber der Monotonie der Japanseeküste	140
XVI. Die Wasseraufgrenze. Wassertritt als früher Grenzsetzungsgrund wasserarmer Gebiete und Rassen, mediterrane Grenze. Das Stromsystem als Ganzes, als einheitliche Lebensform zu betrachten: frühe germanische Grenzauflassung. Die „Théorie des crêtes“ und ihre Ablehnung in den Pyrenäen. Riegel	149
XVII. Die Höhenform: der Landaufriß und die Wasserscheiden, Gebirgszüge und Hochlandformen; Schluchten, Talengen (Penck), Vogesen, Alpen. Der Paß. „Raupen“-Theorie	158
XVIII. Pflanzen als Scheide; Vegetations-Grenzen. Wald- und Moor-Gebiete; Auwaldungen und Galeriewälder. Sumpfgürtel. Die Waldsetzung Böhmen. Der Damm	166
XIX. Leitpflanzen-Grenzen der Weltwirtschaft: Vom Stoß verschiedener Wirtschaftsformen und Leitpflanzen der Weltwirtschaft. Kulturbegleitpflanzen als Grenzzeugen. Bodensandige und Bodenwage; Wüste, Steppe, Heide; Durchtragen oder Begrenzung des nördlichen Weizengetreides als letztes Motiv des russisch-japanischen Krieges	173
XX. Grenzen von Tier- und Menschen-Rassen. Rassenüberschiebungen. Ural-Altaier-Streifen und Funde der Nomaden-Kultur? Anatolien, Kaukasus, Kyber-Paß-Landschaft; Österreich und der Hettler-Staat	180
XXI. Verlegung der Grenzen in ihren politisch-geographischen Formen. Die geographischen Formen der Grenzverlegung, Untervandern, Auftrieb, Druck und Stoß. Ihre kartographische Darstellungsmöglichkeit. Rasterverfahren	185
XXII. Grenzwehr und Wehrgrenze. Die wehrgeographische Grenze in ihrer Technik; Grenzschildbefeestigung. E. Ténol. Maginot-Linie	192
XXIII. Kulturgeographische und politische Grenzorganisation. Glacis. Wachter- und Puffer-Staaten. Indische N.W.-Grenze. Elsaß; Gallizien; Belgien; Militär-Grenze	201
XXIV. Die Grenzen des deutschen Volkes und Reiches, des deutschen Volks- und Kulturbodens im Lichte der gewonnenen Erfahrungen. Grenzringen, Grenz-kampf und wissenschaftlicher Grenzschild	212
XXV. Die Bedeutung geopolitischer Betrachtungsweise für grenzdeutsche Probleme	226
XXVI. Zukunftsbetrachtung und Schlußwort	232
Nachweis für benutztes und empfohlenes Schrifttum	236
Orts-, Namen- und Sachregister	267

Verzeichnis der Karten und Skizzen:

Teilweise entworfen vom Verfasser / In der Mehrzahl entnommen
der Zeitschrift für Geopolitik

1. Mitteleuropa im Druckfeld zwischen See- und Landmächten — ohne Druckwirkung zum Pazifik hin	17
2. Der Arelatisch-Lotharingische Grenzraum (nach Witschke)	21
3. Der Mittelasische Steppengürtel	23
Tafel I: Abb. 4. Die Front des Weltkrieges	24
Abb. 5. Nachkriegs-Zollmauern	25
6./8. Der deutsche Grenzverlauf unter der Herrschaft von Versailles	30/31
9. Schutz-Zonen-Räume um Genf	37
10. Karniens Südgrenze	39
11. Aufteilung der Antarktis	51
12. Grenzaufriß eines Hochtales	52
13. Neuseelands antarktische Schutzanleiung	53
14. Die russische Umrandung des Pazifik und ihre Verdrängung durch die Inselreiche	55
15. Das Russenreich in der sibirischen Anökumene	56
16. Die Aufteilung der Arktis	57
17. Küstenhaftende und binnenlandbestimmende Grenzen der Adria	59
18. Das deutsche Südsereich der Vorkriegszeit auf eine Karte Europas gelegt	60
19./20. Die große Antithese West—Ost	61
21. Abstufung der Binneneigenschaften in den Randmeeren der europäischen Küsten	64
22. Hineinwachsen Japans in seine Meeres-Räume	65
23. Lage und Gliederung von Schanghai	70
24. Gliederung des Rheingebietes	74
25. Der innerasiatische Wüstengürtel	77
26. Die indische Nordwestgrenze	83
27. Die Westgrenze der Sowjets	85
28. Dreistromproblem vor 1914 und 1919	86
29. Gefahren ungeklärter Flußgrenzen in Nordostasien	87
30./31. Grenzverkehrsverlagerungen nach dem Weltkrieg: ein Beitrag zum Thema: Grenzen- und Fahplankünste	88/89

32. Übergang von der Grad- zur gewachsenen Grenze an der Juan-da-Fuca-Straße	93
33. Untaugliche Grenzzeichnungsversuche in Oberschlesien	94
34. Jetzige Form der überschlesischen Diktatengrenze	95
35. Der mitteleuropäische Spannungsgürtel	100
36. Die päpstliche Scheidelinie: das spanische und portugiesische Kolonialreich	101
37. Geschichtliche Grenzverschiebungen zwischen nördlichem und südlichem Alpenrand nach Sölich	107
38. Ostgrenze deutscher Kultur	110
39. Groß-Iran und sein arischer Kern	114
40. Britisch-russische Zergrenzungspläne Irans	114
41. Rest-Iran als Hochlandfestung und seine randlichen Bodenschätze	115
42. Ein Musterbild künstlicher naturwidriger Abschneidung	115
43. Künstliche Versuche der Eingrenzung litauischer Wunschträume	117
Tafel II: Abb. 44. Zerstörung der Landschaft durch Industrie	120/121
45. Stadt- und Landgrenzen zwischen Liverpool und Manchester	121
46. Kampfzonen dauernder Spannungsbelastung	122
47. Grenzscheidelinie des Rheins bei Breisach	123
48. Kleingrenzwerk am Hochrhein	124
49. Sudetendeutsche Gaue auf dem Weg von der Binnengrenze zur Raassenscheide	125
50. Gefahr der Grenzlage von Bodenschätzen	127
51. Das gefährliche inische Ulster-Eck	128
52. Der Gedanke des geographischen Schwenkungspunktes der Geschichte im Steppenreich der Alten Welt nach Mackinder	132
53. Chinesische Mauer und Nordmark Chinas vor dem japanischen Einbruch	135
54. Meerumspannende Reichskörper in kontinentaler Vorstellung	137
55. Eisleitlinien und Ungarn vor dem Kriege	141
56. Das französische Befestigungssystem	144
57. Die Falle von Channes	145
58. Reizstaaten der Sowjet-Bündo	147
59. Volkspolitische Spiegelung räumlicher Dynamik am unteren Weichsellau	151
60. Der Übergang vom Kraftstrom (Hochrhein) zum Verkehrs- und Grenzstrom (Oberrhein)	153
61. Grenzlegen an Strömen	155
62./63. Stromzutritt, Strombesitz und Wasserscheide im Kampf in Südamerika	159
64. Wasserscheiden	160
65. Sumpf und Wald in der Umgrenzung Polens	167
66. „Fossa-Magna“-Fälle: Japans Wespentalle	168
67. Yalu-Übergang	170
68. Weizengürtel und japanische Siedlung in Kalifornien	175
Tafel III: Chinas Gestaltwandel 1915—1931	184/185
69. Das gegen die Industriegebiete von Schlesien, Dabrowa und Krakau isolierte Mittelstück Polens	187
70. Deutschlands Entwurfszustand vor Adolf Hitler	194
71. Grenzdruck auf dem deutschen Lebensraum von 1919—1933	195

72. Indiens Nordwestgrenze	203
73. Die Rolle Afghanistans	205
74. China — Tibet — Mark	207
75. Reichsumzug und -verluste	213
76. Fremdenbereich über Süddeutschland	213
77. Chinesische Interessensphären	214
78. Die Schiedekraft der Rhön	216
79. Grenznomale von aus Flurgrenzen entstandenen Staatsgrenzen	217
80. Das Einzugsgebiet des Rheinstromes	220
Tafel IV: Die Saarpfalz in ihrer Grenzaufgabe	224/225
Abb. 81. Die großen Straßenzüge Europas	
Abb. 82. Frankreichs Vornarschlinien im Osten	
Abb. 83. Die europäische Verkehrsseide und Herrschlinie	
Abb. 84. Die Sperrstellung der Saarpfalz	
Abb. 85. Die Riegelstellung Saarbrücken-Landau	
Abb. 86. Wegelinien um die Senke von Kaiserslautern	
Abb. 87. Die Saarpfalz als Flankenstellung	
88. Singapore und die Herrschaft über den Pazifik. — Beispiel eines mit geopolitischem Blick gewählten Stützpunktes	229
89. Tsingtau: weder Stützpunkt noch Wachstumsspitze	229

Fortsetzung

Planmäßige wehrgeographische Selbsterziehung aus Neigung und Pflicht, sowie Auslandsdienst und Kriegsläufe hatten mir Gelegenheit gegeben, in Frieden und Krieg manche der wichtigsten Grenzfragen der Erde aus eigener Anschauung und Erfahrung kennenzulernen, teils flüchtig auf Fahrten und Reisen, teils gründlich in schweren, verantwortungsvollem Ringen um den Bestand von Grenzen in Heimat und Fremde.

Darunter waren nicht nur die deutsch-romanesche Mark in ihrer ganzen Ausdehnung von Flandern längs der Maas und Mosel bis zu den Vogesen und der Burgundischen Pforte, im Jura und sonst in den Schwellenlandschaften der Schweiz, im ganzen Verlauf der italienischen Alpen Grenze; nicht nur die deutsch-west- und ost-slawische Grenzdurchdringung in allen Spielarten, vom Baltikum bis zu den Karpathen und der unteren Donau und Drau; sondern auch Grenzen von Erdteilen und Meeresgebieten: europäisch-asiatische, asiatisch-afrikanische, indisch-pazifische, die indische Nordwestgrenze und die Religions- und Rassen-seide am Himalaya, die indisch-chinesischen Übergänge in Hinterindien, das chinesisch-japanisch-russische Grenzproblem in der Mandschurei und Mongolei. Der Stoß von natur-gegebenen (physischen), wie von natur-entlehnten, durch Leben und Menschheit gezogenen (bio- und anthropo-geographischen) Scheiden und Grenzlinien in mannigfaltiger Ausprägung, von ozeanischen und kontinentalen Gegensätzen mit ihren strom- und küstenbestimmten Übergangsformen wurde mir so zur lebendigen Anschauung, zu einem in der Praxis lang vor der Theorie erfahrenen Begriff. Als ich dann schließlich — im Gegensatz zu soviel Grenzinstinkt und Grenzbewußtsein, die ich an fremden Völkern wahrgenommen hatte —, im Spätherbst 1918, als Führer einer Reserve-division aus den Trümmern der Reichsmarken landeinwärts ziehend, die ganze Instinktslosigkeit in Grenzfragen des sonst so hochbegabten eigenen Volkes erfuhr, sein blindes Vertrauen in feindliche Grenzphrasologie kennelernte, seine Selbsttäuschung über die Tatsache des unausgesetzten Grenzkampfes um Lebensraum auf der Erde schmerzhaft mit durchlebte, — da schuf die eigene innere Not und die vorausgesehene, kommende meines Volkes den Antrieh und Plan zu dieser Arbeit.

Was den Führern Jungchinas selbstverständlich scheint, von den großen Raubkonzernen der Welt, die sich 1914–1918 neue, vorteilhaftere Grenzen errafft hatten, mit grimmiger Ironie zu sagen: „Nachdem sie die Welt beraubt hatten, geboten sie der Welt, dem Rauben Einhalt zu tun“ — das ist der Mehrheit der Völker Mitteleuropas heute noch nicht klargeworden. Im Gegenteil sah der europäische Teil der um ihre Grenzen geprellten Kulturvölker der Mitte vielfach in dem ungeheuerlichen Raub und der Verstumelung des eigenen Volksbodens in echt deutscher Selbstspögnung einen Schritt zur künftigen, gerechteren Lösung aller Grenzfragen der Menschheit. Ein Blick in unsere fleißig zusammengetragenen, gründlichen Enzyklopädien, wie in unser Grenzschriftwerk vor dem Kriege zeigt uns auch, wieso diese Verkehrung nationalen Lebensinstinkts eintreten konnte. Schlugen wir irgendwo in unseren dicken Bänden das Wort „Grenze“ auf, so finden wir zuerst mathematische und philosophische Auffassungen in breiter Ausführlichkeit abgehandelt, lange vor den geographischen und politischen Wertungen. Die Tatsache, daß Grenze und Staatsumzug vor allem ein umspannendes Organ politischer, wirtschaftlicher und kultureller Lebensmöglichkeit ist, was z. B. die „Encyclopaedia Britannica“ so scharf betont, wird in den meisten mitteleuropäischen Werken kaum behandelt, sicher nicht in den Vordergrund gestellt. Es gibt meines Wissens heute noch kein Buch in Deutschland, auf dessen Titelblatt kurzweg das Wort „Grenzen“ stünde, das ausschließlich von ihnen handelt und alles Leben vorwiegend in dem Lichte betrachtet, das Grenzen durchdringt und siegreich über ihre Schatteln hinwegleuchtet.

Eine solche gewollt einseitige Betrachtung nach geopolitischen Leitgedanken ist also wohl hier erstmals versucht worden, wenn ich mir auch durchaus bewußt bin, dabei auf den Schultern von Ratzel, Supan, Maull in ihrer Auffassung der politischen Erdkunde zu stehen, sowie auf der Vorarbeit vieler politischer Verhände, aber leider doch noch mehr auf dem Grunde der politischen Wissenschaft unserer Gegner als unsrer eigenen.

Wie aber soll sich auf gerechte, naturwissenschaftlich begründbare, wahrhaft soziale Weise jemals das Zentralproblem der physischen Anthropogeographie (wie es Penck mit Recht genannt hat) lösen lassen: — die Verteilung des Lebensraumes auf der zusehends für Volksdruck und Verkehr enger und kleiner werdenden Erde nach der Volksstärke, Lebenskraft, Kultur- und Wirtschaftsleistung ihrer Bewohner —, wenn nicht wieder und wieder von der Wissenschaft für die Staatskunst gesammelt und bereitgestellt wird, was sich an unerrückbaren Grundlagen, an festen Anhaltspunkten für die gerechte Abgrenzung der einzelnen Territorien und Staatszellen unseres Planeten erarbeiten läßt?

Wenn auch auf der Gegenseite geistreiche und friedliebende Männer, gute Europäer, wie Shaw, die heutigen Innengrenzen Europas ethnographisch unhalbar nennen, und im Gegensatz dazu die beiderseits unverteidigte und unabwehrte U. S. amerikanisch-kanadische Grenze als Ideal für einen Erdteil hinstellen,

der durch rechtzeitigen Zusammenschluß den nächsten Krieg vermeiden wolle, so werden sie sich nur freuen können, wenn ihnen die Vertreter der Erdkunde und Geschichte, der politischen und Wirtschaftswissenschaften die Unterlagen zu ihren gefühlsmäßigen Urteilen und Warnungen wenigstens nachträglich liefern. Gerade der wahre Friedensfreund müßte solche Arbeit für das Wissen von der Grenze willkommen heißen, genau so wie der Feuerwehmann dankbar sein müßte, wenn man ihm zukünftige oder schon schwebende Brandherde rechtzeitig vor dem Aufflammen zeigt. Freilich ist es nicht wahrscheinlich, daß diese Feuerchen gerade von denen verraten werden, die sich die eigenen Suppen daran wärmen. Darum scheint es vorzüglich Pflicht und Recht der Raumeigenen, aller unter übermäßigem Volksdruck und einem beschrittenen, verstümmelten, falsch begrenzten Kulturboden leidenden Völker zu sein, auf die unwehlichen Brandwunden in der Außenhaut ihres Volkskörpers hinzuweisen.

Solcher Pflicht und solchem Recht will dieses Buch über die Grenzen genügen! Es wird damit nicht überall angenehm auffallen, wo man dem Grundsatz huldigt: „Ich lieg' und besitze, laß mich schlafen.“ Da fällt es vielleicht sogar unangenehm auf. Aber dieser Grundsatz hat noch nie und nirgendwo der Welt vorwärts geholfen, sondern weit eher die gründliche Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, der gellende Notruf allzu stark zugeschrabter Sicherheitsentlie, das Anstürmen wider solche Grenzen, die wirklich zeigen, daß sie windschattiges Menschenwerk sind, weder von Gott, noch von der Natur gesetzt und gezogen.

Wenn solche unwehre Grenzwerke raffgieriger Menschenhände neben den guten und dauernden Schulbildungen im Gefüge der Menschheit hier mit allem Rüstzeug aufrechter Wissenschaft als Fehlbeispiele anschaulich bloßgestellt werden konnten, so danke ich das nicht zuletzt der Freigebigkeit des Verlags in der Ausstattung des Buches, der verständnisvollen Mitarbeit eines Kartenzeichners mit überlegener geopolitischer Einsicht in das Wesen überzeugender kartographischer Wirkung, den Anregungen der Mittelstelle, der späteren Volks- und Kulturboden-Stiftung, und den Verbänden und Verlegern, die Karten und einzelne Werkstücke überließen, so namentlich den Herren von Loesch und A. Hillen Ziegfeld. Dank schulde ich auch der bewährten treuen Hilfsbereitschaft des Herrn Dr. J. März, der sich der Mühe unterzog, das Schlagwortverzeichnis der ersten Auflage auszuarbeiten, wie Dr. Kurt Wiersbitzky der zweiten.

Möchte der Lohn dieser freundlichen Helfer, wie aller in Grenzanbahnarbeit tätigen Kräfte das Bewußtsein bilden, nützliche Werkzeuge zum Aufbau besserer und haltbarer Grenzen für die Territorien eines Zukunftsheimes der Menschheit geschaffen zu haben. Aus solchen gesunden, lehenstarken Zellen könnte dann der Bau eines wahren Völkerbundes entstehen, in dem nicht nur einzelne glückliche und begünstigte, die Früchte vergangener Gewalttat genießende Völker, sondern alle ihrer Atemweite, ihrer Arbeitsfreiheit, ihres Bodenwerts und Lebensraumes froh werden können, also in einem Erdenhause, wo nicht die ihres Selbstbestin-

mungsrechts berauben Millionennährheiten alter Kulturvölker als beständige Ankläger, als Bettler und Beraubte vor verschlossenen Glückstüren, verbauten Grenzen und verbotenen Wegen in eine Zukunft stehen, die dann auch für die jetzt scheinbar Glücklichen, Besitzenden bedroht und gefahrundulstert bleibt.

K. Haushofer.

Antwort zur 2. Auflage

Es gibt es einen besseren Nachweis seiner Daseinsberechtigung für ein 1924 entstandenes, 1927 gedrucktes politisch-wissenschaftliches Buch, als daß es 1938 mit ganz geringen Veränderungen seines Wesens — nur reich vermehrt durch Beiträge und Karten — zur 2. Auflage reifen konnte?

Seidem erstand das Dritte Reich der Deutschen, zeichneten Japan die Karten Asiens, Italien die Karten Afrikas um, erneuerten sich im Giten und Bösen zahlreiche Grenzen auf Erden, reiten andere zur Neugestaltung heran, erwachen uralte Kulturvölker im Nahen, Mittleren, Fernen Osten zu neuem Leben; das Dreieck der Grenzbedrückten Berlin-Rom-Tokio erstand; die Sowjetbünde überfluteten Chinas Wilden Westen: die Grenzfrage als Forderung von einigen stielzig Lebensformen stand drängender vor den Weltvölkern als je zuvor.

Volksnah auf der einen Seite, der feinsten wissenschaftlichen Durchbildung wert auf der andern, müssen Grenzzerlebens und Grenzwissen bleiben.

Mehr und mehr dienen Institute, Verbände, Zeitschriften weltüber der erkennnten Lebensforderung; und so blieb eines der ersten deutschen Bücher, die sich ganz ihrem Dienste weihen, lebensnah bis heute.

Diene es auch im zweiten Wclgang als geleitendes Wort der befreienden Tat! Ein guter Vorhang dafür ist der großdeutsche Zusammenschluß.

München, Frühjahr 1938.

K. Haushofer.

Einführung

Grenzdruck und Raummange lasten atembeklemmend auf Innereuropa. An die darin Bedrängten zunähst, dann aber an Alle, die ernsthaften Anteil nehmen an einem dauernden, haltbaren Wiederaufbau der in ihren natürlichen Zusammenhängen durch Willkür zerschnittenen und zerstörten Raumverteilung der Menschheit, wendet sich dieses Buch, um zu einer leidenschaftslosen Prüfung der Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung anzuregen.

Innereuropa gilt es zuerst — denn an keiner anderen Stelle der Erde wirkt der Gegensatz eines wissenschaftlich denkenden Zeitalters zu dem unwissenschaftlichen gier- und leidenschaftsbewegten Tun bei Grenzziehungen so scheidend wie gerade hier. Wer hätte es noch an der Jahrhundertwende, zu der so viel Erleuchtetes über die Zukunft der Menschheit in allen Sprachen geschrieben wurde, für möglich gehalten, daß es kaum zwei Jahrzehnte später Staatsmänner geben würde, Mitglieder gelehrter Akademien und Gesellschaften, angeblich großräumig denkende Volksführer, die es dennoch fertigbrächten, Reichs- und Volkergrenzen zwischen große Städte und ihre Wasserläufe und Gasfabriken, zwischen die Arbeiter und ihre Kohlengrube zu setzen, zwischen hüben und drüben gleich denkenden, empfindenden und sprechenden Menschen Schranken aufzurichten.

Gerade die düstere Vorhersagung vom Untergang eines solcherweise mit Blindheit geschlagenen Abendlandes sollte uns doppelt zwingen, scharf zu beleuchten, was die eigenen Bewohner durch unsinnige Grenzen und Zertrennungen zur Be-schleunigung eines möglichen Unterganges selbst getan haben.

„Je dunklern Weg du gehst — je mehr nimmst Lieht!“

Heben wir aber die beleuchtende Fackel, so enthüllt sich das wirklich Gesehene, des Schleiers der darum gewobenen Phrasologie entkleidet, in seiner ganzen grotesken Sinnlosigkeit.

Innereuropa, mit der geographischen und politischen Beschreibung und Ver-stümmelung seines lebensnotwendigen Zellenaufbaues, mit unmöglichen Grenzen der Lebensform in einem an sich erstickend engen Lebensraum — in welchem schneidenden Gegensatz steht es zur Vorstellung eines Zeitalters und Kultur-kreises, dem ein Spengler faustischen Lebensdrang ins Unermessene, Grenzenlose geraderu als Leiwot aufprägen konnte?

Aber dieses erste war wenigstens kein rein deutsches Reich gewesen, sondern als Wolkenbau mit seinen bei jedem Windhauch wallenden Grenzen ein römisches deutscher Nation. „Keiner weiß heute, ob es je wieder zu einem dritten Reiche kommt, so heiß und glühend es Manche erscheinen und erhoffen“, so konnte 1927 geschrieben werden. Nur Einer und sein kleiner Anhängerkreis trugen es damals schon willensklar in der Seele. Jedenfalls verdiente das Gemisch von Ruine und Notbau, worin wir von 1918—1933 lebten, nicht den Namen eines Reiches, von dem es nur der Schatten und der gerettete Rechts- und Lebensanspruch war. Denn ein Reich muß Grenzen haben, die es aus eigener Kraft wahrnehmen kann!

Damit ein drittes Reich aber jemals in Raum und Zeit wieder in Mitteleuropa möglich wurde, bedurfte es sicher des Weiterlebens der Vorstellung, der Idee von ihm in überzeugender Form und anschaulichen, geschauten Grenzen. Auch einer so sachlich als möglich begründeten Erkenntnis jener Grenzen bedarf es, die seiner Lebensform von außen her gezogen sind, sei es als naturverlehnle, sei es als von menschlicher Kraft, Rassenwillen und Machtwillkür gesetzte, und des klaren Bewußtseins von ihrer Veränderlichkeit oder ihrer Dauerkraft. Denn jede Grenze, die brauchbar sein soll und Dauerkraft haben mußte, ist ja gleichzeitig nicht nur eine politische, sondern eine Grenze vieler Lebensereignisse und selbst in sich wieder eine Lebensform, eine eigene Landschaft mit ihren eigenen Daseinsbedingungen, eine mehr oder weniger breite Kampfzone, ein Saum; ganz selten wird sie zur Linie, wie sie der Jurist, der Mann des Papiers so gerne ziehen möchte, wie sie die Natur und das Leben aber ablehnen, in denen nichts Dauer hat als der Kampf ums Dasein in seinen ewig wechselnden Formen, seiner unablässigen Raumverschiebung.

Der Schauplatz dieses Kampfes aber ist vor allem die Grenze, die erst erstarrt, wenn sie in Wahrheit abstirbt und wenn die Kräfte längst am Werke sind, die das Abgestorbene beseitigen wollen und das an ihm noch Brauchbare in neues Leben verwandeln. „Sollt' es dauern, muß es im Wechsel hültn...“ — Das gilt von dem Grenzgebiet, den Grenzen verschiedenen Lebens genau so wie vom Leben selbst, von dem es im „Meister von Palmyra“ Wilbrandt sagen läßt — durch einen auf übermütigen Wunsch kraftstrotzender Persönlichkeit in seiner augenblicklichen Lebensform festgehaltenen, unsterblich gemachten Künstler, Weisen und Staatsmann angesichts der dann doch endlich erbetenen großen Veränderung des Todes.

So rührt ein Versuch, die Grenze in ihrer geographischen und politischen Bedeutung und Erscheinung zu erfassen, notwendig an die letzten Grenzen der menschlichen Erkenntnis, die uns gezogen sind. Das gibt — neben der erkannten politischen Notwendigkeit theoretischer Vorschulung (Propädeutik) für die praktische Grenzarbeit — diesem Versuch seinen letzten, seelischen und künstlerischen Reiz. Hätte er diesen Reiz nicht, so könnte er dem unwägbaren, unmeßbaren und doch so entscheidenden, rein geistigen Moment im Entstehen, Leben und Ver-

gehen der Grenze nicht gerecht werden. Ohne diesen Ausblick aber würde das Erkennen der Grenze in das flache Wasser einer rein materialistischen Erdkunde- und Geschichtsauffassung verfallen, in die gerade die Grenzauffassung eines Kulturkreises, wie des Deutschen, der sich faustischen Dranges vermißt, nicht verflachen darf!

Das war die Hauptverlockung, aber auch die Gefahr dieses Versuches — gerade von inneruropäischen Standpunkt aus —, der mit dieser Vorwarnung seinen Weg gehen mag, an der Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst, Kultur und Macht, Abgründe zeigend und Brücken schlagend, Baugründe gegenseitiger Erkenntnis abend — einer besseren Zukunft entgegen, als sie die Gegenwart hoffen ließ, aus deren Not diese wissenschaftlich-künstlerische Notbrücke entstanden war.

DIE GRENZE IN DER GEOGRAPHISCHEN ANSCHAUUNG

Klare Grenzbilder, lebendige Anschauung von der Grenze, daraus hervorgehend einen Grenzinstinkt und schließlich immer wachses Grenzbewußtsein zu schaffen, das ist der vornehmste Zweck dieser Arbeit. Alle diese Warner und Wachter fehlen in der Regel dem deutschen Menschen mehr als den grenzerhaltenden und grenzschaftenden Menschen in irgendeinem anderen Großvolk der Erde. Wir erkennen daraus, gerade in unserem Übergangsvolke Binnenuropas, die ungemeine Wichtigkeit lebendiger Grenzanschauung innerhalb des Weltbildes, das ja doch selbst in allen seinen Einzelheiten klarer Begrenzung bedarf, weil es sonst so leicht weltbürgerlicher Verschommenheit und der uns Deutschen oft vorgeworfenen Formlosigkeit verfällt. Demgegenüber können Grenzlandschaften als hervorragende Erzieher zur Anschauung von der Grenze, zu Grenzinstinkt und Grenzbewußtsein wirken, die wir so überaus nötig haben. Denn es ist doch eine erschütternde Tatsache, wenn einer unserer ersten deutschen Geographen, Braun (3) sagen mußte: „Die zweite Aufgabe ist ein aufmerksames Studium der Grenzmarken. Dieses ist bisher gegenüber der Fülle anthropogeographischer Arbeit im Innern auffallend vernachlässigt worden und begriff fast nur die Osmarken (Ostpreußen, Schlesien).“ (Doch wohl auch Sudosmark; Penck, Volz, Sieger!) „Sehon am einfachen Kennenlernen, am Bereisen der Marken hat es bisher gefehlt, fast ganz aber an der geographischen Fragestellung nach dem Charakter der Grenzmark als Landschaftstypus in seiner Entwicklung gegenüber anderen Typen. Nur Ratzele Schule“ — (zu der ich mich allerdings mit einigen Stolz schon lange vor dem Kriege zähle, seit ich ihn persönlich kennenlernte) — „hat bisher in dieser Richtung Grundlegendes geschaffen, aber wenig Nachfolge gefunden.“

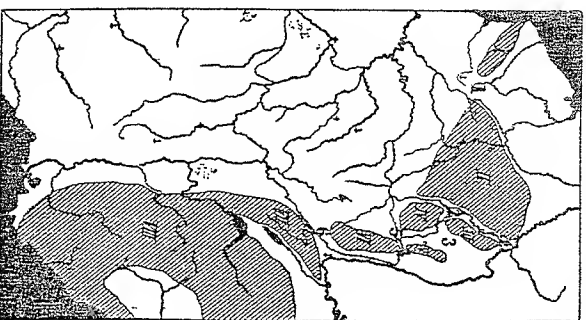
Braun sagt noch 1916 in diesem Buch: „Das größte politisch-geographische Problem der Geographie von Mitteleuropa aber ist dieses: Wie ist unter Ausnutzung der von der Natur gegebenen und historisch gewordenen Grenzmarken die politische Grenzlinie von Mitteleuropa so zu ziehen, daß einerseits die Einheit von Industrie- und Ackerbaulandschaften im Innern gewahrt bleibe, andererseits die Grenzmarken eine wirksame Schutzzone bilden...“

„Jura, Vogesen, Lothringen, Luxemburg, die Ardennen und Flandern sind die westlichen Grenzmarken.“

Sie alle sind nun als Grenzmarken der politischen Lebensform verloren, als Grenzmarken des Volksbodens bedroht und unkämpf, stellenweise gerade im Landschaftstypus nur noch mühsam erkennbar; und das alles, ehe die von der amtlichen Wissenschaft „postulierte“ Arbeit geschehen war. Ist das nicht wirklich eine erschütternde Tatsache, wie ich sie vorher nannte? Ist es nicht ein Beweis dafür, daß auch die Wissenschaft, zu sehr in Einzelgebiete vertieft, ihre wartende Aufgabe gegenüber der Lebensform, mit der sie doch blühte und gedieh,

Abb. 2. Der Arelatisch-lotharingische Grenzraum
(nach Wütschke)

I Hügelland von Arelch, II Eifel und Ardennen, III Hunrück,
IV Lothringer Hochfläche, V Hardt, VI Wasgenwald, VII Schwalzer
Jura, VIII Westalpen, — 1 Lücke des Hemegau, 2 Mosellücke,
3 Senke von Kallertauern, 4 Zaberener Lücke, 5 Lothringer Florie,
6 Burgundische Florie



gründlich verkannt hatte? Liegt es nicht nahe, daran zu denken, daß gerade deshalb vielleicht die Hoehburgen dieser Wissenschaft an ihrer früheren Achtung in dem so enttäuschten Volke verloren? Wenn wir uns aber im Gegensatz zu diesem negativen Geständnis eines hervorragenden Vertreters der Wissenschaft aus ihren eigenen Reihen die positive Seite des Problems klarmachen, wie eine richtige, geopolitisch wie kulturpolitisch gleich instinktive Betrachtung von Grenzmarken erzieherisch wirkt, so brauchen wir doch bloß etwa nach einer bekannten Schilderung des jungen Goethe zu greifen.

„Da ich nun an alter deutscher Stätte dieses Gebäude (das Straßburger Münster!) gegründet und in ehlter deutscher Zeit so weit gediehen fand, auch der Name des Meisters auf dem beschiedenen Grabstein gleichfalls vaterländischen Klangs und Ursprungs war, so wagte ich die bisher verrufene Benennung: Gotische Bauart, aufgefordert durch den Wert dieses Kunstwerks, abzuändern

und sie als Deutsche Baukunst unserer Nation zu vindizieren, sodann aber verfehle ich nicht, erst mündlich und hernach in einem kleinen Aufsatz D. M. Ervini a Steinbach gewidmet, meine patriotischen Gesinnungen an den Tag zu legen."

Braucht es mehr, um an diesen des nationalen Chauvinismus gewiß unverdächtig jungen Manne, dem so weich für alles Menschliche aufgeschlossenen jungen Goethe von damals zu zeigen, wie die Grenzmark seines Volkes als unverlierter kulturgeographischer Besitz zuerst empfunden und gesehen und dann verstanden wird, und wie sich dieser Eindruck unmittelbar in Beschreibung, Darstellung, Reproduktion und schöpferische Leistung umsetzt? Dieses einzige Goethewort ist ein kulturgeographisches Dokument ersten Ranges für die Bedeutung unseres Arbeitsproblems, aber gewiß auch dafür, was man unter „Vertiefung“ des Verhältnisses zu Lebensraum und Boden im Geist und Sinn von Ratzel zu verstehen habe.

Dabei fehlt dieser Äußerung von Goethe jede politische Zielsetzung, jede Einstellung zur Macht über diesen verlorenen Grenzraum seines Volkes. Wie ganz anders wirksam können erst solche Darstellungen werden, wenn sie wie etwa musterhafte französische Schilderungen von Elsaß-Lothringen und der Rheinlandschaft, oder wie das reichsbrüderliche Verhältnis zu den Gebirgsgrenz- und Pufferräumen Indiens und wie die japanische Arbeit von Ujehara oder früher bei der ersten Bedrohung der Nordgrenzen durch die Russen von untrüglichen politischen Instinkt geleitet werden (Schutz der Nordmark durch Mania Rinso, Mogami Tokumai). Im gleichen Sinne aber wie Braun vom Landschaftstyp der Grenzmark fast noch mehr morphologisch als in Passages Sinn von kulturveränderter Landschaft sprach, im gleichen Sinn wie an der äußersten Grenzkultur geographischen Eindrucks gegen Ästhetik und Kunstwissenschaft der junge Goethe seinen Impuls niederschrieb, im gleichen Sinne können fast alle geographischen Kategorien betrachtet werden, die irgendwie zu naturerlebten Grenzen (3) führen oder vom Kulturwillen bestimmte zu setzen geeignet sind. Ich greife in den folgenden Betrachtungen nur als Beispiele heraus: die Höhe und die Paßlandschaft, die Plateaukante und den orographischen Riegel, die Wand oder die Mauer, den Strom in seiner scheidenden und verbindenden Kraft, die Hochtalboden, die Naßfelder und Quellgebiete, die schließlich an der Eisbedeckung eines Alpen- und Himalayafirstes eine naturerlebte Wasservirtschaftsgrenze zeigen. Oder ich weise darauf hin, wie die Beziehungen von Wasser und Pflanze grenzzeichnend wirken, aber auch Grenzen verwischen; wie Sumpfgürtel und Taiga, Dschungel, Urwald und Mangrovesumpf zwar natürliche Pflanzenscheiden schaffen, wie aber auch ein Savannesteppengürtel, wie der nordasiatische, einen natürlichen Korridor von der Donau über den Kaukasus am Altai vorüber nach der Mandschurei begünstigt, in dem dann begreiflicherweise die Kunstwissenschaft auch überall dieselben Grabbeigaben entdeckt (Arbeiten von Strykowski.)

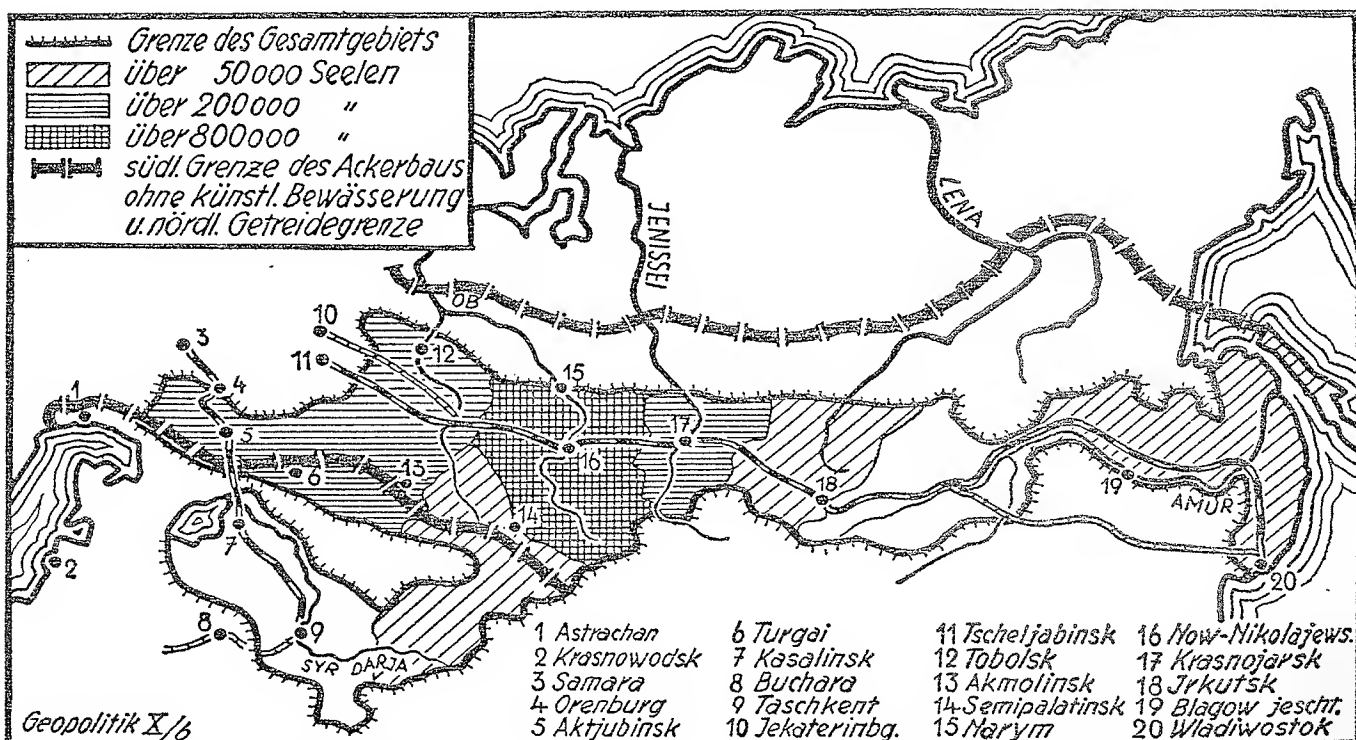


Abb. 3. Der mittelasiatische Steppengürtel

Auch die Tierwelt schafft naturgegebene Grenzen. Sie legt wahre Grenzkörper von Schwärmen der Tsetsefliegen, der Heuschrecken, der Anophelesmücke, Züge des Heervurms, Bauten der Termiten zwischen die Verbreitungsmöglichkeit anderer organischer Lebewesen. Aber sie führt auch durch Schwärme von Tieren, die als Futter für die großen Räuber dienen bei der Wanderung von den Adiralditätsneen über die mexikanische Küste in die Antarktis. Sie wirkt also grenzsetzend, aber sie führt auch die verwegenen Grenzüberschreitungen des größten Meeresraumes der Erde, des indopazifischen, herbei.

Damit kommen wir zu einem Blick auf die Ozeane, auf das Meer, auf Binnen- und Küstenseen als Grenze und auf das Verhältnis der Küste zur Gegenküste; wir entdecken, daß auch die Meeresgrenze nicht eine Linie, sondern eine Übergangszone von starkem, pulsierendem Leben ist, das vielfach wieder hinauslockt, der Gegenküste zu; wir wissen, daß die erste Überschreitung dieser naturerlebten scharfen Grenze, dieses Saumes, wahrscheinlich nicht in erster Linie von den Flachküsten ausgegangen ist, sondern von solchen Küsten, an denen Rifffügel und Riffrsprünge fern stehbarer Inselreihen immer weiter lockten, fortzissen im Sinne des Willens zur Grenzüberschreitung! Selbst so gewaltige Hindernisse wie das von der Brandung umtobte Dovercliff oder die Needles, die norwegischen Schären oder die suggestiven Grenzmarken von Kap Comorin und Dondrahead sind darin kein Hindernis gewesen; und vielfach sind gerade an scheinbar besonders suggestiven Grenzmarkenlandschaften Übergangsstellen des Verkehrs entstanden. Peschawar, das Wiener Becken, Shanhaikwan, Peking und Bhano sind solche berühmte gewordene Übergangsstellen; ihnen fällt eine natürliche anthropogeographische Mittlerstellung und Füllrolle zu, die manchmal recht unerfreulich auf ihren Charakter als Landschaftstypus abfällt, ihnen aber doch gesteigerte Vitalität gibt, wie wir sie z. B. in Berlin, Tokio und in Changhai in der Mandschurei erkennen.

Nicht jedem ist es gegeben, so packend wie der junge Goethe den Eindruck der Grenzmark bis in die letzten Folgen in die Seelenstimmung hinein in Worte kleiden zu können oder wie Humboldt für seinen Eindruck vom Übergang vom atlantischen in den pazifischen Bereich erhabene Töne zu finden. Gerade bei Persönlichkeiten, bei denen der Schwerpunkt ihrer eigentlichen Lebensarbeit auf ganz anderen Gebieten lag, finden wir aber glänzende Streiflichter für die bildhafte Wirkung des natur- oder kunstgeformten Grenzgedankens; und in solchem Sinn ist es nur gerecht, ein Wort über den Wert von Grenzschilderungen solcher Herkunft zu verlieren, z. B. über die Grenzschilderungen in den Einleitungen kriegsgeschichtlicher Werke, wie in den Darstellungen von Verkehrs- oder wirtschaftswissenschaftlichen Expeditionen, von allen jenen Handlungen des Kleinkrieges im Kampf ums Dasein, die naturgemäß anthropogeographische Reibungsflächen besonders beachten müssen, ja von ihnen angezogen werden (4).

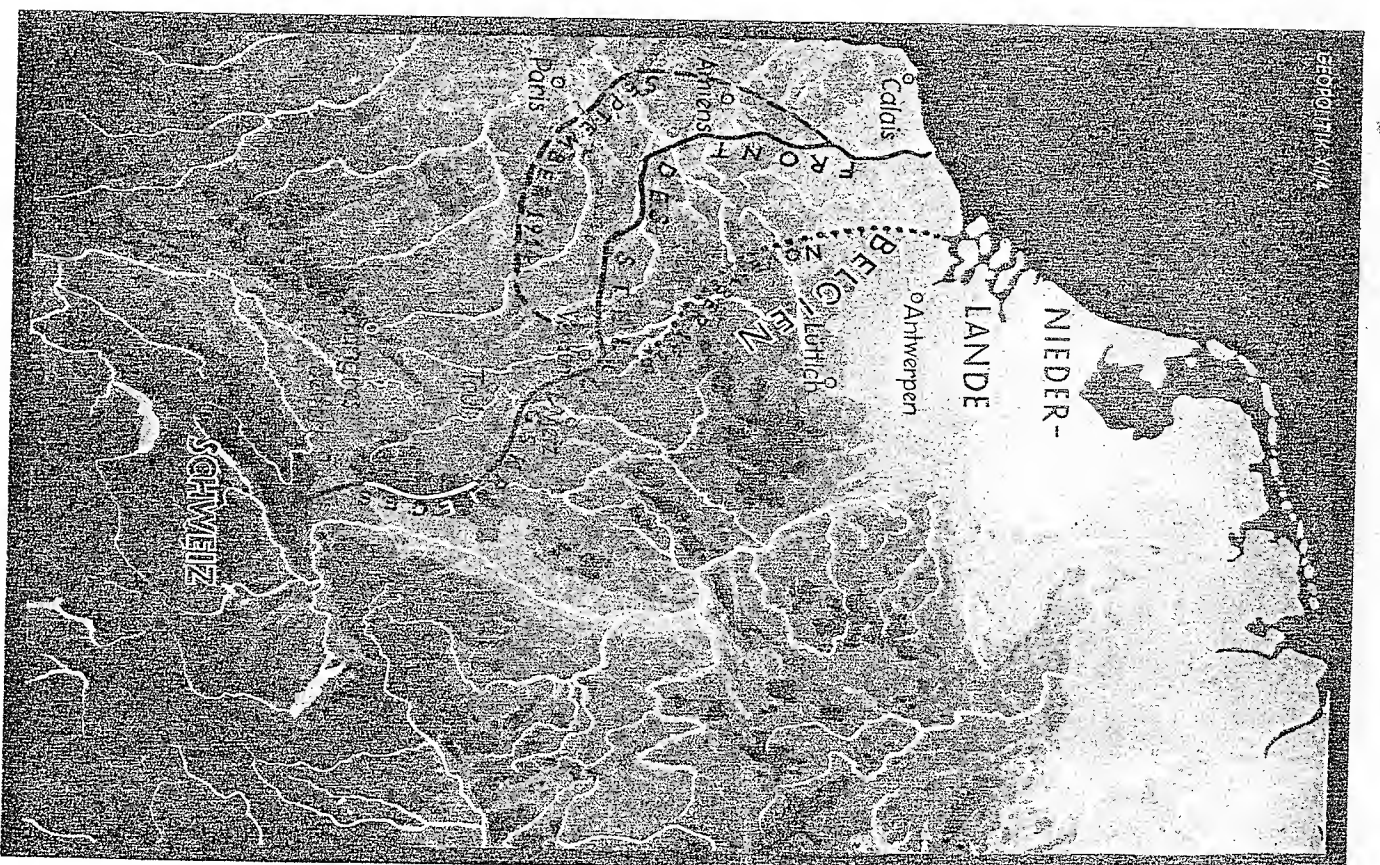


Abb. 4. Die Front des Weltkriegs

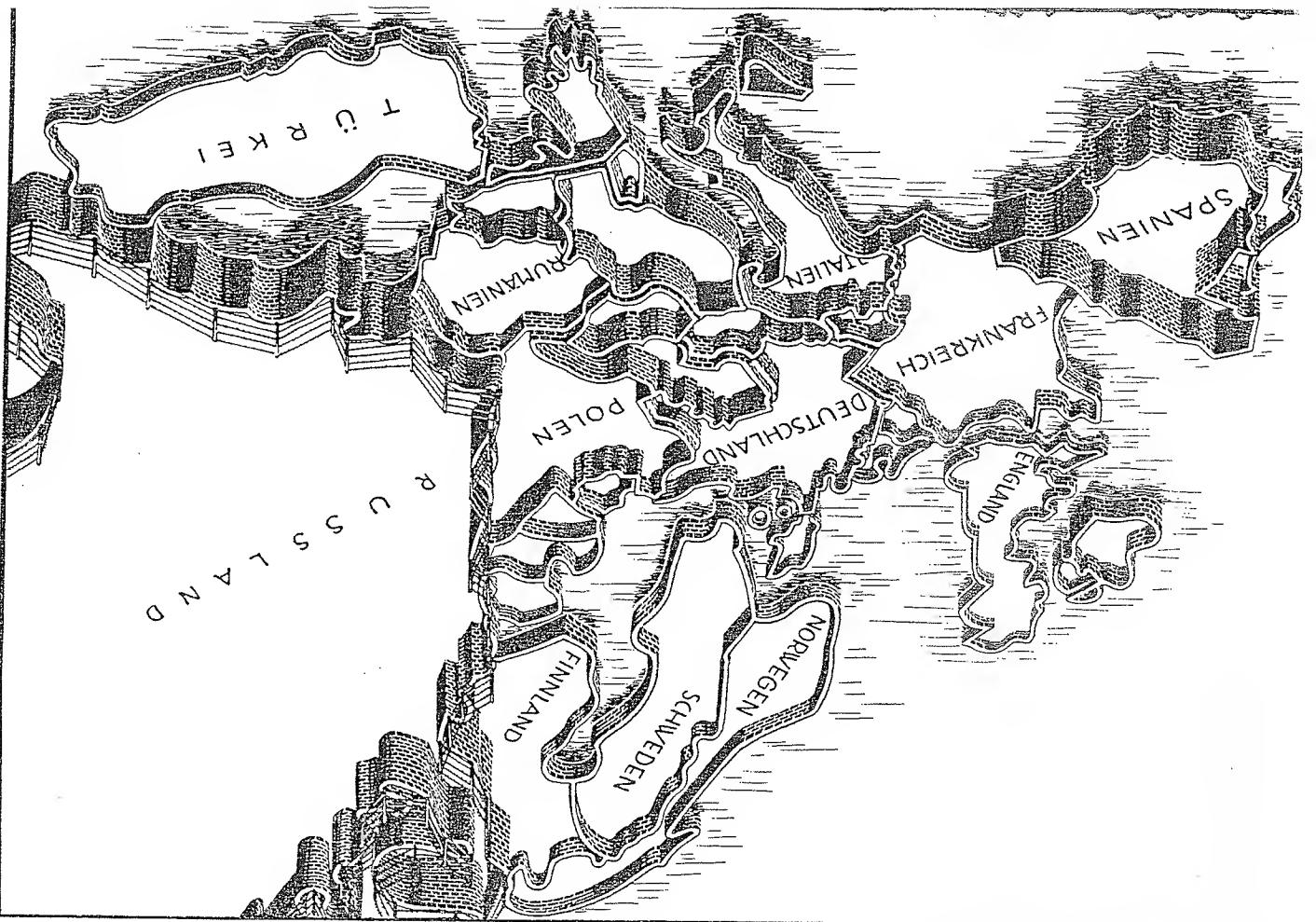


Abb. 5. Nachkriegs-Zollmauern

In diesem Zusammenhang müssen wir endlich der Kampfzone des Weltkrieges als eines der am meisten die Begriffe klärenden Grenzkörpers auch in der bildhaften Wirkung gedenken, wie sie sich etwa durch die Reihe der Fesselballone von der Nordsee bis zum Jura im Westen Innereuropas abzeichnete und so die Grenzen des Grenzkörpers in jenem Daseinskampfe erfassen ließ, der immerhin zu Lande etwa 128 km weit kanonenüberspannt war, auf Mineniefe in die Erde drang und weit darüber hinaus Flieger- und Tauchbootgefährdung in Karten einzutragen gestattete (5).

Printed:
1-7-2005

schon zeigten sich an den jenseitigen Rändern die Spuren der Unterveränderung, von Flechten und Moosen, von Buchen und Fichten, von weißen oder farbigen Rassen. Ob wir nun die einsamen pazifischen Vogelnesteln ins Auge fassen — etwa Lyssan, das uns eine furchtbare Beschreibung des Elends der bei der Raumverteilung zu spät gekommenen Vogelproletariatskinder ins Gedächtnis ruft — (9) oder irgendeinen Großstadtrand; überall tritt uns die Größe der Raum- und Grenzanschauung von Ratel entgegen (7), die uns die Empirie der Grenze zwingend erkennen lehrt (wie erschütternd sie auch für den Friedliebenden sein möge), von der Grenze als Kampflatz, nicht als scheidender Rechtsnorm, wie wir sie im III. Abschnitt suchen wollen.

Als Kampflatz enthüllt sie uns denn auch, im Gegensatz zu dem Grenzlegriff etwa des Aristoteles, die großartigste biogeographische Grenzanschauung, die uns das klassische Altertum verehrt hat: die Schilderung des Laocöus Garus von den Grenzen des Raums. Eine Auffassung, die wir seit ihrer Entstehungszeit (9 v. Chr.) immer wieder aus unveränderter Vergessenheit reißen müßten, wegen der wunderbaren Größe und Schönlheit ihrer Vorstellung von dem Speerwerfer, der als letzter an den äußersten Grenzen des Raumes stünde, und doch immer wieder sein Geschloß aufs neue ins Unbekannte, nie Gesehnte zu schleudern vermöchte (8)!

In der ganzen Weltliteratur kenne ich keine schönere Erläuterung von Künstlerhand zu Ratels wissenschaftlicher Ethik.

Aber es ist kein Bild ewigen Friedens – auch an dieser Grenze zum Letzten nicht!

„Omne quod est igitur nulla regione viarum finitum est.“

Wir erkennen ohne weiteres, daß solche Bildungen nicht aus dem 1. 1.

als praktischen Beweis dafür hätten (9).

Darin findet sich, daß die Tierweltgrenze z. B. von 6000 m unter dem Meerespiegel bis 8000 m (Flughöhe) darüber reicht, gegen 400 und 6000 der Vegetationsgrenze, daß also Tierweltgrenzen vertikal doppelt so weit sind als solche der Pflanzen.

Es ist aber tatsächlich wie beim naturerlebten, so auch beim kulturgeographischen und politischen, wie wirtschaftlichen Grenzbegriff ein hoher Grad von Übersteigerung der Wahrnehmungen empirischer Herkunft, wie der philosophischen Vertiefung nötig, wenn wir seine Proleusnatur fassen und in ihrer ganzen Bedeutung für jede Lebensform die „Gänze“ ihrer Haut herausstellen wollen. Das ist aber notwendig; wir müssen vor allem zwischen einer immer vom Leben überholten Statik der Grenze und ihrer in der Wirklichkeit des Lebens vorwiegenden Dynamik unterscheiden lernen.

So betrachtet, enthüllt sich uns die Relativität der Grenze Ihr Begriff entsteht ja nur aus einem beständigen Ringen zwischen dem Scheidung stehenden kategorischen Imperativ und dem unausgesetzt Grenzen verwischenden Leben, mit der Peinliche des Kampfes ums Dasein in einem immer enger werdenden Raum über sich.

Das macht sich natürlich auch in der geographischen Begriffsbestimmung bemerkbar, die zu betrachten uns am nächsten liegt.

Selbst da, wo wir sicherste Grenzen zu finden glauben, wo wir ohne weiteres Striche zeichnen zu können vermaßen, z. B. gegenüber dem am machtvollsten die Unterwerfung unter seinen Willen, Anpassung oder Vernichtung erzwingenden Lebensraum, dem Meer, ist die Grenze (Brandungsraum, Hohlkehle, Gezeiten-spannung...) ein organisch sich ausdehnender und zusammenziehender Streifen, oft von eigenen Wirtschaftsbetrieben erfüllt (z. B. Salzgewinnung). Wir brauchen nur zu versuchen, genau einen Strand entlang zu gehen oder zu fragen: wo enden Territorialgewässer? oder die Statistik der küstenleihen, amphibischen Bevölkerung in Südchina oder Japan scharf ins Auge zu fassen mit der Frage: wer ist Küsten-, Fluß- und Meeresbewohner?

Eine scharfe Linie zu ziehen zwischen Anökumene und Ökumene auf dem Lande, das gelingt nur an einzelnen Stellen und überzeugend kaum hier, da auch für unbewohnbar geltende Räume für den hochgespannten Lebenswillen fast überall durchdringbar sind. Eine sie zeichnende Linie ist putativ, willkürlich — und zwar gleichviel, ob dieser Versuch gegenüber der ethnischen, d. h. durch den Boden bestimmten, oder der klimatischen, durch die Niederschläge, Wassernangel und Wasserüberfülle bestimmten, für unbewohnbar gehaltenen Zone unternommen wird. Jede Rasse, jedes Volk, jeder Reisende und Wissenschaftler legt diese Linie anders: der Russe, der Chinese, der Japaner, der Malaie, der Tibeter, jeder zeichnet sie z. B. anders in eine Karte von Nord-, Hoch- oder Südostasien ein.

Der klimaharte schneegeehrte Hochländer kann noch ausharren, wo der

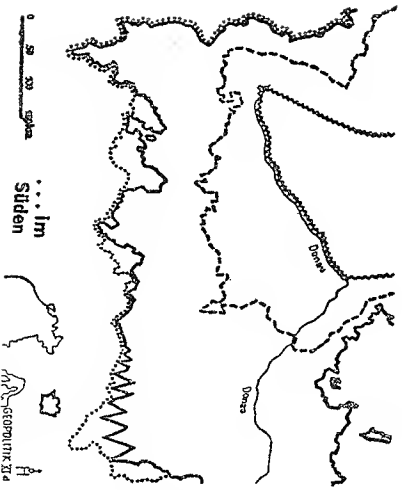
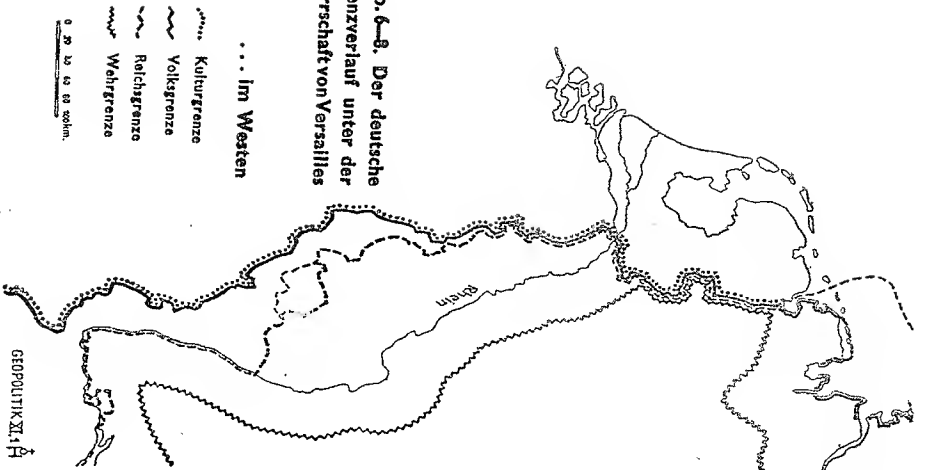
küstenleihen Japaner, der mittelländische Romane die passive Resistenz gegen die Klimahärte längst aufgegeben hat! Niederlassungen von Jakuten, Wohnstätten auf Spitzbergen, das Ziel des Tibetens, in dem er vergnügt mit seiner Familie haust, sind unerträglich für den klimaweichen Siedler. Der Bergbewohner siedelt neu über den Bergsturzhalde von Goldau und Plurs; der Vulkanbewohner freit sich der naturheilen Bäder in Kraterböden, die der Wald- und Ebenenbewohner schon vermeidet; er bedeckt die durch Vulkanausbrüche verwüsteten Gebiete neu mit gefährdeten Kulturen.

Der auf Seemahrung gestellte Mensch der Südsee, der Malaie findet noch erträgliche Daseinsbedingungen, wo sie für den Nicht-Malaien längst aufgeföhrt haben, der nicht — das Messer zwischen den Zähnen — den großen Raubfisch im Hand-zu-Hand-Geflecht unter Wasser aus der Brandung des Atolls tanzend herausholen kann.

Relativität gilt also auch hier; und doch müssen wir, ihrer bewußt, klare Grenzbestimmungen erstehen. Eine ungemein eindringliche Mahnung der politischen Geographie liegt darin, bei aller Wahrung des Charakters praktisch Kompro-misse zu suchen, zu finden und vor allem sie der praktischen Politik suchen zu helfen — selbstverständlich in der günstigsten Führung für die Lebensdauer der von dieser Grenze zu schützenden eigenen Lebensform.

Eine große Schwierigkeit dabei ist, daß — genau wie die Statik und Dynamik der Grenze — auch ihre psychologische und mechanische Feststellung sich in fortwährendem Widerstreit befinden. Man braucht sich nur die ungeheure Spannung etwa zwischen einem Buche, wie E. Lucka's Untersuchung über „Grenzen der Seele“ und den Tabellenmethoden der Wiener statistischen Schule klarzumachen, wie sie z. B. das Statistische Seminar über Bevölkerungs-, Wirtschafts- und Kulturfragen des Grenzlanddeutschtums an der Wiener Universität (Dr. W. Winkler) anwendet, und wie sie aus Emanuel Czubers „Statistischen Forschungsmethoden“, Wien 1921, hervorgehen, und daß beide Extreme für den Forscher über das Wesen der Grenze wichtig sind. Oder man möge sich vorstellen, welcher Sprung von einer Erfassungsmethode, wie sie völkerpsychologisch etwa Stefan Zweig in seinen „Drei Meistern“ für die Unterschiede britischer, französischer und russischer Selbstdarstellung anwendet, zu einem Zahlenvergleich des britischen, deutschen, französischen, russischen Menschen, ihren Indizes führt. Das eine wie das andere Verfahren aber, allein angewandt, führt mit einer falschen Konzeption der Typen notwendig auch zu einer falschen Auffassung ihrer Abgrenzungen. Man sieht daraus auch ohne weiteres, wie unmöglich es ist, für richtige etnologische Museumswirkung in der Völkerkunde die Kunst der Völker von ihren anderen Lebenserscheinungen zu trennen. Der Grundsatz „L'art pour l'art“ ist in diesem Falle genau so falsch wie die Zahlenwut und die Idee, nur Massen und Zahlen sehen zu wollen.

Abb. 6-8. Der deutsche Grenzverlauf unter der Herrschaft von Versailles

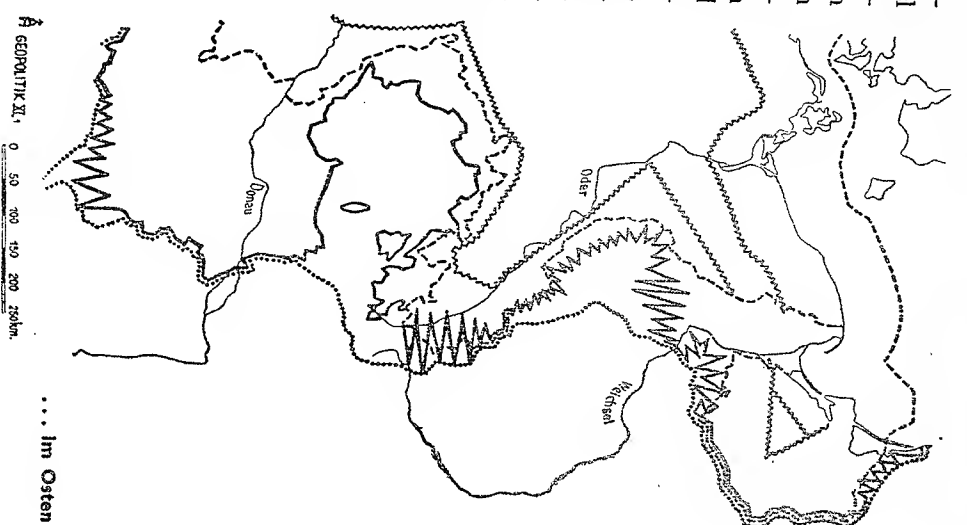


Wir können also philosophische, soziologische und statistische Erlassungsweg gegenüber dem Grenzbegriff nicht ausseran derhalten, sondern müssen sie alle bis zu einigermaßen zusammenlegbaren Ergebnissen verfolgen können. Wir empfinden daher bei einer der wichtigsten empirischen Tätigkeiten für die Erhaltung unseres, wie jedes andern Volkstums auf der Erde eine allzu haarscharfe und haarspalende Ressortierung und Fakultätsordnung als mehr denn ein Hindernis, als eine der größten Gefahren! Lehrt uns Wagner (I S. 825), klare Außengrenzen gerade als praktischer und zeichnender Geograph fordernd, „klare Außengrenzen als Erscheinungsformen fortgeschrittener Zustände“ sehen, so steht er damit doch unter dem Eindruck einer langen Ruheperiode, die nicht die Regel, sondern die Ausnahme ist, und läßt den Gegensatz zu, daß unklare Außengrenzen auch in Mitteleuropa Rückschritt bedeuten!

Auch den „relativen Wert der Sprachgrenze wie der Kulturgrenze“,

ihre ungemeine Verschiedenheit — zum Beispiel (10) zwischen der wallartigen Sprachgrenze im Westen unseres eigenen Volksbodens mit den „herabgefallenen Steinen von einer großen Mauer“ und der gegenseitigen Durchdringung von Germanen, Slawen und Zwischen-Europäern mit ihren drei großen gegenseitigen Zureichungen im Osten — enthält die Grenzempirie viel mehr als die theoretische Lehre. Wir finden vor allem vielfach eine Überschätzung der Sprachgrenze auch von den Staatswissenschaften übernommen und von der Linguistik natürlich begünstigt, so daß sie z. B. zu unseren schweren Schäden an mehr als einer Stelle die von ihrem Kulturwillen zu unseren Kulturboden und Staatgetriebenen zugewandten Kleinvölker gewaltsam zu fremden Bereichen abschob (Masurenfrage, zugewandte deutschfreundliche Slowenen in Kärnten, Aufdrängen des Schriftpolnischen in Schlesien; Wendenfuge; Friesen, als Minderheit aufgezehrt usw.).

Willenseinheit zur Lebensform, zur Verwirklichung ihrer Kulturmacht und Wirtschaftsmöglichkeiten, ihrer Persönlichkeit im wachsenden Lebensraum zeigt uns die Empirie wohl als den entscheidenden Faktor für die von einem Grenzwillen zu ihrem Schutz umfaßte Volkheit. Mit dieser Auffassung kommen wir zu fruchtbaren Ergebnissen und zu der Lebenshaltung, zum Vivere, das ein primum ist und bleiben muß, vor dem philosopharil (11)



III

RECHTSBUCHSTABE UND LEBENDSRANG

Die Grenzempirie zeigte uns die werdende Grenze als Kampfzone, als dreidimensionalen Kampfraum — das Rechtsideal aber, der Rechtsbuchstabe möchte sie am liebsten zur mathematischen, möglichst körperlosen Linie machen, mindestens zum linear auf der Karte, auf dem Papier enttragbaren Begriff, mit Buchstaben und Zahlen möglichst unverrückbar zu umschreiben und zu beschreiben. So aber fanden wir in der Wirklichkeit des Lebens, von seinen Erscheinungen hin- und hergeschoben, die Grenze nicht, nirgendwo und nie, an keinem Orte und zu keiner Zeit. Wer sie nicht wirksam bewachte und beschützte, dem entglitt sie und entzog sie sich, auch wenn sie mit dem Rechtsbuchstaben noch so gut festgelegt schien. Denn freilich: Abgrenzung ist Naturgebot; aber Starrheit in ihr ist lebensfeindlich, an Lebensformen ein Alterszeichen, ein Beweis fliehenden und schwindenden, nicht drängenden und überquellenden Lebens. In ihrer Vollendung bedeutet sie Tod, ein Abgestorbensein, aus dem neues Leben schließlich nur unter völliger Nüchternheit seiner alten Lebensformen zu quellen vermag. Aber Staaten wie Völker müssen genau wie der Einzelne des *memento vivere* mehr denken als des *memento mori*, wenn sie in dieser Zeitlichkeit fortestehen wollen.

So fragen wir also nicht: Wie kommt es, daß sich das Leben dem Rechtsbuchstaben dennoch unterwarf (denn das tat es nie und nirgendwo), sondern wie kommt es, daß sich die Grenzempirie mit der Grenzübergreifung einigmaßen abgefunden hat, auch in den Bezeichnungen, den Normen, die sie schuf?

Wir fragen nach dem Wie? zuerst wieder das Grenzbild der Praxis: es findet sein Vorbild im Grenzstein, im eichenen Pflock oder einem naturentlehnten Grenzbestandteil, Grenzpfosten, Grenzbaum — am liebsten so gesetzt oder gewählt, daß eine Linie, Schnur, Maßkette, ein Draht von einem zum andern gezogen werden kann, wenn nicht gar ein Menschenwerk mit Scheidekraft, ein Zaun, ein Gitter, eine Mauer. Hier aber macht sich schon das eigenwillige Leben geltend, das die Dauer der Grenzmark bestreitet: der Stein kann sich senken, schiefe werden, verwildern, das Eichenholz verrotten, das Metall verrosten; die durch sie vermarkte Grenze bedarf also doch wieder des menschlichen Hüters und Zeugen!

Damit er selber sicher über ihren Lauf sei, legt er wohl eigenartige, nur ihm in der Form vertraute Steine ortsfreier Herkunft, sogenannte „Kunden“ unter den Grenzstein selbst oder in einer nur ihm, dem Feldgeschworenen, dem Markscheider bekannten Anordnung um den Eichenpfahl herum, sogenannte „Zeugen“. Ruten werden auf diese Weise in und auf dem Boden geschaffen, im Kleinen und Großen, als Stütze menschlichen Gedächtnisses.

Uralte menschliche Erinnerung aber wirkt sich noch oft in den Grenzbezeichnungen und den Grenznormen aus, Erinnerung an Entstehungsstände der abgegrenzten Lebensformen in Staat und Volk, die anderwärts längst entschwunden sind: sie leiten uns über zur Einsicht in die Vergänglichkeit der Grenze in der Geschichte.

So gewinnt die Ercheinung, das bodenwüchsige Bild der Flurgrenze — das wir oben gezeichnet haben — Tragweite für die Abgrenzung größerer Lebensformen. Aus dem Grenzbaum, der Grenzmauer, der Grenzfurche, dem Grenzwasserlauf oder der Wasserscheidengrenze als bevorzugtem Zeichen der Grenze und den Worten dafür sehen wir heute noch geographische Entstehungsstände im Gegensatz von Ackerbau- und Viehzuchtvölkern, Wald- und Steppensiedlern nachgespiegelt. Wir erkennen sie wieder, wenn der Schwede „Stränk“, die Schranke, der Ostasiate „kwan“, die Barriere, sagt und dabei an den gefällten vorgelegten Baum denkt, wenn der Waldmensch die Marke am stehenden Stamm (Schneide, Sued, Schneebäume) als Scheide sieht, der Bewohner freierer Flächen die gelegten Steine (Laag, Schied, Steine) als Mark, March oder Mal nimmt, der Ackerbauer im Rain das Urbild der Grenze anerkennt. „Lira“, die gezogene Furche der Romanen, ist dem Rain ebenbürtig; „Achte“, Bann oder Mund oder Bord, Border (mehr nordisch, vom Schiff geholt); wie vielleicht auch Graesen, zu Graens, gräuse (dän.), „granza“ forgebildet. Feine Schattierungen entstehen, wenn die romanische Grenzübergreifung neben die germanische tritt, wie frontier (frontière) neben borderland (Bord) und boundary (12), wenn die Linie, die vom Wall, Limes geschützt, auch im Wort im Gegensatz steht gegen den Schutzstreifen! Da steht wohl auch der Gedanke der Grenzrodung schroff auf gegen den Gedanken der geschonten Grenzwildnis; Remnsstieg, Durchtrieb und Schneuse gegen den zusammenhängenden Bannwald. Saun und Linie, der dreidimensionale, durchblutete Grenzkörper und die blut- und körperlose, möglichst mathematische Abstraktion treten als Gegenvorstellung auch hier wieder auf, nicht zuletzt in dem gewaltigen Kampf des Hauptstaatsvolkes der west- und inneruropäischen Kultur, der Römer, gegen die nordischen Rassen und ihre Nachfahren, die seine ausgeklügelten staatsrechtlichen Grenzkonstruktionen inner wieder mehrwerten.

Limes, finis, terminus, der Begriff der Schicksalsgemeinschaft innerhalb einmal gezogener Grenzen, des *confiniums*, der *confinitio*, sie alle stehen im Grunde feindselig wider die germanische freiere Grenzauffassung — wenn auch die nordischen Grenzfrevlersagen für die Schärfe germanischer, nicht weniger rechts-

bewußter, nur eben anders geariteter Grenzempfindung zeugen, so z. B. das furchtbare Entzweißen des Grenzstüdes mit der Pflugschar als Sühne für Grenzverletzung und Fälschung. In solcher Übereinstimmung über den Begriff der Heiligkeit erarbeiteter Grenze begegnen sich zwei ursprünglich gesunde, auf ausreichenden, durch Pflügen und Roden vergrößerten Raum gestützte Agraranschanungen, deren Volksboden leichter durch unbewohnbare, epithelare, antökumenische Scheiden auseinanderzuhalten ist, als durch Kulturgrenzen mit ihrer Verunstaltung. Denn Grenzen sollen gleichzeitig scheiden und doch auch gangbar sein; wie schwer eine so gegenstrebige Forderung zu vereinigen ist, zeigt aber, daß schon die alte deutsche Feldordnungsform mit Recht vor dem Weg, der Straße als Grenze z. B. zwischen Vorpostenabschnitten warnte. So hat war die Grenzachtung in Aileuropa begründet, daß aus der Stange germanischen wie römischen Agrarrechts doch das Wort „verrichtet sein“, aber auch „delirare“ (Röm. gleich Abgeben von der Itra, der gerade gezogenen Furche) herkommt (nach einer glaubhaften neueren Ableitung), während das französische *délier*, bereits abgeleitet, schon nicht mehr so bildbehaftet ist. Diese von der Grenze hergenommene Auffassung ist auch bei Landbauvölkern gar nicht überall zu finden. Die ostasiatische Staatsphilosophie z. B. kommt zum gleichen abgeleiteten Begriff durch die Zusammenstellung der Zeichen für Tier und König (*chün*), also des Menschen, in dem das Tierische Herr geworden ist. „Verrichtet sein“, „delirare“ ist also ein nur dem Europäer geläufiges, von der strengen Grenzauffassung des Germanen- und Romanentums hergenommenes Bild! Es ist sehr fraglich, ob das leichter Grenzen überwallende Slawentum mit seiner „breiteren Seele“, wenn es zur Zeit der Gestaltung der Grenzbegriffe in Europa selbst grenzschöpferisch aufgetreten wäre, auch auf dieses Sprachbild abgekommen wäre (13).

Gewaltig ist denn auch der Einfluß des römischen Staatsvolks auf die Grenzbegriffe der europäischen Kulturwelt und ihres zur Erdumspannung erweiterten Kulturkreises. Ihn haben wir, neben den Zeugen unserer eigenen Vergangenheit, wohl am meisten vor Augen, wenn wir der schon berührten Vergänglichkeit der Grenze in der Geschichte gedenken. Wie manche naturentlehnte Grenzform — als Birg, Grenzwall, Schanzengraben heute noch erhalten — wird nach dem bekannten Schlüssel „aut Caesar aut Diabolus“ entweder als Römer- oder Teufelsmauer einer dieser beiden grenzziehenden Autoritäten zugeschrieben, soweit nicht die Schweden in den katholischen Teilen Deutschlands subsidiär an Stelle beider treten. Da, wo das hellenistische an das islamische und indische Kulturgebiet stößt — auch in einer der am meisten rumenübersäten, kulturgezeichneten Grenzlandschaften der Alten Welt —, da sehen wir Alexander den Großen, den Wegbahner neuer Weltgeschichte (Jullundur, Iskender) eine ähnliche Rolle spielen wie Cäsar im Westen. Für den chinesischen Kultur- und Volksboden tritt der rücksichtslose Bücher- und Gelehrtenverbrenner Shi-Hwang-Ti, der Urheber der Großen Mauer, als Grenzschöpfer auf. Über deutsche Kulturmärken und Rest-

zeugen einer großen vergangenen Ausbreitung ist ein abschließendes Werk noch nicht erschienen, das so heterogene Grenzmarken auf einen Nenner brächte, wie auftretende Ordensburgen oder Hochschulen, unsere verbrannten oder geriebenen deutschen Schauburgen im Osten, in Prag, Riga, Pest, mit den Sturmglocken von Gent, dem Reichsadler des Roberts in St. Trophime zu Avies, den Stationspfeilen unserer Kolonien, den Wappensteinen des Großen Kurfürsten an der Guineaküste und den deutschbürtigen Namen Englands, Frankreichs, Andalusiens, der Lombarden, der Gotik und sonstigem Zeugnis deutscher Dichtung, Kunst und Sage in verlorenem Grenzgrund. Es fehlt hier ein großer Zusammenbau unter einem großen Namen, wie auch die Fremdspuren auf deutschem Kultur- und Volksboden wohl längst in allen Einzelheiten erforscht, aber noch nicht zu einer großen Synthese vereinigt sind: Keltennamen und Slawenspuren, die vielen „Augusta“ und „Colonia“, die großen und kleinen „castra“ und „castella“, wie das der Partheskadron mitten im Werdenfelserland, deren Kern sich heute noch deutlich für den Wissenden abzeichnet, oder der Batavertuppe, die heute noch im Namen von Passau fortlebt, vielleicht im schweren, dumpfen Klang der örtlichen Mundart, die noch das T anklingen läßt.

Deutlicher und greifbarer ist schon im allgemeinen das Ringen von Rom mit seinem Staats- und Imperiumsgedanken und dem deutschen Rechtsgefühl behandelt worden. Dazu fiel „*magni nominis umtra*“ in Gestalt der meisten „*termini technici*“ der Tagelöhner- und Markscheidkunst zu deutlich in das germanische Rechtsleben herein, wenn deutsche Kolonisten- und Bergmannstüchtigkeit auf und unter der Erde auch dann selbst wieder das übernommene Kulturgut sehr sprachschöpferisch weiter ausgestaltet hat (14). Die römische Freude an Form, Satzung, Disziplingefühl hebt E. Zeller (15) gerade in bezug auf die Grenze und ihre zahlreiche Götterwelt hervor. Da gibt es „*Terminus*“, den Grenzstein, heute noch im deutschen Sprachgebiet der Behörde, dem Rechtsanwalt wie dem Endbahnhofsamt wohlvertraut; sein Fest lag zu der praktischen Zeitfrist des 23. Februar vor Beginn der Feldbestellung. Es gab Janus, den doppelköpfigen Beschützer des Ein- und Ausgangs, Forculus, der Haustüren, Limentinus, der Schwellen, Cardea, der Türgelchen; ein fast so reiches Götterheer mit Spezialschutzobliegenheiten wie im Fernen Osten, wo selbst die stillsten Stellen des Hauses noch von einem ganz eigenen Satz von Schutzgöttern (*benjo no kami*) betreut werden.

Fremder Götterimport aber verrät in jeder Lebensform am klarsten das Überwallen fremder Kulturgrenzen in sie hinein. Ungerechnet die späteren Unterwanderungen durch die Götter des nahen und mittleren Ostens ist in Rom von Staats wegen auf diese Weise Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr. Apollo, 496 Demeter, Persphone und Dionysos, 291 Asklepios mit einer Pest aus Epidaurus und 205, als letzter Appell in einer großen Notlage, in der Ilamnapanik, Kybele, die große Göttermutter, vom Ida aus Pessinus in Phrygien als Grenzverteidigerin ein-

geholt worden, nachdem man freilich schon — allerdings 12 Jahre vorher — die Venus-Astarte, Kombination der erylischen Venus, als Symptom der Grenzverdringung zur griechisch-phönischen Mischkultur Siziliens mit einem Tempel geehrt hatte. So ist einerseits der Grenzkampf gegen die fremden Kulte, andererseits das Überleben der römischen Grenzmonarkie ein sehr interessantes Kapitel, noch mehr die Infiltration des starren römischen Grenzbegriffes gegen die germanische Ahnende und freiere Weidrechtvorstellung. Aus ihr wird z. B. das Auseinanderklaffen des Rechtsgefühls in der Frage der Alpenverhältnisse in Tirol verständlich und zu einem typischen, statt vereinzelt Zusammenstoß des Rechtsgefühls im gesamten germanisch-romanischen Grenzgebiet (Münster, Wallis, Tiroler Hochtöden). Sogar Almrechte in den Pyrenäen (Andorra, Aran), aus spanisch-germanischen Weidrechten entstanden: alle diese Anzeichen schließen sich zu einer großen Kette von Aufassungseinheit beim Aufeinanderprallen verschiedenen Grenzrechts von Germanen und Romanen und verschärften noch deren naturbedingten Zusammenstoß.

Auf solche Weise Einzelheiten zusammenfassend, vermag man doch in den unendlichen Wechseln der Grenzenteilung, der Grenzverdringung sehr wohl Gesetzmäßigkeiten, der reinen Willkür des augenblicklichen politischen Machtbildes Entzogenes zu sehen. Man erkennt vor allem eine Neigung zur Wiederverdringung, zur Wiederverdringung naturerlehter, naturbegünstigter Grenzformen bei Grenzverdringungen, Grenzverdringungen, die sich im Spiegel der philosophischen und naturwissenschaftlichen Literatur meist ganz anders ausnehmen als im Spiegel der juristischen.

Das gilt besonders von allem, was den Korrekten Ärgeris gilt, das die Regel, das gerade Linienspiel durchdringt, wie vor allem dem Begriff des „Ausmaßes“. Es entstehen Enklaven, Restzustände, bei denen es eben entscheidend darauf ankommt, zu erkennen, ob es sich um vitale, ja besonders lebenskräftige Zustände der Erdoberfläche, bodenbestimmte Züge, Einheiten handelt, die im Grunde stärker sind als scheinbar viel größere, aber politisch vergänglichere Bildungen, oder aber um Rudimente im biologischen Sinn, um überwundene Zustände, die immer mehr zu Rückbildung und Schwund, zu schließlichem Abfall vorwärts sind: während aus den zuerst erwähnten Formen Reserve zu Neubildungen, zu unbegrenztem Erhalten von an sich lebensfähigen, wenn auch kleineren Formen, sonst untergehenden Rassen, Stämmen und Menschen- oder Tierstößen werden können.

Aus solchen Bildungen können dann Dauerelementen im Grenzgefüge werden, die sich jahrtausendlang einer unnatürlichen, linearen Grenzverdringung mit größtem Erfolg widersetzen. Der vorübergehende Ausweg von Kondominien in allen Abstufungen der Kondominatbildung führt sie oft mit ihrem Eigenleben durch die Kampfplätze der gewalttätigsten Großverdringungen, an Überschneidungen großer Kulturkreise glücklich hindurch; sie haben dann die „Confinatio“

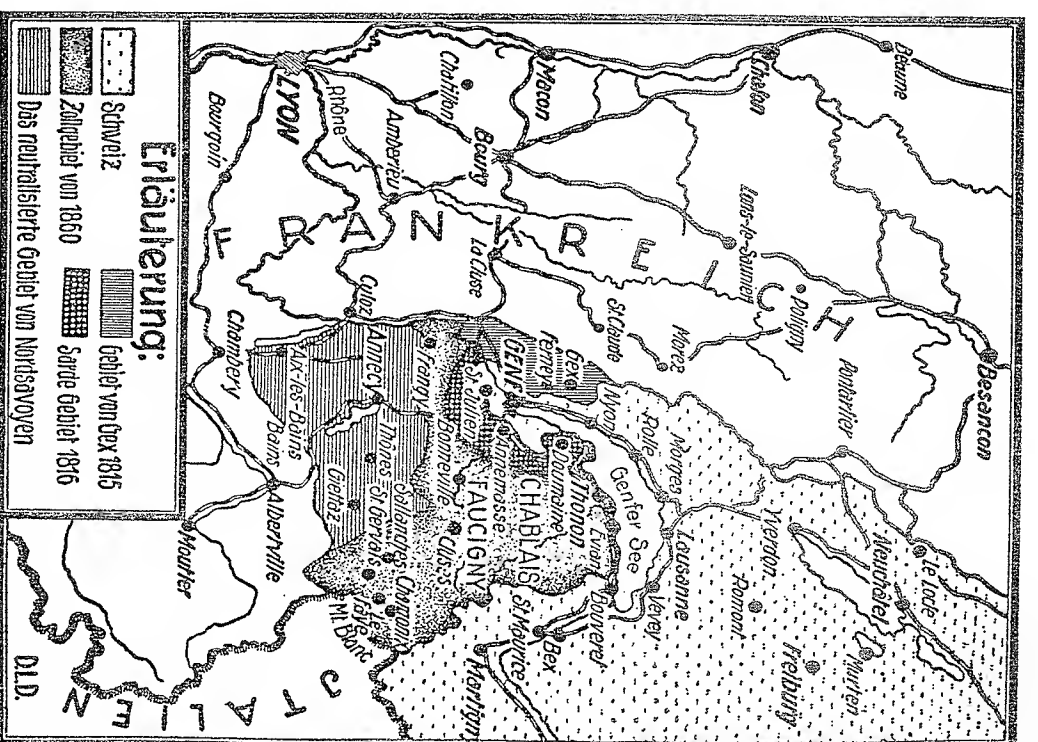


Abb. 9. Schutz-Zonen-Räume um Genf

als Schicksalsgemeinschaft mit Erfolg durchgeführt, oft in scheinbar unbegreiflichen Zusammengehörigkeiten ertrotzt.

Vielmehr ist die sonst aus rein historischer Entwicklung kaum erklärbare Zahlbarkeit kirchlicher, kollektiver Institutionen, die Stilverspätung innerhalb von Inseln, die nicht einmal völkisch einheitlich sind (16), von Gebirgs- und Kessel-landschaften (Schweiz, Fergana) auf solche geopolitische Schutzumarmungen zurückzuführen.

Es gehört zu den feinsten, auch völkpsychologisch dankbarsten Aufgaben der Wissenschaft, hier dem Zusammenspiel zwischen Boden und menschlicher Einführung in seine Forderungen nachzugehen und — oft an Resten uralter boden- und klimaverhaltener Bräuche — die Gründe der Erhaltung von Abgrenzungen festzustellen. Inner kommt man auf den Zusammenhang zwischen erbestimmten und bodenwichtigen Zügen und menschlicher Site, ob das nun an dem Branch des Osterfeuers, Martinsfeuers, Fasten- und Johannisfeuers in den Rheinlanden (17), an der Erhaltung wesentlicher Weideweite und ihrer Freizügigkeit selbst über hartnäckigste, befestigte Grenzränder hinweg (18), an Minderheits-, Staats- oder Volkerechten (Sachsenboden z. B.) sich erweisen lasse.

Vielfach geben einen Anhalt dafür auch die unzweifelhaft geographisch abgestuften Rechtsformen der Grenzverlegung und Grenzbewahrung im kleinen wie im großen; vom Grenzbezug, von den Rechtsformen bei der Abmahnungsrennung bis zu den großen, berühmten Friedensschlüssen (19), den Kautverträgen über Land und Leute (Florida, Louisiana, Alaska, Panama, Karolinen und Marianen sind doch nie gekauft worden!), den Annexionsklärungen und Flaggenghisungen. In vielen dieser Scheinrechtshandlungen tritt allerdings doch der Begriff der Mündigkeit zur Selbstbestimmung als einfaches Werturteil des Stärkeren zutage (20), das Erdkunde und Geschichte zuweilen bestätigen, häufiger verwerfen. Gestalten wir den großen Zug dieser Anrengungsreihe in Einzelheiten weiter aus, so ist es zunächst der Rechtsbegriff ausmärkischer Gebietssteile und das Verhältnis der politisch-geographischen und kultur-geographischen Grenzbestimmung zu ihm, das uns beschäftigt, in der die in sich zu feste Gau- oder Landzelle meist eine Verlegenheit schafft, indem sie dem Zentralismus, der Bürokratie unliebe, ja verhaßt, der Selbstverwaltung und Freiheit aber liebe Ausnahmezustände bedingt.

Im privaten Grundbesitz ist der Begriff ja wohl vertraut; die Selbständigkeit großer Güter gegenüber den für ihre Lebensnotwendigkeiten verständnislosen Gemeinden kleiner Leute fällt in sein Recht, das heute im demokratischen Zeitalter so vielfach angefochten wird.

Trotz „Proletariat“ ist und bleibt Kultur ein aristokratischer Begriff!

Aber was sind in der politischen Geographie Andorra, San Marino, Fergana, Bhutan und Nepal anderes als „ausmärkische, eigenleibige Gebietssteile“? Oder im größeren Rahmen das historische Eigenleben von Böhmen gegenüber dem Reich, das der Palaststaaten in den Alpen, der Schweizer Hochlandchaft zwischen Bodensee und Genfersee mit ihren Brennpunkten Zürich und Bern vor dem Wall der Hochgebirgskantone gegenüber nördlichen und südlichen weiteren Vorland? Haben nicht solche Beharrungszustände bei der raschen Rückbildung des britischen Imperiums nach dem scheinbaren Höhepunkt der Umrundung des Indischen Ozeans (Afghanistan, Ägypten, Irak, ja Indien selbst!) bereits im größten Umfang Rechtsformen angenommen?

Die nächstliegende Entstehungsmöglichkeit ist ja gewiß die aus ursprünglich neutralen Grenzazonen, aus Grenzsummen, in denen sich unvermerkt das eigene Leben in Kernräumen bilden konnte. Ein durch internationale Hindel berühmt gewordener Fall ist der des Gebietes von Chientao als Sonderfall des chinesisch-koreanischen Grenzsummes längs der Yalu-Tumen-Furche und der Weißen Berge. Ähnlich ist Andorra entstanden aus zäh behaupteten kirchlichen Rechten, wie die Grananomale des oberen Aruntales in den Pyrenäen aus spanischen Weideweiten (21), die in den Nordhang hinübergreifen, wie im kleinen der Urnaboden am Klausenpaß ins Glanerland.

Wir sehen daraus, wie überaus wichtig es ist, eine bei Friedensdiktanden der

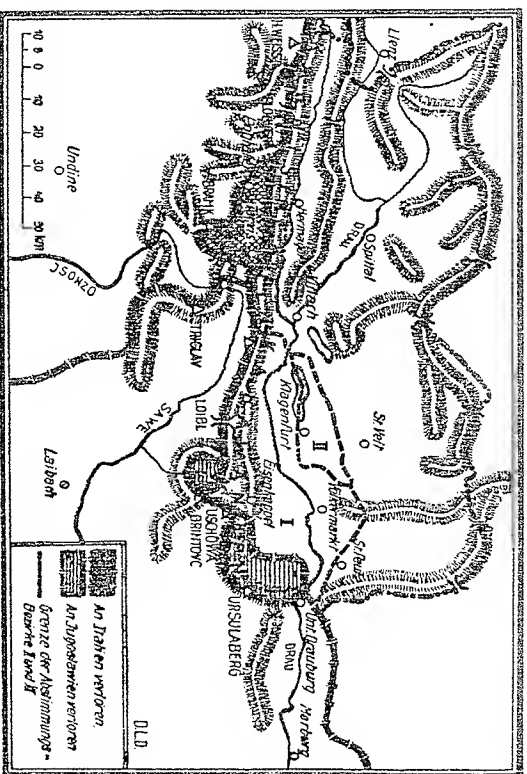


Abb. 10. Kärntens Südgrenze

Zerstörung entgangene, völlig günstige Zugehörigkeit verlорener Grenzlandschaften in kirchlichen, meist dauernderen Eingliederungen, in wirtschaftlichen Wechselrechten festzuhalten. Das beweist in unsern Tagen negativ die Abtrennung von Eupen und Malmédy, positiv der Ausgang der Saarbisitums-Bestrebungen. Denn gerade der Saarstaat (vgl. Frankreich und Tiroler Bischofswahl, Frlf. Ztg. 25. 2. 22) zeigte doch typische Analogien zu solchen grenzüberschreitenden Kondominiums. Was bedeutet aber heute wieder der Rechtsbegriff des Kondominiums politisch-geographisch für die Beobachtung des Lebens der Grenze? Er ist gerade für uns Innereuropäer außerordentlich wichtig geworden. Saar, Rheinland, Danzig, Memel, Oberschlesien sind doch verschleierte Kondominien geworden oder gewesen, wie es die Mandchurei, die Mongolei, Tibet, Il, die Neuen

Hebriden heute sind, wie Moresnet, Sachalin, die Kurilen, Riukiu-Inseln es vor kurzem noch waren. Yunnan war schon im Begriff, hineinzugleiten, das dann noch durch die chinesische Wirtschaftskraft, nicht Staatskraft gerettet wurde, wie Ägypten lange zwischen Türkei, Frankreich und England tatsächlich Kondominium war. Hier liegt also eine höchst bedeutsame, aus Versuchen und der Empirie der Überlieferung und dem Völkerrecht zugewachsene Frage vor, ein Schwebestadium, bei dem der zähere Rechtswille, oft auch das feinere Erkennen biologischer Lagerungstendenzen ausschlaggebend ist. Gerade die Frage, wie weit faktisches Kondominiumverhältnis in Reichs-, Länder-, Rassen- und Wirtschaftsgrenzfragen geht, ist höchst „aktuell“. Sie ist im Grunde die Daseinsfrage des ganzen Großgrenzgefühls von Zwischenneuropa, zwischen Innenneuropa und dem nordasiatischen Raum der Sowjets, wo so vielen künstlichen Lebensformen die wirklichen Bedingungen selbständigen Staatslebens in einem natürlichen Lebensraum so völlig fehlen, mit denen sie die Daseinsbedingungen der *Confinatio* erfüllen könnten.

Auch in Europa, da, wo aus achtzehn Staatseigenschaften achtundzwanzig wurden, während der Lebensraum sich verengte, nicht erweiterte, wird es vielleicht einmal heißen: „Go get you home, you fragments“ (22), wenn man sie nicht mehr als politische Werkzeuge nötig hat.

Wie Kondominiumsgrenzen entstehen, das läßt sich etwa an der ukrainisch-polnischen Grenze, an der innerdeutschen Zollgrenze (vgl. Kap. XII), der Curzonlinie zwischen Sowjets und Polen, der Tieffeldlinie (deutsch-dänisch) und Störzlinie (Oberschlesien), der Wilnafrage neuerdings erweisen.

Eine große Rolle spielt aber auch die kalbfähige Übertragung von Privatrechtsverhältnissen subsidiär ins Völkerrecht beim Wachstum der Vereinigten Staaten wie des australischen Inselreichs und Japans, vom britischen Empire ganz abgesehen. Hier finden sich mit größter Vielseitigkeit unter den Entwindungsvorgängen Kondominium, Usucaption, Kauf oder Zwangskauf unter Erpressungsdrohungen angewendet. So verdienen als Vorgänge der „Kauf“ von Florida, Louisiana, Alaska, der dänisch-westindischen Inseln, der verschleierte Zwangskauf mit nachträglicher geringfügiger Entschädigung, verkappter Raub von Panama und Kalifornien, die Usucaption von Kalifornien und Texas unterschiedene Beachtung (20). Schwer entscheidbar ist in allen solchen Fällen natürlich, wo die erstarrte geprügte Form, der nicht mehr lebendige Buchstabe mit innerem Recht gegenüber dem evolutionären oder revolutionären Lebensdrang verspielt, von dem er dann schließlich mit Naturkraft überrannt werden mußte.

Hier liegt in Wahrheit die letzte Frage des Völkerrechts, die nur mehr als Ermessenfrage und Werturteil betrachtbar ist, wie sehr man sich hinter Formen verschanze. Uns scheint der Gegensatz zugleich einer des romanischen Rechtselements gegen das germanische zu sein, weil wir Germanen solange die biologisch Stärkeren zu sein schienen, aber er ist ein allgemeiner Gegensatz aller ausgearbeiteten Staatsvölker, zuletzt des Staatsbegriffes selbst gegen die Volkskraft,

aller Gewesenen gegen die kommenden Geschlechter, in seinen Verschanzungen hinter den Buchstaben ein „posterius timere“ des Rechtes, des Buchstabens gegenüber der Natur. Es war die Volks-Natur, die Österreich heimholte.

Aus diesem Gegensatz flammt der Zwiespalt zwischen den Sowjetbünden und Panasiaten und den alten Kolonialmächten, England wie Frankreich empor, aber auch die Einstellung des Tacitus zu den aus Spiel- und Wagedienerschaft sich selbst verkaufenden Germanen, wie später das Verhältnis der Schweizer Gesetzbuchung zur Reisläuferei quillt aus diesem Gegensatz. Die ganz starken Schweizer Gemeinwesen, die geographisch instinktsicherer, aber auch raumreicher wie Zürich, schafften die Reisläuferei, das Fremdvölkerdingen mit Blut und Schweiß ab; die armen Urkantone hingegen benutzten es als Geldquelle! „Chacun aspire à ce qui lui manque“, sagte der Schweizer Kapitän, als ihm in Versailles jemand vorwarf, die Schweizer fochten ums Geld, die Franzosen um die Ehre! Der uralte Kontrast des ethisch betonten Volkstums gegen den rationalistischen — die Vorteile des von ihm gebauten Privatrechts einer Verfallzeit rückwärtslos ausnützenden — Staatsbegriff wirkt sich aus und setzt die aufkommende Volkskraft fast immer dem Buchstaben nach ins Unrecht. Der biologisch Stärkere empfindet das dann als die Wehrlosigkeit des ausländigen Ehrenmannes gegen den ohne seelische Strümpel angewandten Rechtsbuchstaben. Aber „sie nennen es Treue“!

Hier ist auch der durch eine zu scharfe Linientrennung erwachsenden Grenzzenlosen und Grenzzersetzter zu gedenken. Grenzzenlose und Grenzzersetzter, zwei ganz verschiedene Typen: — die einen, die sich über organische Grenzen hinwegsetzen, weil sie ihnen nichts bedeuten, und die andern, die sie bewußt zerstören, weil sie nur die Hemmung, nicht den Schutz und nicht die organische Wohlfahrt daran empfinden, — lassen sich auch zum Teil geographisch erfassen in ihrer Verbreitung. Herkunft und Einwirkung auf die politisierte Kulturlandschaft erklären.

Sie kommen vielfach von extremen Rassenmischungen her oder stehen in ihrem Werdegang sowohl der physischen als der psychischen Erbmasse nach in zwei verschiedenen Welten, in zwei Kampfzonen, deren Grenzen sie naturgemäß aufzuheben wünschen, aber in verschiedenem Sinn. Die einen, die ersten sehen und empfinden sie nicht. Sie sind die geborenen Weltbürger, Kosmopoliten, Staatenlosen, die Mitläufer jeglicher Internationale, ob sie nun golden oder grün, rot oder schwarz in ihren Flaggen vorherrschen lassen. Anders die Grenzfürer, die Grenzzersetzter um jeden Preis. Sie sehen die Grenze, bekämpfen die Schranke, hauptsächlich deshalb, weil sie auf „deren falscher Seite“ geboren sind.

Auch die mit klugem Bedacht in Anwendung allzu feiner Scheidung zwischen den Grenzen sich tummelnden Nutznießer aus beiden finden hier ihre Beobachtung. In jeder Kampfzone herrscht ein nur ihr eigenes, selbständiges Leben. Seit alten Zeiten hat es Menschen gegeben, die in diesem Pendeln zwischen zwei Machtzonen ihre eigene Rechnung und gepaart mit Unsicherheit eine gewisse

raube Freiheit fanden. Und es gab andere, die klagten, zwei Herren eben nur gerade so weit dienend, als es unerlässlich war, dazwischen die Fugen zum Emporklettern aus Licht wenigstens für einen Teil ihres Wesens fanden. So verankerte Voltaire sein Dasein zwischen dem puritanischen Genf und dem unsicherer werdenden Frankreich, zwischen Delcos und Ferry, und zwar im vollen Bewußtsein der Vorteile des bis zu einem gewissen Grade Staatenlosen. Daß schon in den Tagen germanischer Frühzeit das Hausen im Grenzlag ein beliebtes Motiv zur Erhaltung des Daseins von kleinen Gefolgschaften, von Stamm- und Völkerresten war, dafür hat Freytag in seinen „Ahnen“ ein schönes Beispiel geschildert. Die Natur zeigt uns die Analogie auf jedem Feldrain, an jedem Bahndamm, wo sich Lebensformen erhalten, die sonst verfliegt würden, die aber von da aus ihre Vorstöße wieder unternehmen können.

Wie es Einzelne und Gefolgschaften gab, die immer von dieser Eigenart des Grenzraumes Gebrauch machten, gibt es auch kleinere und größere staatliche Lebensformen, die danach handeln. Aus solchen biologischem Boden ist die Götlande von Staatswesen längs des Himalaya hervorgewachsen, aber auch die Gemeinwesen, die wie herabgefallene Steine einer alten Mauer die zurückweichende deutsche Sprachgrenze im Westen begleiteten. Aus solcher Lage wuchsen Savoyen, Navarra — wenigstens in seinem Herrschaftsgeschlecht —, die Lande der Habsburger und Hohenrollern, die Gebiete der Mandschindynastie zu ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung empor. Wir halten also hier ein wirkungsvolles geopolitisches Motiv, das wir schon bei der Frage nach der Entstehung anderer Bildungen zwischen den Grenzen mit übergreifenden Kultur-, Macht- und Wirtschaftskörpern, bei der Frage der Kondominien z. B., kennenlernten und hier nur in neuer Beleuchtung sehen (23).

VOM SCHRIFTTUM ÜBER DIE GRENZE

IV

Das Schrifttum über die Grenze, die Grenzliteratur — was hat sie uns bisher gegeben, was blieb sie uns schuldig auf dem vielfach redlich angestrebten Wege, bei ihren Versuchen zu einer Grenztheorie zu gelangen? Von welchem Boden immer und irgendwo man auch ausgehen mochte, ob man versuchte, von der philosophischen oder rechtswissenschaftlichen Begriffsbildung und Idealvorstellung der Linie ohne Eigenraum oder aber von dem Kampfplatz, der Kampfzone, der Empirie her allgemein Gültiges zu prägen: immer setzte das Problem ein Erstes voraus — den Mut des Typisierens! Dabei scheint der erste Weg mehr den Romanen, der zweite mehr den Germanen nahe zu liegen; und es ist wohl bezeichnend, daß die einzelnen Vertreter deutscher Anschauungen von der Grenze um so mehr an ihr herumspinnstieren, je mehr sie aus einst romanisierten Landschaften an Rhein und Donau stammen, hingegen um so mehr dem praktischen Ideal der Angelsachsen näher kommen, je nordischer sie selber empfinden und sehen.

Am höchsten scheint mir, beide Richtungen überschauend und ihnen gerecht werdend, F. Ratzel zu stehen. Was er in den „Gesetzen des räumlichen Wachstums der Staaten“ (24) gesagt hat, ist wohl das am meisten Gedrängte und Geschlossene, das Tiefste, was in deutscher Sprache über die Grenze gesagt worden ist. Von dieser wirklich klassischen Stelle würde jede Begriffsbestimmung der politischen Geographie ohne Zweifel auszugehen haben, wie auch tatsächlich der von O. Maull (25) versuchte letzte große Schritt hier anhebt. Die bedeutendsten neueren Schulmeinungen, die britische, deutsche, französische, führen auch immer wieder auf diese Spur von Ratzels Ideen zurück, nicht nur bei seinen unmittelbaren Schülern Helmolt, Dix, Schöne in ihren politischen Geographien oder auf politisch-geographischem Grunde emporgeführten weltgeschichtlichen Arbeiten (26). Sie klingen auch weiter in den unermüdeten Anläufen von R. Sieger, zu klaren allgemein gültigen Begriffsbestimmungen über das Wesen der Grenze durchzustoßen, im Streben von Winkler, die ganze Leistung der sterbenden Habsburger Monarchie auf dem Felde der Statistik noch in den Dienst des Grenzgedankens zu stellen.

Wie ganz anders praktisch freilich, als selbst die bedeutendsten Vorkämpfer deutschen Volksbodens, griff vor dem Kriege das Angelsächsentum die Arrangements von Ratzel auf, die ihm früh durch bedeutende Köpfe, wie Mackinder vermittelt wurden! Lebendig wirkt sich diese Spur aus, so in Mahans und Bryces Amerikafähigkeit, durch Curzon in Asien, im indischen Glacisgebiet, durch Johnston in Afrika, durch Gregory und Griffith Taylor in Australien, in der Grenztheorie und Grenzentscheidung durch L. W. Lyde (27), durch Sir Th. Holdich (28), Fawcett. Die heutigen Führer der französischen politischen Erdkunde, Jean Brunhes und Camille Vallaux, stehen auf den Schuhen von Ratzel (29), wie sie selbst einräumen.

Die organische Auffassung der Grenze in der nordamerikanischen Literatur findet sich gerade bei Ratzel (30) über: Ethnographie und Geschichtswissenschaft in Amerika, kritisch beleuchtet, mit einem höchst wertvollen Zusatz von K. Lamprecht. Aus dieser Art des Zusammenarbeitens zweier bedeutender und schöpferischer Köpfe zu geographischer wie geschichtlicher Synthese zuckt wirkliches schaffendes Leben auf. Aber schade ist es freilich, daß sie es — echt akademisch — unter einem fast irreführenden Titel verbergen, der den Sucher mehr erschreckt als anlockt.

(Gerard) Evelynik Turners Studie: „The significance of the frontier in American history“ (31) ist aber um so bedeutsamer, als diese Arbeit mit den ersten großen Arbeiten von Brooks Adams, der Hauptwirkungsperiode von Mahan zeitlich zusammenfällt, aus denen die heutige Übermachstellung der Vereinigten Staaten hervorging. Denn von jener Handvoll Menschen wurden die Vielen erzeugt, die diese Stellung heraufführten. Sie drehen das politische Gesicht der Union ihren pazifischen und amerikanischen Mittelmeerzielen zu, sie zeigen ihr die ökonomische Cyklone im Annarsch, die wirtschaftliche Beherrschung der Welt — natürlich nur auf Zeit — als erreichbares Ziel, und die Grenzen, über die die Vereinigten Staaten beim Streben danach in erster Linie hinaus tragen mußten.

Turner schrieb dann auch über „State making in the revolutionary era“ (32) und behandelte dabei das Problem der politischen Organisation des Überflusses an freiem Boden, — etwas uns Inneruropäern heute so Fernliegendes! Stahlers: „Man and nature in America“, Windsores „Narrative and critical history of America“ 1888 zeigen schon eine ähnliche Tendenz kulturenographischen Zusammenhangs von Erdkunde und Geschichte, wie später auf Ratzels Anregung Helmolds Weltgeschichte. Es liegt also sicher gegenseitige Befruchtung vor.

Ratzels Zusammenfassungen über die Einfügung des amerikanischen Erdrums in das weltgeschichtliche Gesamtgebäude (heute noch höchst unvollkommen vollzogen, soweit die Auswirkung in Schule und öffentlicher Meinung Festland-Europas in Frage kommt) finden sich dann in „Geschichte, Völkerkunde und historische Perspektive“ (33). Sie sind, wie der Aufsatz „Inselvölker und Inselstaaten“

in bezug auf Japan, eigentlich nichts anderes als Geopolitik — ohne dieses zusammenfassende Wort zu finden.

Der ganze Grundzug und Aufbau der „Encyclopaedia britannica“ ist von Grenzverantwortlichkeits-Bewußsein ganz anders erfüllt, als der unserer großen Nachschlagewerk. Die Zusammenfassung japanischen Denkens darüber findet sich am schönsten bei Uyelara „Political development of Japan“ in der Einleitung, bei seiner ausgezeichneten Schilderung des immer gegenwärtigen Instinkts der Japaner gegenüber Gefahren für Umzug und Außenform ihres Reichs (34). Zu dieser Sicherheit des Instinkts haben wir uns in Deutschland bis heute nicht überall durchgerungen und sind erst sehr viel später, zu spät, unter dem Druck des Weltkriegs zur vorübergehenden Einsicht in das Unterlassene gelangt. Erst das III. Reich macht wieder gut, vor allem mit seinem größten Schritt 1938.

Es ist bezeichnend, daß die wissenschaftlichen Mittel dazu, zum Teil aus dem ewigen Nationalitätenhader der alten Habsburger Monarchie stammend, vorwiegend in den gefährdeten Teilen der Südostmark handgerecht bereit lagen, während sie im Nordosten und reinen Osten, an der Wächsel wie in Oberschlesien, erst aus dem Rohen geschaffen werden mußten. So fand sich das Rüstzeug, — das Penck und seine Schule für die polnischen Marken, Volz für Schlesien geschmiedet hat, das für alle Grenzen private Energie und Initiative, der „Schutzbund“ unter der Führung von Loesch zu schaffen versuchte, der in Wahrheit ein Schutzbund für Inneruropa war, — an meisten vorgelagerten in der Südostmark in Graz, wo R. Sieger der natürliche wissenschaftliche Vorkämpfer wurde, während Wien und Innsbruck anfänglich zurückblieben, bis J. Solch dort die Arbeit aufnahm. „Grenzen“ (35) und „Die geographische Lehre von den Grenzen und ihre praktische Bedeutung“ (36) sind wohl die beiden Arbeiten vom Sieger, in denen seine endgültig gewonnene Anschauung am meisten programmatisch zur Geltung kommt; auch die Literatur, die ihn beeinflusst hat, ist darin gewündigt: von Brien Curzon, Fawcett, dann, wie ich aus Privatgesprächen weiß, Holdich und Lyde, der Schwede Kjellén, von Deutschen Ratzel, Penck, Vogel, Solch. So entstanden zwei der besten von den vielen vereinzelt Anläufen, das Problem der Grenzen dem deutschen Volk so aufzurollen, daß es die Massen ergreifen könnte. Wir haben seither gelernt, daß es unserer im individuellen schwächer gewordenen Volkstyp und ihrem weniger naiven Selbstbewußsein mehr entspricht, wenn wir die, gegenüber ihren Vorfahren, denktücker und feiger gewordenen Massen korporativ anpacken, wie es Volz in seinem „Westdeutschen“ und „Ostdeutschen Volksboden“, Loesch in seinen beiden Prachtbänden „Volk und Reich“ und „Staat und Volkstum“, in kleineren Reihen Auslandsinstituten und Verein für das Deutschtum im Auslande taten. Der Aufzuchtungsfolge wird so unter den Deutschen größer. Es ist der Weg des III. Reichs.

Vergleichen wir aber — vom japanischen oder angelsächsischen, vom romanischen gar nicht zu reden (Dante-Bewegung, E. Ténot: Frontière) — den mißsam

genug auf diese Weise entwickelten Grenzzusinkt von vorläufigen Minderheiten der Innerenpöper, z. B. mit dem der sonst von mir in ihrem Drang zum Staat wahrlich nicht überschätzten Chinesen, so finden wir lange vor unseren Ministern und Sonderkommissaren der besetzten Gebiete dort eine Reihe besserer Maßnahmen zur Wahrung der Grenze, wenigstens in der Theorie.

Dazu gehörten etwa, mitten in einem seit 1911 tobenden Bürgerkrieg geschaffenen, ein sogenanntes Grenzverleidgeamt in China mit zahlreichen Grenzverleidgebüros (12. 7. 1919) Grenzverleidgekommissare bestimmter Grenzgebiete, der meist gefährdeten Nordwestgrenze z. B. (die es übrigens auch in Indien als ständige Stelle gibt), und zwar neben der eigentlichen militärischen Schutzorganisation. Alle chinesischen Stämme in Urga, Kobdo, Ujassutai, Maï-matschin resorbierten in gewissen Dingen direkt zu dem betreffenden Grenzgeneral, der ihr natürlicher Verteidiger auf der inneren Linie war. 1920 wurde die Grenzschutzkommission das Opfer innerer Wirren und des Ehrgeizes ihres Chefs; schwere Grenzverleide in der Mongolei, in der Folge deren Verlust, waren das Ergebnis des Stieges innerer Parteien über gesunde Grenztheorie. Der „Staatskommissar für besetzte Gebiete“ war eine ähnliche Einrichtung. Alles auf Grenze, Epithelenschutz Bezügliche mußte außerhalb des Parteikampfes stehen und frei von ihm gehalten werden, wie ja auch die Auslandsorganisation der NSDAP und die Volksdeutsche Mittelstelle.

Schließen wir diese flüchtige Durchwanderung der Grenzliteratur überschauend ab, so ist der Eindruck: gegenüber dem ungeheuren Reichtum des Gebiets an Erscheinungen steht eine unbegriffliche Armut, um nicht zu sagen Armseligkeit der Literatur, aus der wenige Werke und wissenschaftliche Vorkämpfer herausragen. Diese Grenzwächter sind für zahlenstarke Völker oft in mäßigen Beratzungszimmern unterzubringen; ein Zustand, der an das Wort des Tschechenführers Palacky gemahnt: „Wenn dieser Pfand einfällt, ist die tschechische Nation tot!“ Es war der Pfand des Zimmers, in dem vor wenig mehr als hundert Jahren die Forderung der späteren Tschechoslowakei geboren wurde (37)!

Neben den großen Werken von Ratzel und seinen Schülern, zu denen auch Förster (38) mit ersten Formulierungen, neuerdings Maull gehört, sind zahlreiche, nur oft recht einseitige militärgeographische Monographien häufiger, die dann aber nur auf einen beschränkten Leserkreis abzielen. Noch enger war er für die oft ausgezeichneten Einleitungen deutscher, französischer, englischer, russischer, japanischer Generalstabswerke; einen der ersten, leider nur einem engsten Fachkreise genug bekannten Grenzgeographen haben wir in Mollie zu sehen.

Es ist seltsam, wie leicht auch gute Arbeiten über politische Geographie der Gefahr verfallen, zwar an einzelnen Stellen die gewaltige Bedeutung der Grenzen zu betonen, wie A. Dix in seiner „Politischen Erdkunde“ (39) in der Einleitung, aber dann nur noch einmal etwa auf S. 49–51 und 76 flüchtig davon zu spre-

chen, dem Leser aber das Ziehen der Folgen zu überlassen. Ähnlich verfährt leider auch das größere Werk von Dix, das bei allen Verdiensten den Grenzbezug in seiner politisch-geographischen, wie anthropogeographischen, wirtschaftlichen und kulturgeographischen Bedeutung viel zu wenig herausarbeitet. Weit folgerichtiger handelt O. Maull in seiner großen, zusammenfassenden „Politischen Geographie“. Auch E. Schöne, der verständnisvolle populäre Verkünder Ratzels, hat einige seiner schönsten Bemerkungen über die Grenze an anderer Stelle verstreut, hat aber das große Verdienst, in seinem Kap. III (40) „Die politischen Grenzen als periphere städtische Organe“, die wichtigsten Ideen von Ratzel über sie zusammengefaßt zu haben. Aber freilich stellt dann wieder auf S. 88 Ausgesprochenes über die Verkehrsbedeutung von Grenzen von der Hauptstelle ganz abgetrennt.

Versuchen wir große, ordnende Gesichtspunkte in dem Schrifttum zu polarisieren, so erkennen wir vor allem den Gegensatz zwischen Feststellung und Überwindung: der Suchtmensch gegenüber dem Stimmungsmenschen muß notwendig die große Schwierigkeit des Abgrenzens haben, die Spannung zwischen Suchtmenschen und Triebmenschen ist die geringste. Die deutsch-französische Grenzspannung ist deshalb geographisch und völkerpsychologisch eine der am schwersten ausgleichbaren unserer Erde (41), was auch Frobenius vom kulturellen morphologischen Gesichtspunkt aus eingeleitet begründet hat.

Zu wertvollen Ergebnissen kommen wir weiterhin, wenn wir die säkulare Spiegelung der Übergangswirkung des Grenzgebiets auf den Einzelnen in der Literatur und damit die große Schwierigkeit der Übertragung dieses Grenzgefühls auf die Massen in Beziehung setzen. Wie weit ist der Weg vom Instinkt zur Bewußtheit im Verhältnis zum Lebensraum, zu den „Widerständen der Ausbreitung“ (42)!

Unter den verschiedenen Gesichtspunkten der Scheidungsöglichkeit tritt immer wieder die Vitalität, die Grenzen überbrückende, unterwandernde, sprengende Lebenskraft der auf der lex lata stehenden Problembeurteilung gegenüber, und wir erkennen im erstarrten Grenzrecht genau dasselbe Alterssympom wie beim Menschen in der Arteriosklerose. Jan Hamilton hat darüber den westlichen Kulturvölkern Beherzigenswertes ins Stammbuch geschrieben (43).

Ein großer Teil der vorhandenen Literatur begnügt sich mit dem Ziel, die Scheidungskraft der Grenzen nach guten und schlechten, natürlichen, naturentlehnten und reinen Kulturgrenzen, nationalen, regionalen zu erweisen und hier Scheidungen in der Theorie a priori vorzunehmen, die wir später im einzelnen würdigen werden.

Selbstverständlich ist dabei, wie nach der Scheidung von Kulturkreisen und anderen übervölkischen und überstaatlichen Raumzusammenfassungen, auch eine rein völkische möglich. Gewiß ist die griechisch-hellenistische, die römische und romanische, deutsche und germanische, indische, iranische, slavische, chinesisch-mon-

gologische Einstellung zum Problem der Grenztheorie ganz verschieden. Aber schließlich lassen sich immer wieder Großgruppierungen und Scheidungen zwischen den gesättigten, mehr zum Buchstaben, zur Abwehrlinie, zur starren Festhaltung neigenden und den wachsenden, vom Lebensdrang vorwärts zur Grenzerweiterung getriebenen Lebensformen vornehmen. Bei den ersten wirkt dann in ersteren Stadien der römische Limes, die chinesische Mauer, der französischen Fortschritt wie eine zur Raumerweiterung gewordene Theorie des Prinzips der Sicherheit (wie es etwa zuletzt E. Ténot erwiesen hat), aber freilich mit der dahinter lauernden Hoffnung auf Wiedergewinnung des schützenden Gaias (14)!

DIE SCHEIDEKRAFT UNBEWOHNBARER ERDRÄUME

LEBENSFEINDLICHE GRENZEN

7

Als Ausfluß der Grenzauffassung von Ratzel von der Grenze als einem schmälsten und schmaler bis zur juristischen und mathematischen, zeichenbaren Linie werdenden Kampfplatz des Lebens ergibt sich aus dem Gegensatz als wirkungsvollste Spannung die an der Grenze zwischen lebensvoller und unbewohnbarer Erde (Anökumene). Sie lehrt im Verhältnis der Grenze zum unbewohnbaren oder doch für unbewohnbar gehaltenen Erdräum (Potativ-Anökumene?) wohl die stärkste natur- wie geisteswissenschaftlich erfaßbare Scheidekraft kennen; sie gilt ebenso, wie selbstverständlich für die Wirtschaft und physische Erdkunde und ihre Verkehrsbeziehungen, auch für feinste, durchgeistigte politische und kulturelle geographische, für Wellenschauungsbewegungen. Aber wir sehen auch hier, in der Überschreitung der Polräume, der arktischen und antarktischen Anökumene, der Wüstengürtel, der höchsten Kettengebirge, tropischer Urwaldsumpfgebiete (Tera) und der ozeanischen Breiten (die selber freilich Kampfplätze des Lebens sind) die Durchdringbarkeit aller Grenzen. Absolute Grenzen gibt es nicht mehr auf der Erde, nicht auf dem Meere, nicht auf den Eiswüsten der Polarlandschaften. Eben in unsern Tagen ist die Grenzaufteilung der Arktis und Antarktis mit Nachdruck von Angelsachsen und Sowjetbünden in Angriff genommen worden. Es gibt kein „no man's land“ auf dem Planeten mehr.

In dieser Feststellung vorweg liegt die Größe des Problems der Auseinandersetzung zwischen Grenze und Anökumene, die Bedeutung der Erkenntnis, wie sehr mit dem rasch zunehmenden Zurückdrängen der Anökumene durch die Ökumene, mit der Erweiterung der Bewohnbarkeit und Siedlungsverteilung auf der Erde die Verschärfung der Grenzidee als Kampfraum, als unangesehnt vor- oder rückschreitendes, unschließendes, nicht starr zu erhaltendes Gebilde an Bedeutung gewinnt! Der Grenzkampf zwischen den Lebensformen auf der Oberfläche der Erde wird mit ihrer Überbevölkerung nicht friedlicher, sondern immer erbarmungsloser, wenn auch in den Formen glatter. Wer die Menschheit darüber zu täuschen sucht, steht unbewußt oder bewußt im Dienste der Lüge, wenn auch

¹ Haushofer, Grenzen

Eine Anschauung der Größe und Bedeutung der Fragestellung über die Scheidekraft des Unbewohnbaren geht vielleicht zweckmäßig von der Begriffsfeststellung der Ökumene und der Anökumene oder doch der für wohnlich oder für unbewohnbar gehaltenen Räume aus, wie sie sich in Ratzels Werken an verschiedenen Stellen findet, zum erstmalig zusammengefaßt unter dem Titel: „Über die Anwendung des Begriffs Ökumene auf die geographischen Probleme der Gegenwart“, dann an einzelnen Stellen im II. Bande der „Anthropogeographie“ und von „Erde und Leben“ (4b).

Wir brauchen nur Ratzeis Vorstellungen durch die seiner Schlier zu ergänzen, C. Hassert über die Nordpolargrenze der bewohnbaren Erde, wie er sie 1892 sah, zu hören, E. Schöne über die tropische (46), oder Berger in seiner „Geschichte der wissenschaftlichen Geographie der Griechen“ (47) über die Entstehung des Begriffs, um zu erkennen, wie schnell sich von jenen ersten Fassungen der Begriff über die Einzelbildungen anökumenscher Zonen und Gürtel in Höhen- und Höhengürteln z. B. fortentwickelt hat (48). Heute erkennen wir das Ringen mit der Anökumene und den Begriff der politischen Schutzanleihe an wie als ein großes Raumziel vorbeugender Bevölkerungspolitik, seine Abstufung etwa von dem russischen zum chinesischen und japanischen, immer südlicher und östlicher werdenden Grenzgriff als eine der gewaltigsten Treibkräfte politischen Handelns auf lange Dauer und Sicht und über weite Räume hinweg.

50



Intensität des Kampfes ums Dasein, zu noch größerer Vorsicht beim Zurücksinken in Raststellungen.

Wir vermögen auch mit den wissenschaftlichen Methoden der politischen Geographie und darüber hinaus — geschichtliche Bewegungslehren dazu schaltend — mit solchen der Geopolitik, deutlich Abstufungen der Vorstellung von scheidender Unbewohnbarkeit bei einzelnen Rassen und Völkern nicht nur im Wandel der Zeiten, sondern auch bei gleicher zeitlicher Lage aus rein örtlichen Motiven der Gewöhnung festzustellen. Sie sind von ungeheurer politischer Tragweite für die Grenzauffassung, Grenzzerhaltung und Grenzsetzung bei den großen Staatsvölkern.

Für die Umwertung im Wandel der Zeiten brauchen wir ja etwa nur das Beispiel im Verhältnis Roms, seines Sängers Ovid zu der Verbannung in Tomi in den damaligen pontischen Landschaften, mit den früheren hellenischen Auffassungen von Pontos Euxinos zu vergleichen, wie den späteren Residenzen von Euxinograd, das sich ein verwöhnter Westeuropäer dort schuf, oder von Yalta, das dem großen russischen Reich und seinen Machttägern als ein Paradies auf Erden erschien. Welche Abstufung in der Einstellung zu einem Scheideraum, dem pontischen, des östlichen und westlichen Mitteländers: zur Getreidekammer Athens, den „gastlichen Hellenenstädten“, dem „Verbannungsort des Rómers“, der Riviera des Russen, dem Ziergarten des raffinierten Vertreters abendländischer Kultur aus dem Hause Koburg!

Für die Verschiedenheit der Einstellung in annähernd derselben Zeit im selben Raum, nur aus verschiedener, mehr nordischer kontinentaler und mehr südlicher ozeanischer Herkunft und Erdraumerziehung ist wohl das am meisten typische und unanfechtbare Beispiel das Verhältnis Rußlands, Chinas und Japans zum Amurland.

Was löst am einfachsten das scheinbare Rätsel, warum den Russen in so mächtig kurzer Zeit das Vordringen längs der nördlichen Andkumene durch Sibirien an den Großen Ozean gelang, jene gewaltige Reichsbildung, die weithin, bis an die Bucht von San Francisco auf den amerikanischen Raum übergreif und erst unter mächtigem Gegendruck der Angelsachsen, wie später der Chinesen und Japaner, abgebaut werden konnte (51)?

Das Entscheidende war eben doch die Tatsache, daß der in Nordasien vordringende Russe Räume nicht für unbewohnbar hielt und deshalb durchdrang, die den andern großen Weltvölkern, aber auch den ostasiatischen, deren Wohnraum er bald berühren mußte, für unbewohnbar galten, als Raumbesitz nicht erstrebenswert oder bereits als anlehnbarer Ausläufer des lebensfeindlichen Nordpolargebiets erschienen. So nahte sich die russische Ausdehnung 1663 dem letzten großen Reservat-Kulturraum der Erde, dem ostasiatischen, der sich bisher als ein von allen Typen der Andkumene eingehogtes Schutzgebiet erhalten hatte: zwischen der polaren, der wüstenhaften, der ozeanischen, der alpinen und tropischen. Die Frage

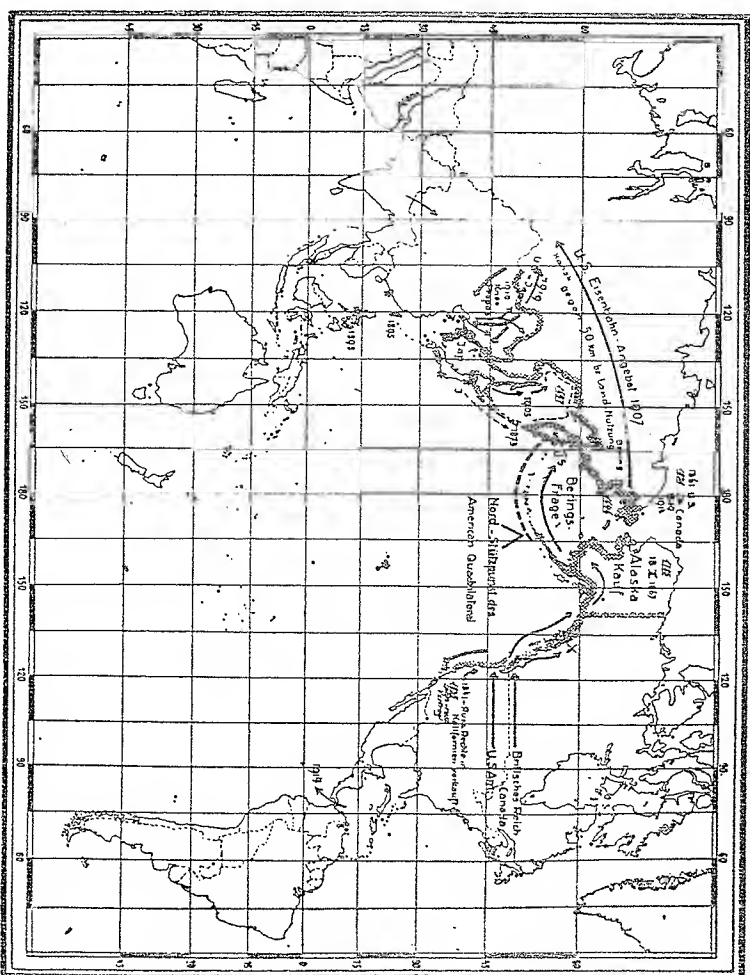


Abb. 14. Die russische Umrandung des Pazifik und ihre Verdrängung durch die Inselreiche

wurde zur Entscheidung reif, ob sich unter dem Schutz der einen expansiven russischen Bildung der nördliche Weizengürtel der Erde um die ganze nördliche gemäßigte Zone legen werde oder ob er an einer entscheidenden Stelle durch die Erhaltung der Schutzanlehnung des ostasiatischen Hackbaus an die nördliche Unbewohnbarkeit durchbrochen bleiben solle. Den Chinesen lag das Gelände, das sie für unbewohnbar, nicht des reichsmäßigen Organisierten wert gehalten hatten, am Amur. Sie standen zu ihm, wie Altron zu Donau und Rhein; sie überwachten den Strom, hatten ihn aber nicht eigentlich organisiert, doch der Steppeninstinkt der Mandschudynastie verteidigte ihr Grenzrecht im Vertrag von Albasin-Nertschinsk 1689. Er warf die Russen zurück, bis sie mit zunehmender Entgliederung des unter den Stößen der Seemächte und innerer Auflehnung des chinesischen Südens (Taiping) zusammensinkenden Mandschureichs die Hand auf die pazifische Küste der Mandschurei und dann auch auf die Amurlandschaften legen konnten (Mitte des 19. Jahrhunderts).

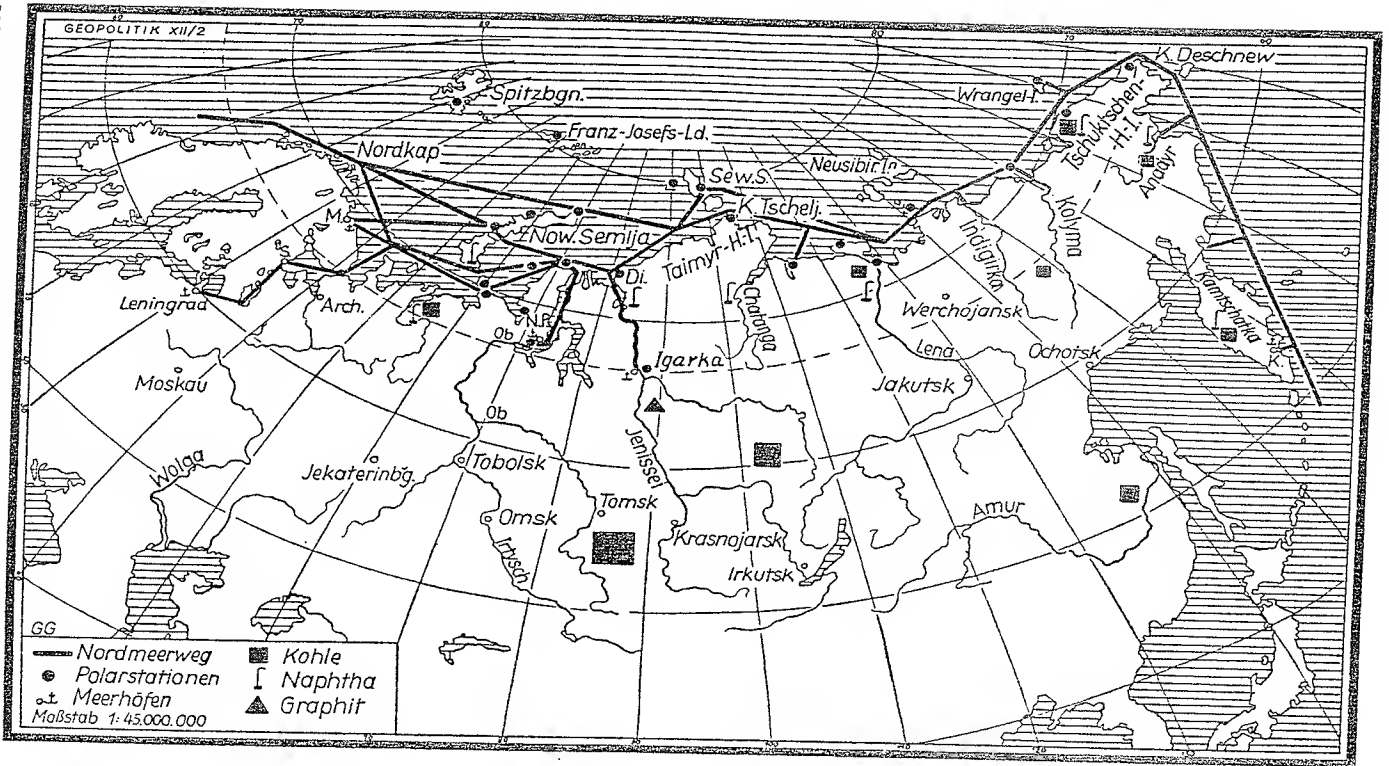


Abb. 15. Das Russenreich in der sibirischen Anökumene

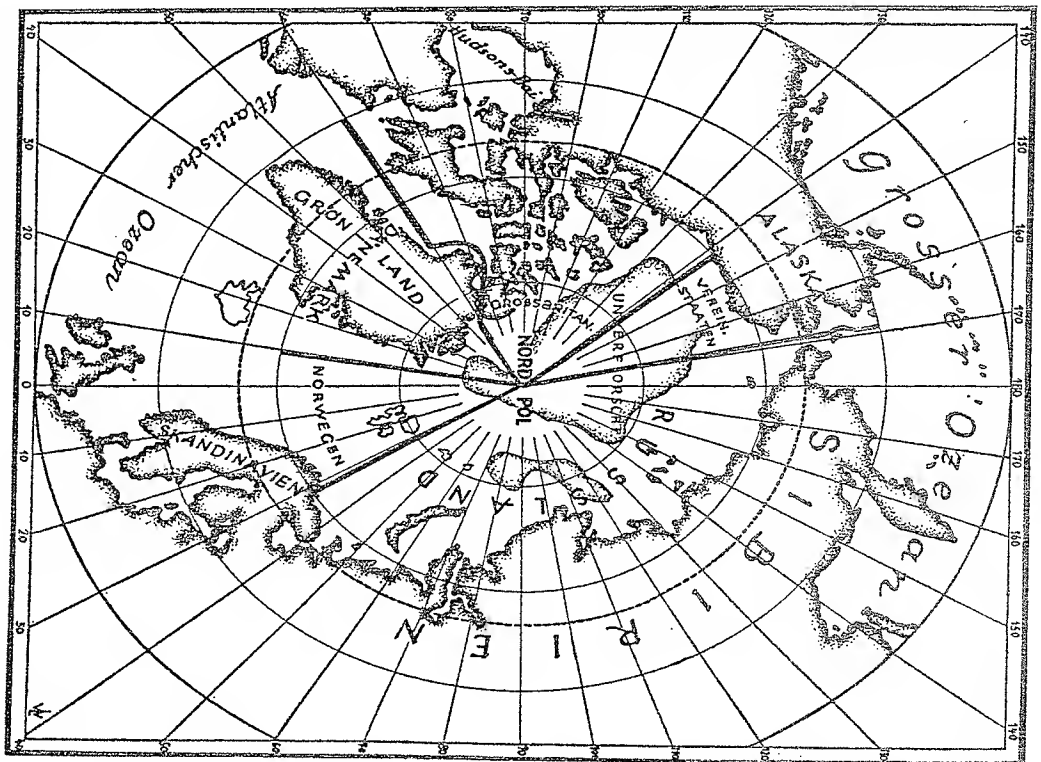


Abb. 16. Die Aufteilung der Arktis

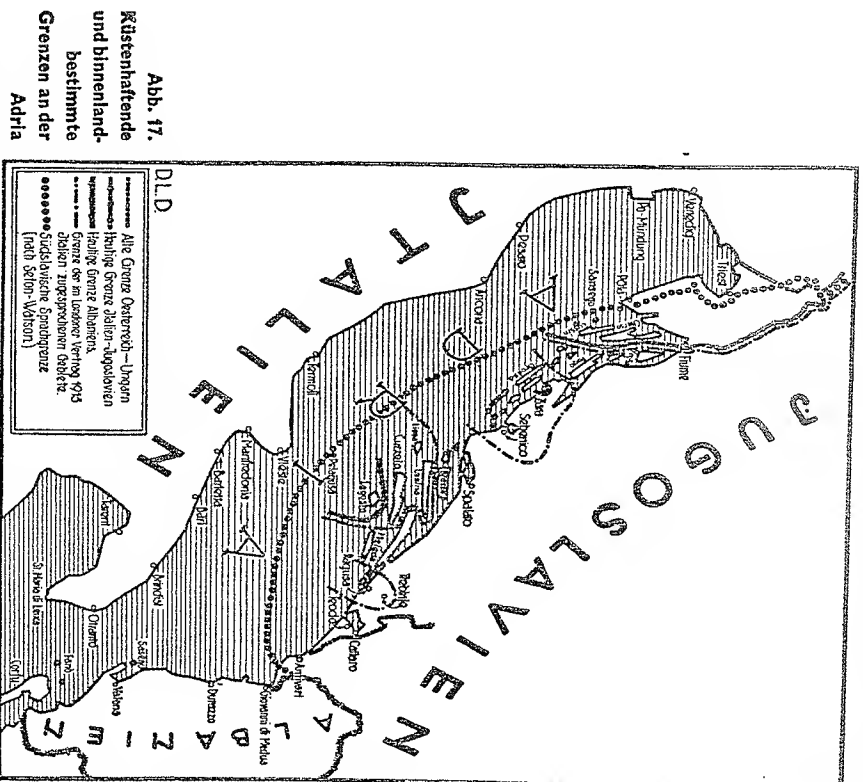
Viel später als die Chinesen empfanden die Japaner die Bedrohung von der Amurlandschaft her durch die Russen. Dem weit nach den Tropen herabgerückten Inseereich schien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die nordische Anökumene schon an der Tsugawestraße zwischen Hondo und Hokkaido zu beginnen und Matsumai, die Festung der Dale im Südzipfel des Hokkaido, als Schutzverbindung zu ihr auszureichen. Erst Ende des 18. Jahrhunderts fühlte man den herannahenden Druck und begegnete ihm durch die hastigen Nordexpeditionen gegen Sachalin und die Fischgründe an der Amurmündung unter Mamiya Rinso und Mogami Tokumai, wie sie Siebold zuerst dem Westen schilderte (32). Dann aber raffte sich rasch der Sicherungssinn zum Rückschlag auf: zuerst zu Kondominatverträgen mit dem Durchdringen der nordischen Anökumene über Sachalin und Kurilen, dann zur Teilung, bei der die ozeanischen Kurilen an Japan, das kontinentalere Sachalin an Rußland fiel. Zuletzt kam es doch zur kriegerischen Auseinandersetzung, die zunächst Südsachalin wieder in ostasiatische Hand zurückführte und die Russen aus den Kernländern der Mandchurei zurückwarf. Der Uferstreifen am Pazifischen Ozean und der Landstrich nördlich des Amur blieben in russischer Hand; und damit war Ostasien von der nordischen Anökumene abgedängt, die es seitdem rastlos durch Unterwanderung und wirtschaftliche Durchdringung zurückzugewinnen strebt. Unabhängig davon geht ein zähes Ringen um eine kürzeste nordische Fluglinie, dessen neueste Symptome die Okkupationen in Wrangel-land durch Kanada, die Besitzverkürzungen der Sowjets über das von ihnen nördlich zum Nordpol reichende Gebiet sind.

Das ist der augenblickliche Stand der immer noch sub judice liegenden Frage der Schutzanlehnung an die nordasiatische Anökumene. Er zeigt in einer solchen Betrachtungsweise seiner Vorgeschichte zum wenigsten, welcher große Zug in Menschen und Völker kommt durch das Ringen um Erweiterung des bewohnbaren Raumes der Erde gegen Pol, Meer, Steppe, Hochgebirge, durch den Kampf um Erweiterung der Grenzen der Menschheit, der zugleich mit dem Vortragen des Machgedankens in das für unbewohnbar gehaltene Gebiet geführt werden muß. Er ist kennzeichnend für die nordasiatische und nordpazifische Ausdehnung Rußlands: er gibt ihr das heroische Gesicht, auch wenn sie vom Verkauf Alaskas, der Rückbildung der nordpazifischen Umrandungspolitik, dem Zusammenstoß mit Japan zu ozeanischen Zusammenbrüchen führte, denen neuerdings kontinentale Gewinne gegenüberstehen (Mongolei (35), Ost-Turkestan?).

Solche Beispiele scheinen uns so überzeugend, daß wir tatsächlich zum Begriff einer für jeden Menschen und jede Menschengruppe verschiedenen Putativ-Anökumene, einer nur ihnen glaubhaften Unwohnlichkeit kommen könnten, einer relativen Anökumene im Gegensatz zur absoluten. Ihre bloße Erwähnung zeigt, wie wenig in allen Grenzbegriffen und Grenzstreitigkeiten mit reinen starren Rechtsbegriffen und staatswissenschaftlichen Definitionen gewonnen ist, wie sehr man überall der Zeugenaussage, des Sachverständigenurteils der Erdkunde be-

darf, um nicht heillosen, naturwidrigen Unsinn zu begehen, um nicht einen Zustand festzusetzen, dessen Beseitigung dann eben zumeist Kampf und Krieg bedeutet.

Nehmen wir nur das verschiedene Verhältnis des Romanen, des Germanen, des Slawen zum Wald, und innerhalb der Slawen etwa des nördlichen Podsol-Stellers (54) im dünnen Wald, später in der Taiga, und des südlichen, auf Steppen und Savannen eingestellten Tschernosjom-Stellers (55), des Großrussen und



Ukräners! Der echte Waldstiedler verschwindet gern im Wald, lehnt sich wohligh an ihn an, gestaltet seine Stedlungen dementsprechend, wie wir das heute noch in den langgestreckten baumüberwachsenen Dorfschaften sehen. Der Ackerbauer und Viehzüchter hingegen folgt den Lößhochflächen, Savannengürteln, er rodet den Wald, verwendet ihn als „Wüstengürtel“, als anökumenischen Schutz. Italien sieht vor allem die Schutzanlehnung der Alpen, der Firnfelder, wo der Germane weidend und Weideweise jenseits der Pässe schaffend, die Herden über die Fächer

treibt, wie der Inder die Wohnung des Schnees (Himalaya) als Grenze des Unwohnlichen, Sitz furchtbarer Götter sah, in deren hohen Nordtälern doch der Thbeter dauernd haust.

Zu einer relativen anökumenischen Grenzbedeutung gelangen wir auch gegenüber der Scheidekraft des Wassers in all seinen Erscheinungen auf der Erdoberfläche, den Wasserstraßen und Wasserrinnen, Seen, Meeren, die von den einzelnen Menschennassen ganz grundverschieden empfunden werden. Für Nor-
mannen und Malaien ist die Seewanderung etwas Selbstverständliches; sie empfin-

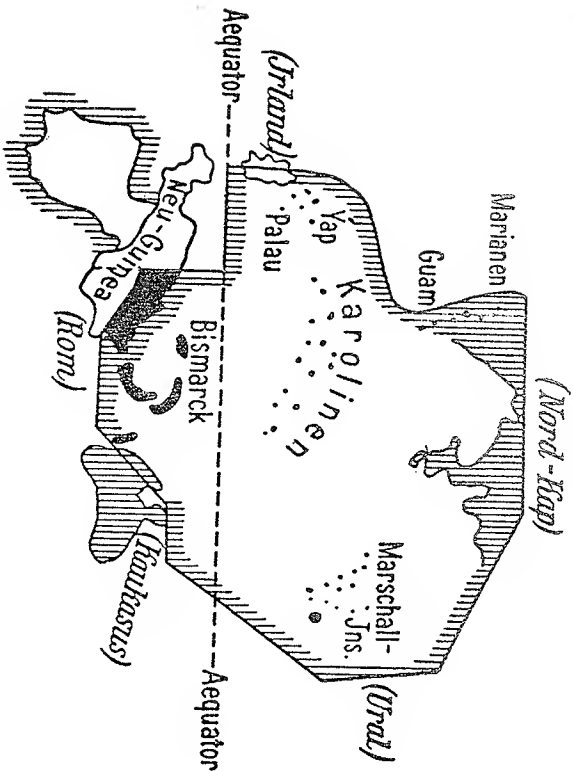
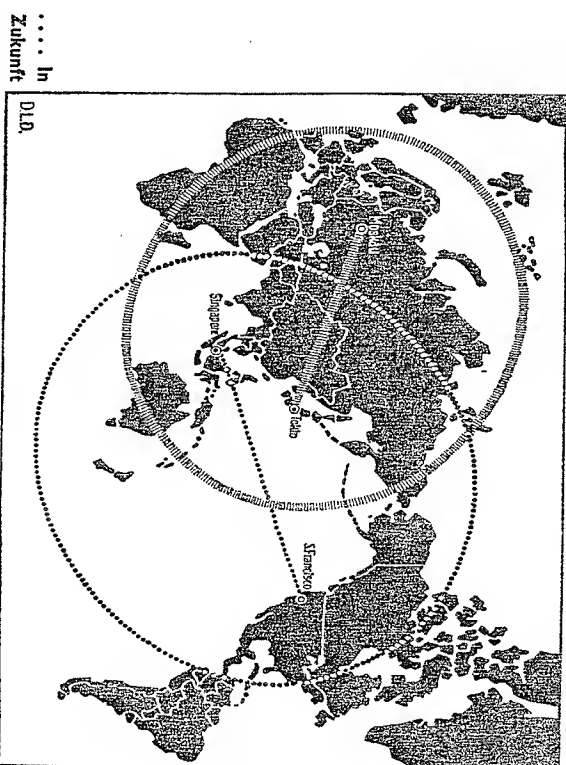
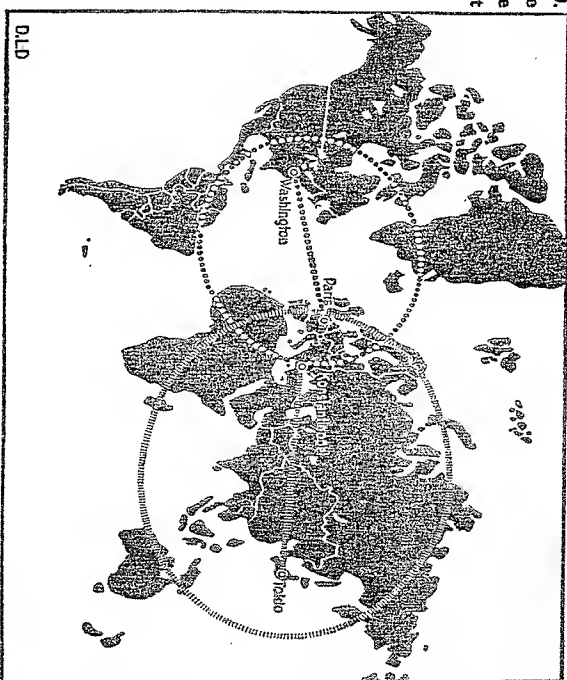


Abb. 18. Das deutsche Stützereich der Vorkriegszeit auf eine Karte Europas gelegt

den das Meer als verbindend, überlassen dagegen das Gebirge des Innern sogar in kleinen Inseln den „Menschen des Innern“, von den Malaien Tondia genannt (56), andern Rassen, während sie die Küstensäume besiedeln. Das Atoll ist den Malajo-Polynesiern eine Zone höchst gesteigerten Lebens und Lebenserwerbs, das weit mehr für ihre Ernährung bedeutet, als das schmale Korallenriff mit seinem dünnen Humus, auf dem sie wohnen.

Maßgebend für ihre ganze Weltanschauung ist ihr pantheistisches Einheitsgefühl mit dem Meer und seiner blauen Weite (57). Solche Rassen verbindet das Meer, lockt der Reiz der Gegenküste; anderen, die von binnenländischen Wuchergebieten aus Meer verstoßen, wird es zur selbstverständlichen Grenze. Die Chinesen verloren von den fast 18000 km Küstenzutriffs, die sie bei der ersten Erschließung Mitte des 19. Jahrhunderts noch inne hatten, über 10000 km Küsten-

Abb. 19/20. Die große Antithese West-Ost



länge dieser Schutzanlehnung, wurden auf 7100 km von heute zurückgedrängt, ohne die Gefahr, die darin für ihren Lebensraum liegt, voll zu empfinden. Das japanische küstenleibige Reich hingegen vergrößerte in der gleichen Zeit seine Schutzanlehnung an das Meer auf die geradezu unwahrscheinliche Küstentwicklung von fast 52000 km (ohne das Stützemandat des früher deutschen Insel-

reichs einzurechnen). Welcher Unterschied im Werturteil gegenüber derselben geographischen grenzbildenden Erscheinung!

Eines der größten Zukunftsprobleme der Menschheit, die Aussichten des Ausgangs im Ringen zwischen indopazifischer und atlantischer Kultur, liegt in dem Urteil beschlossen, das man über die anökumenische Scheidekraft des Großen und Indischen Ozeans gewinnt. Verkannt wird die Tragweite ja wohl nicht mehr, die der weltgeschichtsbestimmende Unterschied zwischen atlantischen und indopazifischen geopolitischen Grundzügen menschlicher Kultur-, Macht- und Wirtschaftsentwicklung hat; zwischen dem expansiven, exzentrischen, atlantischen Küstentyp und dem pazifischen mit seinen abschließenden, antarktischen, zentripetalen Zügen — wie ihn E. Suess begründet — (56) und seinen notwendigen anthropogeographischen Folgen.

Alle diese pazifischen Kulturen, wie auch die ihnen — nach ihrer Fermentation von den Hochpässen der N.-W.-Grenze aus — viel verwandteren indischen, sind zwischen schützender ozeanischer, polarer, wüstenhafter und gebirgiger Anökumene erwachsen, zwischen Grenzschranken, die nun durchbrochen sind und in- und unangleichbar bedingen. So geht es der größten, der ostasiatischen, so der indischen Kulturreserve, so erging es der zentral- und südamerikanischen, deren alle Träger aber längst nicht ganz von der atlantischen Kultur überwunden sind. Im Gegenteil, heute gerade kommen Rückschlagserscheinungen zutage: in der mexikanischen Bodengesetzgebung, im steigenden Wiederauftauchen des indianischen Blutes nach langer Unterdrückung (Benito Juarez, Porfirio Diaz!), der Entwicklung von Peru wie Bolivia von atlantischen Daseinsauffassungen hinweg den mehr pazifischen zu, aber auch in dem Überwachen ostasiatischer Rassen nach Hawai, der Regeneration malaio-polynesischer Züge in den Philippinen, sogar in Neuseeland wie in Japan. Sie zeigen uns, daß ihre Bildung innerhalb der anökumenischen Schutzanlehnung solchen Kulturen eine so zähe Widerstandskraft gibt, daß einzelne ihrer Leitzüge in Rückschlagserscheinungen innerhalb der Grenzen ihrer ursprünglichen Bildung immer wieder zutage treten können.

Vielleicht ist die Zerrung zwischen ihren atlantischen und pazifischen Zügen die Zukunftsproblematik der scheinbar sonst für ihr Zusammenhalten in der Zukunft so problemlosen Vereinigten Staaten!

Auch darin liegt ein Beweis für die ungeheure naturbegünstigte Stärke anökumenischer Scheidungen, die wir deshalb nach ihrer Wirkungskraft an die erste Stelle gesetzt haben, sogar vor dem die Lebensformen weit weniger autoritär als sie scheidenden und abgrenzenden Meer!

VI

VOM „SILBERGÜRTEL“: DAS MEER ALS GRENZE

Über wir seine grenzbildenden Einzelercheinungen betrachten, möge zuerst das Meer als Ganzes in seiner verbindenden wie seiner scheidenden Kraft, lockend binanzglanzend, drohend herantobend vor uns hinfliuten. Wir sollen gerade als Binnenländer von den planetarischen Erscheinungen immer die uns zunächst fernliegenden, die Gegensätze unserer gewohnten Umwelt ins Auge fassen, che wir vertrauteren Bildern gegenüber versucht werden, uns in Einzelheiten zu verlieren! Beim Meer als Ganzem aber, bei den ineinandergleitenden Ozeanen finden wir mit der fortschreitenden Entwicklung der Schifffahrt die Scheidekraft immer mehr von der vermittelnden, verbindenden Rolle überwogen: das Meer wird also als Grenze untäglichlicher, der Reiz der Ausdehnung darüber hinweg nimmt zu — die Schutzkraft ab. Nur ganz große Wälen erhalten sie sich noch.

Eine der schönsten großen geopolitischen Aufgaben ist eigentlich noch zu lösen: die Untersuchung des Hereintrückens zuerst der kleinen, dann immer größeren, zuletzt der größten Seeräume in der Geschichte (59), ihr Dienstarwerden gegenüber Reichsgedanken, das gleichläufige Zurückdrängen des hellenischen Okeanosbegriffs, bis er sich zuletzt, wie die sagenhafte Südfeste, in den Gürtel der „braunen Westwinde“ verflüchtigt — allenfalls noch den antarktischen Kontinent als ertumspannende Idee umströmend. An seine Stelle tritt der Hauptträger des Weltverkehrs, der Tummelplatz der Macht: das „Weltmeer“ in einem anderen Sinne, die Vereinigung der Ozeane.

Der großen Entwicklung der physischen Ozeanographie gesellt sich immer mehr die Forderung nach einer gleichwertigen Behandlung der politischen Meereskunde (60), der Kulturozeanographie, wie sie etwa v. Boeckmann und Reche (61) betreiben.

Ein Bestandteil von ihr wäre auch die Prägung ozeanischer Grenzunterscheidungen von Meeresteilen, wofür Strömungsgrenzen, Atollgrenzen, Barriereriffe, Färbungen des Wassers, Beimengungen anorganischer wie organischer Herkunft brauchbar wären. Aber in der Praxis zeigt der bloße Versuch auch hier manche Schwierigkeit. Wo sieht der eine, wo der andere das tiefdunkle Blau des Kuro-

shwo die kalte, grüne Strömung des Oyashio (62) verdrängen, wo die lichtgrüne, leberförmige Schale des Atolls außerhalb des sie umgebenden Brandungsgeschlusses zur abysstischen, tiefblauen Senke sich neigen?

Je mehr die physische Ozeanographie mit ihren trefflichen Karten (63) bei der Grenzunterscheidung von Meeresteilen und Teilmären der Ozeane, von Mittelmeeren, Rand- und Binnenmeeren, auch für die Politik, Kultur und Wirtschaft brauchbare Namen und Normen findet, um so sicherer wird ihre Dauernwirkung sein. Das Motiv der Meerumrandung zunächst gegenüber Binnen- und Mittelmeeren, aber auch z. B. dem Indischen Ozean, hat Dix (64) als eines der leitenden in der politischen Erdkunde herausgearbeitet. Seine Anwendung setzt eine Ausdehnung des Grenzinhalts auch auf Meere und Meeresteile voraus, wie er



Abb. 21. Abstufung der Binnenmeer - Eigenschaften in den Randmeeren der Europäischen Küsten

in Venedig gegenüber der Adria lebendig war, wie ihn England seinen umgebenen fünf und sieben Meeren, dem Kanal (Fünftafen) und später „Oceana“ gegenüber entwickelt hat, aber auch Japan gegenüber der Inlandsee zuerst, der Japansee später, dem ostasiatischen Küstenmerkorridor zuletzt immer bewiesen hat. Der gleiche Instinkt fehlt jedoch leider den Nordgermanen trotz allem Gerede vom „Dominium maris baltici“. So war die Ostsee wohl zeitweilig dänisches, schwedisches, deutsches Küstengewässer, und in einem Augenblick des Hellschens schlossen sich alle Anliegmächte zu einem Ostseebund zusammen, das weite Ausblicke hätte öffnen können. Aber es blieb bei einer ganz vorübergehenden Instinkthandlung (65) ohne fruchtbare politische Auswirkung.

Die Frage des Verantwortungsgefühls eines Küstenvolkes gegenüber seinem Küstenschiff spielt hier eine große Rolle. Wie haben sich z. B. China und Indien die Pflicht der wissenschaftlichen und technischen Überwachung ihres je etwas über 7000 km betragenden Küstenschiffes entwinden lassen, wie unsichtig hat

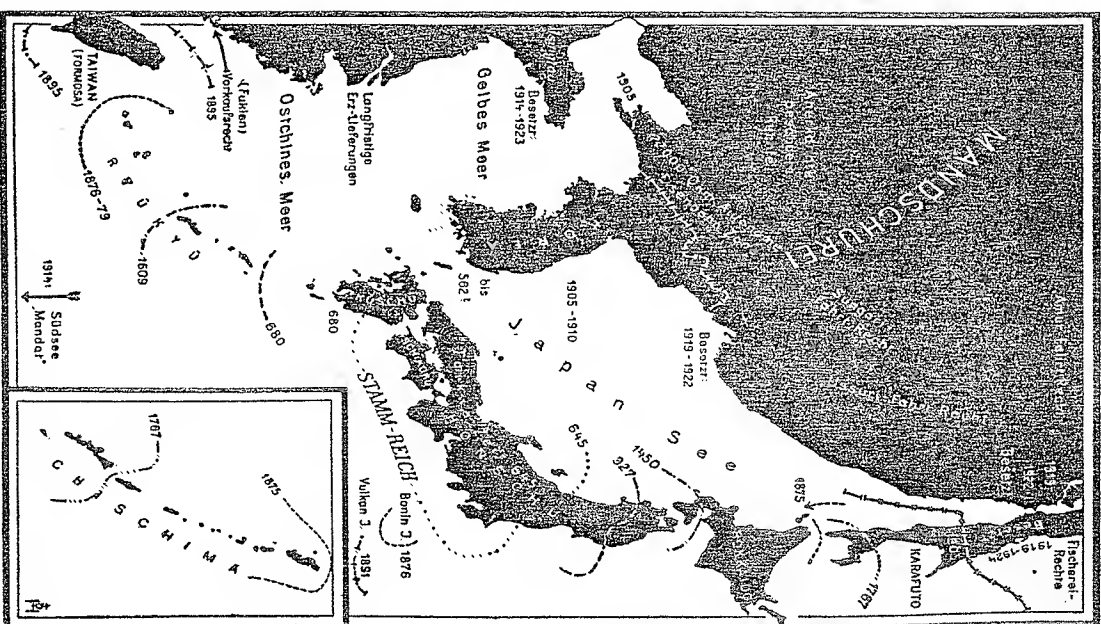


Abb. 22. Mithinwachsen Japans in seine Meeres-Räume

Mandschinkuo ist seit 15. 9. 1932 selbständiger Staat und mit Japan verbunden! dagegen Norwegen (Nansen) die seine gewahrt! Eine dieser Grenzartentprechende Aufgabe ist die dauernde Beachtung der binnenwärtigen Beziehungen der deutschen Küsten zum Meere“ (66) aufzafle und kartographisch darstelle, oder Dr. P. Lehmann in seiner „Deutschen Nordseeküste als Grenzwehr“, oder Erich Obst in seiner Darstellung von Flandern als Zelle einer Küstengrenze (67), später in seinem großgezeichneten Werk: „England, Europa und die Welt“.

Wie die Behandlung ganzer Ozeane, Mittelmeere, Großseeräume kann natürlich auch die Unterscheidung im kleinen zwischen Meerengen und Landengen, die Betrachtung von Kanälen, Kanalzonen, geschlossenen Meeren und Meeresteilen („mare clausum“), vor allem die Frage der Territorialteile, Territorialgewässer grenzwissenschaftlich vom ozeanographischen Standpunkt her angesehen werden. Sie wurde es zum Teil schon aus praktischen Forderungen heraus vom völkerrechtlichen Standpunkt her, der freilich die große internationale Rechtsunsicherheit der einzelnen Gewässerteile enthüllt. Gerade hier könnte geographische Betrachtungsweise nur wohlthätige Klärung schaffen. Namentlich den Entrechelten würde sie — auf der Tribüne der Menschheit in die scharfe Beleuchtung der hoch allmählich entstehenden öffentlichen Meinung der Welt gerückt — gegenüber alten Seerabprivilegien nur nützlich sein. Nicht umsonst ist der erste Ruf nach dem „Freien Meer“ (68) und einer andern Seerechtsordnung, als der durch die überlegene Gewalt und die größeren Kanonen bestimmten, von den Niederlanden, also von einem aufstrebenden Küstenkleinstaat ausgegangen, der in seinem Kanalsystem, in seinem Het Y und Helder geschlossene Meeresteile sein eigen nannte, auch über See solche zu schaffen versucht hatte (Sundereich; Japanverkehr der Niederlande!).

In Japan freilich hatten sowohl Portugiesen und Spanier als Niederländer das Ideal eines unbestritten umrandeten Binnenmeeres vorgefunden, die japanische Inlandsee, jene unvergleichliche Schule der Seefahrt und Fischerei, von deren Wohnung alle weiteren Versuche zur Meerumrandung des japanischen Reiches ausgingen (69). Meerumrandung und Meerheerherrschaft, und sei es nur in Teilräumen, ist allezeit ein Ziel höchster Verlockung für aufstrebende See- und Küstenrandvölker gewesen und hat bis in die neueste Zeit seinen Reiz nicht verloren. Russen und Nordamerikaner verführte er in der Beringsee, Briten und Nordamerikaner in den nordamerikanischen Polargewässern. Die Sowjets behaupteten im Weißen Meer, was Zarenrußland einst im Schwarzen versuchte, wo vorher Hellenen, Genuesen, Türken der Reihe nach pontische Herrschaften erräumten. Die Ägäis lockte seit dem Zusammenbruch des kurzen athenischen delischen Bundes immer wieder zu neuen Anläufen (70).

Eine geschichtlich-erdkundliche Betrachtung des Aufbaues von Inselstaaten und meerräumspannenden Macht- und Wirtschaftskörpern gehört zu den politisch lohnendsten Betrachtungsweisen. Sie ist gerade für den überwiegenden, mehr himenländisch eingestellten Teil der Deutschen und Innereuropäer besonders fruchtbar, die aus der abgeschlossenen Geschichte und Geographie von Venedig ein sehr nützlich ozeanisches Gegenbeispiel zum Aufblühen und Zusammen-sinken ihres eigenen kontinentalen Reiches gewinnen könnten. In der Portalberschrift des Magistrato sulle acque in Venedig steckt eine Quintessenz von Lehren für flüssige Grenzen! „Venedorum urbs divina disponebat providentia in aquis fundata aquarum ambitu circumsepta, aquis pro muro munitur — Quisquis igitur

quoniam modo detrimentum publicis aquis inferre ausus fuerit et hostis patriae iudicetur nec minore plebatur poena quam si sanctos muros patriae violasset...“

(71).

Das ist geographische Erkenntnis von Meeressgrenzen in klassischer Form! Zu der so sehr umstrittenen Frage der Reichweite der Küstengewässer, der Dreimeilengrenze und Kanonenschußweite, jenen seltsam primitiven Maßstab der Küstengewässer-Ausdehnung, sind in der Wirklichkeit beständig Fälle anhängig, die nebenbei auch zeigen, wie weit die Menschheit in der Praxis noch von dem Zustand ist, Macht durch Recht ersetzen zu können; so in der Frage der Küstengewässer in Spanien und Schweden, die beide die Dreimeilenzone bestreiten und ihre Macht weiter hinaus auf vier erstrecken wollen. Das gleiche ist der Fall bei der Sowjetregierung für das Weiße Meer, wo man der britischen Raufischerei und dem Walfischschmuggel und Nachrichtenschmuggel zu begegnen wünschte, 1922 zu scharfen Gegenmaßnahmen griff und der britischen Regierung auf ihre Drohung zur See gleichfalls durch Entsendung eines Kreuzers antwortete. Hier, am Nordstrand der Sowjetbunde, liegt ein umgekehrtes Interesse vor, wie bei der britischen Überwachung des Persischen Golfs gegen die Waffeneinfuhr nach Afghanistan und Indien, wo die Seemacht den Kontinent waffenlos halten will. Strenge Durchführung des aus der Kanonenschußweite entstandenen Dreimeilenbegriffs öffnet z. B. die japanischen Randmeere, das Asowsche fremdem Eindringen. Die Kanonenschußweite, in vielen Verträgen noch anerkannt, macht Inlandsee und Japansee, nächstens aber auch den Kanal zum mare clausum, denn Kanonenschußweite ist jetzt 128 km, und wenn sich zwei Küsten nähern, wird ein Raum bisher offener See von 256 km damit gesperrt. Das scheint an bösen Scherz zu streifen; wenn wir aber bedenken, daß die Vereinigten Staaten aus ähnlich großzügiger Auffassung ihres Küstenbegriffs die Fahrt Manila—Vancouver—Panama—New York als amerikanische Küstenschiffahrt erklärt haben, steht sich die Sache ernster an; und man erkennt, wie der Mächtige auch heute wie immer mit Rechtsbegriffen zu spielen vermag. Man male sich die Folgen für Landräume aus, deren Abmessung uns vertraut ist und mache sich klar, wie wertlos dann Grenzen überhaupt werden können. Man lege etwa die 256 km über Baden oder Ostmark! Baden und Tirol verschwinden als eigenberechtigte Daseinsräume unter solchen Maßstäben. Man sperre versuchsweise auf einer Weltkarte alle Seeräume mit Zugangsweiten unter 256 km für den freien Verkehr: den ostasiatischen Randmeerkorridor, die Sundasee, man zerschneide das Mittelmeer, schließe Nord- und Ostsee, vom Pontus, dem amerikanischen Mittelmeer, ganz abgesehen. Man mache sich ein Bild, wie die Bahnen des Welverkehrs durch Staatsrechtsfiktionen von solcher Welter der faktischen Grenzaufassung solcher Geräumigkeit verlegt werden könnten, wie sie ja auch praktisch durch den amerikanischen, australischen, chilenischen, türkischen Begriff der Küstenschiffahrt eingengt werden. Das sind Ausnützung des Seegrenzrechts bis zum äußersten, wie sie die

U. S., wie sie aber auch die jüngste türkische Gesetzgebung mit unerhörter Schroffheit durchführten, die chilenische anhebt, die sich bloß das ganze Angelsachsen zielebend auch zu eigen zu machen braucht, um alle fremde Schifffahrt lahmzulegen und so die nicht tellhafte Welt zusammenbrüchen oder abwehrender Gewaltanwendung entgegenzutreiben.

Die amerikanische Jones-Bill ist nichts anderes als eine faktische Erneuerung von Cromwells Navigationsakte; und es ist nur ein Glück für die im Schatten lebenden Völker, wenn einmal in Rückschlagserscheinungen gegen monopolartige Ausbeutung blühende Handelskolonien, wie Hongkong und Shanghai, am eigenen Leibe an den chinesischen Boykotts und Abwehrstreiks spüren, daß es auch hier Grenzen geben kann, die man nicht ungerecht überschreitet. Hier aber steht eben die Abstoßkraft von mehr als 450 Millionen hinter der Selbstschutzbewegung der chinesischen Meerengrenze.

Da, wo Land und Meer sich scheiden, entsteht längs ihrer Grenze eine Kampfzone: die Küste. Scharf lernen wir unterscheiden zwischen Lock- oder Reizküsten und Abwehrküsten. Frühe geschichtliche Erfahrung der Menschheit schildert uns Steilküsten mit vorspringenden Klippenseiten, mit Inseln in Sicht, Risiküsten und Fjordküsten, Schären als Küstenformen, die einen Reiz zur Überschreitung seawards ausüben. Der monotone flache Strand, namentlich wenn starke rollende Brandung auf ihn zusteht, ist allenthalben eher zur Hemmung geworden, der die an ihn herangedrungene Volkheit sich auch bei starkem Volksdruck von innen fügt, wie im allgemeinen die nordchinesische und die indische. Wir unterscheiden also auch politisch und kulturwissenschaftlich zwischen Flach- und Steilküsten, die von einer Küste gebildet werden, innerhalb der Steilküste wieder scharf zwischen parallel der Küste oder senkrecht zu ihr stehenden Gebirgszügen, wobei die parallelen die Grenzüberschreitung meewärts hemmend, die senkrechten sie fördernd wirken (72). Gegliederte, hafenumreiche und monotone, hafenumreiche Küsten lassen das Meer sich grundverschieden als Grenze verhalten. Dabei sehen wir allerdings, daß einst berühmte Häfen mit der wachsenden Größe der Schiffsgefäße, ihres Tiefgangs und Fassungsraums wertlos werden, daß die Zahl der Welthandelshäfen sich immer mehr verkleinert, die für Grenzüberschreitungen seawärts oder landwärts in großem Stil genügen. Weitere Spielarten schafft natürlich die Eigenart der Brandung (südwestafrikanische Küsten), aber auch ihre Überwindungsmöglichkeit mit Mitteln der Technik (Pier) (73).

Eine wirksame Filterung bewirkt die Eigenart des Meeres als Grenze überall da, wo es Volkheiten oder Kulturkreise und Reichsbildungen scheidet. Schon durch die natürliche Küstengestaltung ist sie bedingt: Riffe, Schären, Lagunen, Strandsen, Haife, Limane, Mangroveküstengürtel, Nehrungen, alle diese Einzelformen verhalten sich ganz verschieden gegenüber der Filterung des Menschenaustausches von Lebensformen an ihrer Meeresgrenze. Man braucht nur an ihre ganz verschiedene Abstoßkraft gegenüber fremder Gewalt, gegen Landungen und Beschießun-

gen zu denken oder gegenüber der hygienischen Abgrenzung, der Quarantäne. Man braucht nur die Tatsache ins Auge zu fassen, wie sehr gewisse Arten von Inselstützpunkten auf Küstenreichweite die Abwehrkraft einer Küstengrenze lähmen. Zinninseln und andere Handelsstützpunkte (74), Miao To-Archipel und Chusan-Inseln in China, Malta, Cypern, der Dodekanes gefährdeten so die Seegrenzen, denen sie vorgelagert waren.

Besondere geographische Lokalverhältnisse der Küste spielen dabei eine große Rolle, wenn wir ihre Scheidekraft einschätzen sollen: Strömungen, landscheidende Dauerwinde, kalte Auftriebswasser, biologische Ausstattung muß dabei berücksichtigt werden. Wie man eine solche Aufgabe angehen sollte, das zeigt z. B. musterhaft Dolléin in seiner „Ostasienfahrt“ oder anthropogeographisch Gravenius (75) oder vulcogeographisch Furse-Scaplans (76).

Die Gezeitenpannung stuft diesen höchst wechselvollen Charakter des Meeres als Grenze noch weiterhin ab. Sie ist in Binnenmeeren eine kaum merkliche Wirkungskraft; in Ostasien, an Teilen der kanadischen Küste schafft sie aber schon unter normalen Verhältnissen breite Gürtel amphibischen Lebens, namentlich wo auch noch die Einflüsse großer mündender Ströme dazu kommen. Die Grenze auch des Meeres — der undkundigen Landratte eine anscheinend leicht zu verfolgende Linie zwischen Festen und Flüssigem — wird durch dieses Küstenspiel ebenfalls dreidimensional, wächst von der Linie zum Saum und körperlichen Organ, in dem zahlreiche Wirtschaftsbetriebe Raum finden, in dem z. B. bei einer Küstenentwicklung von über 52 000 km des japanischen Reichs 7–8 Mill. Menschen unmittelbar, weit mehr noch mittelbar ihre Nahrung suchen. In Süchina hat eine Millionenbevölkerung ihre Wohnstätten ausschließlich auf den Flüssen und Küstengewässern.

Victor Bérard in Bd. IV „Les Navigations d'Ulysse“ (Paris, Armand Colin 1929) beschreibt kaum übertrefflich auf S. 479 ff. den Unterschied in der Betrachtung der Meerengrenze (wie bei Skyllax) sekartennäßig, auf Küstenaufriß hin, oder Periplus (wie bei Strabo) landratennmäßig, von Inland-Höhenmarken aus.

„Profilis maritimes“ — (selon les Instructions Nautiques) „facades des continents irréels“ ...

Weg von der Atlas-Beschreibung des Hanno zu der des Plinius S. 489.

Für die Übergangsformen der Küstengrenze zwischen Land- und Seeformen, namentlich im Zusammenhang mit Strom- und Flußmündungen, wären etwa als Beispiel hervorzuheben: die südfranzösische Flußmündungswüste der Grau, zur Zeit im Übergang zu festem Fruchtland begriffen durch Einleitung der Hochwässer der Durance mit ihrem Schlammrückstand: eine ausgesprochene Übergangsbildung!

Ferner gehört hierher der indische Schutzstaat Cutch, „Küstenland“ von 16 834 qkm und 1/2 Mill. Einwohner, noch vor einem Jahrhundert landfest, dann 1827 wieder zur Insel geworden, als die durch ein Erdbeben zerrissenen Indus-

dämme einen ausgetrockneten Meerbusen aus einem 60.000 qkm großen Salzsumpf wieder volllaufen ließen. Hier verhalten sich also nicht ganz 17.000 qkm organisiertes Land demütig-abhängig zu 60.000 qkm amphibischer Bildung eines Grenzkörpers zwischen Land und Meer.

Kennzeichnend ist endlich der Fall der Faire Flats, der Sandablagerungen an der Yangse-Mündung unterhalb der Hwangpu-Mündung, des Stroms von Shanghai, wobei es sich um die Fortexistenz des Welthafens als Groß-Shanghai handelt. Wer aber ist zuständig zur Regelung der Fahrtrinne durch die gewaltige Schlamm- und Sandablagerung, die als zirka 200 m breiter und mindestens 12 m

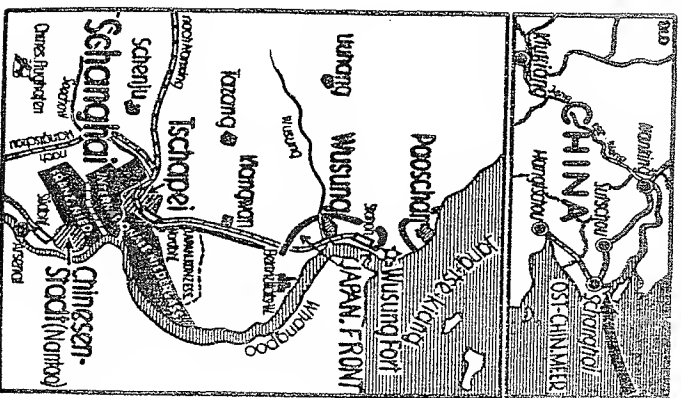


Abb. 23.
Lage und Gliederung von Shanghai

tiefer Durchstich durch zwei starke Sandbagger hergestellt und erhalten werden kann? Die Kosten wären 10 Mill. Tael oder rund 60 Mill. GM. Anteiligung fände statt aus den 3% Zuschlägen auf die Seezölle und 3% Kabinabgaben auf den Wert der gelöschten und verladenen Waren, die in Shanghai erhoben werden. Der Verkehr fällt zu 37% auf England, 25% auf Japan, 22% nur auf China, 11% auf Amerika, 5% auf alle übrigen! von einer Seeschiffonnage von 12 Mill. mit einem Handelswert von 940 Mill. Tael. China ist also beteiligt, aber das Heft in fremder Hand. Es ist sicher ein eigenartiges Stück Wassergrenze, an deren Pflege heute schwedische Ingenieure das beste tun, während Jungchina in Shanghai zwar eine große Einnahmequelle schätzt, aber einen Durchlaß für das Ein-

dringen der Fremden heißt. Dieser Zwiespalt ist 1937 im chinesisch-japanischen Kampf um die Yangseemündung aufgelebt und hat dem größten Welthafen des Fernen Ostens kaum heilbare Wunden geschlagen.

Mit diesem Beispiel der sich ständig ändernden Yangseemündung (das als nahen Nachbar die Erinnerung an die Durchbrüche des Hwangpu und die Veränderungen seines Laufes auf dem Wege zur Küstengrenze weckt), stehen wir über vor den Grenzveränderungen gegenüber dem Meere durch Strandverschiebungen, wie wir sie bei Wagner (77) berührt finden und von den verschiedensten Stellen der Erde, von Alaska, Norwegen, Japan, Pozzuoli, von der Indus- und Gangseemündung, mit vernehmlichen Folgen für wichtige Hafenstädte auch von Formosa kennen. In einzelnen Fällen setzen sie berühmte und umstrittene Hafenstädte der Weltgeschichte (Ravenna) aufs Trockene, in andern ersäufen sie bei See- und Landbeben so bedeutende Orte wie Yokohama und Tokio, San Francisco und Iquique oder Valparaiso vorübergehend, manche auch dauernd in Flut und Flammen. Zu unterscheiden sind säkulare (allmähliche) und katastrophale (schlagartige) Grenzveränderungen. Eine böse Zeugenstelle für ihre Gewalt ist der Umkreis der sonst so gesegneten Bucht von Tokio, an der Stelle, wo die Fujiapale mit einem mächtigen Grabenbruch (der Fossa magna) in den gespannten und geschwungenen, einem Bogen gleichenden Landkörper des japanischen Reiches eintritt. Schon einmal ist dort, an der Grenze zwischen Land und Meer, in klimatisch hochbegünstigter Lage, eine Hauptstadt, Kamakura, ihrer gefährdeten Grenzlage zwischen Steilküste und See erlegen, und Yokohama-Tokio waren nahe daran, ein gleiches Schicksal zu erleiden.

Sehr bescheiden ist gegenüber so gewaltsamen Grenzschränkungen der Natur, was der Mensch an Grenzberichtigung zwischen Land und Meer durch Küstenbauten vornimmt. Immerhin ist es nicht zu unterschätzen; Ratzel macht in „Erde und Leben“ (78) den erheblichen Umfang der Kulturveränderung an Ufern, den Wert dieser Grenzberichtigung durch menschliche Arbeit klar. Besser darauf zu achten als einst hat uns der Krieg gelehrt: die Einschwemmung von Nieupoort (79) und die Yserkämpfe, deren Ruhm sich seinerzeit der König der Belgier und Marschall Foch gegenseitig bestritten haben, sind eine Warnung, schnell wechselbare Grenzverschiebungen an Küsten zwischen festen und flüssigen Kampfgrunde als strategische und taktische Möglichkeiten schärfer im Auge zu behalten, als wir es vor der flandrischen Erfahrung taten, obwohl als Lehren in der Geschichte der Wasserkarte die Geusen, die Verteidigung der Niederlande und die Schlecht bei Hemmingstadt schon vorangegangen waren.

Bau und Zerstörung von Helgoland, die Umwertung von Alsen als Grenzschutz und Grenzbedrohung, von Hela als deutsche und polnische Ausfallsforte der Ostseegrenze, aber auch so grausige mögliche Abwehrmittel, wie sie die Haffkrankheit ahnen läßt, könnten uns zu weiteren nahegelegenden Betrachtungen anregen. Dieses Beobachtungsfeld ist um so wichtiger, als solche Küstenverände-

runge in immer größerem Maße bewirkt werden durch Wasserkraftnutzung von Gezeiten, durch die Salinenentwicklung an Küsten salzanner Länder (Südrankreich, Japan, Liautung-Halbinsel) (80), vermehrten Aufwand für Hafenbau, Küstenbahnen, gesteigerten Unschlag vom Lande nach der See. So werden wir bald den Unterschied zwischen natürlicher und kulturveränderter Küste auch am Meere in ähnlicher Weise wissenschaftlich verfolgen können, wie es z. B. beim Züricher See mit seiner bereits vorwiegend kulturveränderten Uferentwicklung geschieht.

Dabei mag man sich auch klarmachen, daß im Verhältnis zu unserer inner-europäischen bescheidenen Küstenentwicklung (das ganze von den Mittelmeeren zu verteidigende Küstengrenzgebiet umfaßt wenig über 3000 km Küstenlänge!) ausgesprochen meertübige Lebensformen ganz anders wachsam ihrer Meeresgrenze gegenüberstehen. Das gilt nicht nur von England oder Japan, wo es sich um absolute Lebensfragen handelt, sondern auch von den Niederlanden, die zwar ohne ihr überseeisches Inselreich fortleben könnten, aber nur in politischem Dunkel in Enge und Not.

Für die niederländischen Kolonien in Südostasien geben die „Mitteilungen für die Außenbesitzungen des Enzyklopädischen Büros“ einige ausgezeichnete Anhaltspunkte, welche überwiegende Rolle die Küstengrenze, das Verhältnis zum Meer für ihren Zusammenhang und ihre Erhaltung spielt. So die vortrefflichen, einfach aber zweckmäßig gezeichneten Übersichtskarten für die Rechtssprache der Außenbesitzungen (81) oder die Beilage über die Küstenbefestigung, ein für Grenzuntersuchungen von Küstengewässern sehr lehrreiches Blatt.

Auch die Truppenverteilung gibt höchst wertvolle Aufschlüsse über die Stellen, wo anthropogeographische Spannungen lauern, wo Nähe zu verkleinern sind oder wo man sich in sicherem Besitzrecht glaubt. Auch die ungemene Verantwortung, die, bei geringen Mitteln fast unerträglich, wegen der Wegbarkeit und Aufnahme einer solchen weiterentwickelten Küstengrenze auf kleineren Lebensformen lastet, geht aus solchen Karten hervor und zeigt, wie leicht Konfliktsfälle, wenn man sie wünscht, aus bloßen Unmöglichkeiten ausbrechender Verwaltung in solchen Meergrenzgebieten hergeleitet werden können. So bedeutet die Meergrenze Gunst und Gefahr zugleich; sie setzt zu ihrer Erhaltung einen immervachenden Grenzsinkt mit sehr heillosigen Beobachtern über See voraus, wie ihn die großen Inselreiche, die ozeanisch bestimmten Lebensformen der Erde fast immer vorbildlich besitzen haben: Athen und Venedig, Britannien und die Niederlande, Japan und auch die Vereinigten Staaten seit ihrer Wendung zur pazifischen Seemacht.

ZUR PSYCHOLOGIE DER LANDESGRENZEN UND IHRER TYPEN

VII

Man spricht soviel von guten und schlechten, von natürlichen Grenzen, um „so wenig dabei zu denken.“ Es ist die trübe Erfahrung eines bedeutenden Politikers und Anthropogeographen, die sich in diesem Stoßseufzer Luft gemacht hat.

Nach der Betrachtung großer Einheiten: — des Unwohnlichen als erdumsparrend anerkannter Lebensschiede, des Meeres als einer im Wandel von trennender Weite zu verkehrsfreundlicher Verbindung der Menschheit begriffenen Elements — bleibt die Aufgabe einer sorgfältigen Zerlegung in Einzelkräfte gegenüber der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen des Landgrenzenproblems und seiner Einzelbilder, die wieder Naturgrenzen, natürliche und naturverleihte Völkergrenzen schaffen.

Von „guten“ Grenzen werden wir dabei wohl nur sprechen können, wo solche vieler Lebensgebiete, wie durch das Meer oder — theoretisch — aller durch die Anökumene, das schlechthin Unbewohnbare, Unwohnliche raumnah zusammenfallen, womöglich sich decken. Dort entstehen wohl Dauergrenzen, Schutzgrenzen, die sich durch Jahrtausende erhalten oder wenigstens — immer aufs neue ersiehend — ihre Schiedskraft erweisen. Das eben gebört auch zum deutschen Leid, daß der Lebensraum unserer Volkheit weniger, als fast aller andern Großvölker der Erde, von solchen Grenzen geschützt war, daß um so mehr geographische Übergangszonen abgeschnitten, um so mehr vereinzelte natürlich trennende Linien in diesen Machtkultur- und Wirtschaftskörper des innereuropäischen Übergangs aufgenommen wurden, je weiter er sich von den Grundlagen seines russischen Werdens entfernte. Das galt leider, ob er nun einerseits in den romanischen Kulturkreis verjüngend, aber auch zerstörend eindrang; ob er andererseits, in die Welt des Ostens sich hineinschob — zwar Kultur und Reife bringend, aber natürlich auch Unbequemenlichkeit durch Ordnungsansprüche — oder ob er gar überseeisch in Streulagen auftrat, willkommen und zugleich gefürchtet: alles in allem eine der am meisten problematischen, grenzenlosen, faustischen Lebenserscheinungen unter den andern des Abendlandes! Es war seine Tragik, als

Jüngerer unter Reifen oder Reifer unter Jüngerem auftreten zu müssen, von beiden Seiten empfangend, beide auslösend und befruchtend, aber doch nirgends gerecht verstanden, ähnlich wie Inder und Hellenen. Damit war er in der Errei-

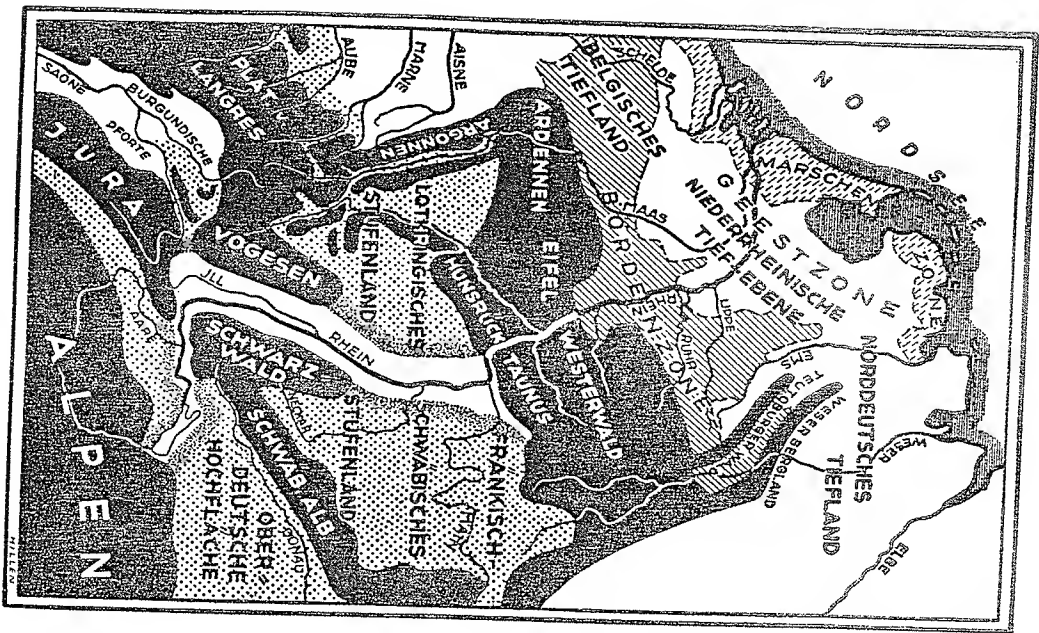


Abb. 24.
Gliederung des
Rheingebietes

chung fester und klarer Form unter den Völkern mehr als andere gebemmt. Daher rührt auch seine innere Schwierigkeit, sich mit Grenzen formsicher abzufinden. Viel Reden von guten und schlechten, günstigen und ungünstigen Grenzen schafft ihm eigentlich mehr Verwirrung als Klarheit, wo es nicht aus sehr sicherer Formführung heraus geschieht, und ist dennoch so landläufig gegenüber den

Grenzerscheinungen der Erde. Gerade beim Innereuropäer müßte das Grenzlebens vor dem Grenzgerede und der Grenztheorie kommen.

Wissenschaftlich vorgehend sollte man eigentlich nur von konkordanten, koizidenten, zusammenfallenden Grenzen, dann eben für fast alle Lebensformen gleich naturgemäßen Marktscheiden, oder von diskordanten, zerrenden Grenzen, dann fast immer Spannungen, Reizzustände bergenden, naturwidrigen Zuständen sprechen. Zu ganz deutlicher Erkenntnis, um welche Seite, die dunkle oder die helle, es sich im Einzelfalle handelt oder welche vorwiegt, führt dann ein Herausarbeiten der leitenden amorganischen und biogeographischen Note des betreffenden Grenzstücks, der betreffenden Scheidemak, und die reiche Befragung ihrer geschichtlichen und biologischen „Zeugen“. Wer naturwidrige Grenzen schaffen hilft und setzt, der muß sich darüber im klaren sein, daß er damit vielleicht jahrtausendlange Kämpfe entfesselt, wie es vielfach engstirnige, eigensüchtige Familienbesitzregelungen, auf große Volksgrenzen auswirkend (etwa der Karolinger, Salier, Hohenstaufen, Habsburger) getan haben oder das französische Streben nach der gleich einer Pata morgana ostwärts rückenden „Frontière naturelle“, der die Begriffe „neutre“ und „démembre“ entgegenstanden.

Wenn wir unsern westlichen Nachbar fragen, wann eine Grenze „naturelle“ naturgemäß, also für seine Begriffe stabil, wann sie „neutre“, keinem zugunsten, zühb oder leid etwa im natürlichen Gleichgewicht der hüben und drüben schitzenden Naturbedingungen und Kräfte ruhe, und wann sie „démembre“ entgliedert, also zu ändern, für seine Begriffe labil sei, so spiele zweifellos nicht die von ihm sooft vertretene „théorie des crêtes“, der Wasserscheiden eine Rolle — (denn dann hätte er die Kämme des Wasgenwaldes, die Scheide der Wasser zwischen Rhone und Rhein nicht überschreiten dürfen) —; sondern neben einem Trägheits- und Eitelkeitsmoment der Geschichte unterlag er der Versuchung, die wir häufig im Verhältnis von Grenze und Bodennutelage begründet finden. Kohlen, Kali, Eisenerz von ganz besonderer Art und Verwertungsmöglichkeit (Minnette) auch Petroleum boten Verlockungen, wie anderwärts Gold (kalifornische, ostibirische Funde mit nachfolgenden Grenzerschiebungen, mandschurische Fundstätten und Grenzveränderung zwischen innerer Mongolei und Mandschurei), Öl (Mexiko, Mesopotamien, Persien), auch Nickel (Pazifik), Zinn (Malaienhalbinsel und Vorschoben der britischen Malaienstaaten gegen Siam). Wir umgrenzen Edelmetallfundstätten, Kohle-, Kali-, Eisen-, Kupfer-, Zinngebiete und ölführende Schichten auf den Karten und üben damit auch einen Grenzerschiebungsreiz aus für den Bereich über Tag! Wir sprechen von Einzugsgebieten und Ernährungsgebieten von Bergbaubezirken und müssen auch diese natürlich abgrenzen können. Dennoch ist es oft nicht leicht. Welche betrogenen Körper sind z. B. bei den Versuchen zustande gekommen, besonders geschätzte Industrie- und Berggebiete aus ihren natürlichen Lebensformen durch Sonderabgrenzung herauszuschneiden! Wie wenige waren sich über natürliche und naturwidrige Grenzen des

Wolkennassen, die an dem Südwall des gewaltigen Hochlandabschlusses in Chetrapunji in Assam oder über dem Terai sich aufhäufen oder in geballten Massen in die Gangesebene und das Penjab einbrechen, schließlich die Ghats oder die Höhen-scheiden der meridionalen Stromfurchen in Hinterindien überwälzen. Diese klima-tische Erscheinung hat dem chinesischen Südländ Yunnan den Namen gegeben: der wolkegige Süden! Niemand wird in Versuchung kommen, Kansu oder Sianai so zu nennen! Ähnliches zeigt als Grenzerscheinung kleineren Stils ein Ausblick etwa vom Arosa-Weißhorn nach Norden und Süden, in die Klimascheide des Hochfests der Alpen.

Wo eine besonders sinnfällige, äußerlich wahrnehmbare, deutliche Mark ent-steht durch Zusammenfallen von vielen Scheiden von Naturbereichen zugleich in ihrer Nähe — so von Änderungen in der Bodenfarbe (schwarze Regur- gegen rote Lateritböden!) von der Bodenunterlage, die nach außen gewendet wird (Kohlen-halden, Erzabfälle), in den Landformen (Ausfahrt ins Flachland, Übergang von Moränenhügeln in monotone Terratrüben oder Schotterebenen) oder wo Klima-grenzen, Pflanzen- und Tierverbreitungsscheiden überdies mit solchen Über-gängen zusammenfallen —, da werden auch die vielleicht an sich noch zur Grenz-überschreitung befähigten Einwanderer von der Rutankheit des Halmnackens häufig in der Geschichte überzeugt, zwar nicht ein Cäsar, Alexander, Marich oder Karl, aber das auf die Dauer gelende mittlere Maß derer, die ihnen folgten.

„In omni autem proelio oculi primi vincuntur...“ sagt Cäsar (87). Das gilt auch für das plötzliche Aufhören oder Zurückbleiben gewohnter Pflanzen- und Tierbegleiter der Menschen in der Kulturlandschaft wie für Veränderungen der vertrauten Landformen. Der Römer wurde stutzig, wo gleichzeitig die Rebe und Edelkastanie, das gepflegte Feld, also alles, was er von der Georgia her als seine Begleitpflanzen in Sympiose kannte, ihn verließen und wo er in düstere Tannen-wälder, Hochweiden, in Eichendickicht und Moor eintreten sollte. Und fast 2000 Jahre später schrieben die Truppführer Napoleons, 1805, beim spätherbst-lichen Einmarsch in die schwäbisch-bayerische Hochebene über deren Unwirtlich-keit klagende Briefe nach Hause, die uns die beliebtesten Sommerfrischen des nördlichen Menschen von heute kaum wiedererkennen lassen. Statt des Lorbeers und anderer Immergrüner bot die Stechpalme, die Fichte, die Elbe karglichen Er-satz für den mittelländischen, romanischen Menschen.

Der malayo-polynesischen Einschlag im Japaner schreckt bei Wanderungen nord-wärts zurück, wo seine gewohnten Begleitpflanzen, Reis, Teestrauch, Bambus nicht mehr gedeihen, obwohl alle drei erst aus dem südchinesisch-malaisischen Kultur-herd später in die früher viel mehr nördliche japanische Pflanzenwelt der Stamminseln eingewandert sind. Heute noch lassen sich gemeinsame Verbreitun-gen nachweisen, wie die Grenzgemeinschaft pontischer, tschechischer Stedler mit gewissen xerophilen Pflanzen, der Ungarn mit Steppenheide, der Romanen mit der Edelkastanie, der Japaner mit Reis, Bambus, Tee, der Süddeutschen mit dem

Reis, der Nordchinesen mit der Hirse, der Quichnahkur mit Mais, Kartoffel, Kakeo, wie sie schon den Leuten des Pizarro auffiel. Diese Vorkommen aber sind wieder an gewisse Niederschlagsmengen und ihre Grenzen gebunden.

So wirkt sich auch bei der Grenzauffassung eine freilich in dieser apodiktischen Form zu weitgehende Äußerung von Hann aus: „Jede Landfläche ist soviel wert, als sie Niederschläge empfängt.“ Tatsächlich begründet das Verhältnis zum Wasserbedarf, ihre frühe Erziehung zu Wasserverschwandern oder Wassersparern, in hohem Maße die Einstellung der Menschen zur Grenze, im besonders zur Abgren-zung durch eine der häufigsten naturerlehnten weil sinnfälligsten Grenzen: den Wasserauf.

Das reichlich fließende oder sparsam bemessene köstliche Naß bildet sie. Ur-ale Menschheitserinnerung mag in den häufigen, zähen und langwierigen Kämp-fen um Wasser und Wasserzutriff nachwirken. Auch sie gehören zum „Urgut der Menschheit“ (88). In ihrer Einstellung dazu scheidet sich vor allem der Wasser-sparsame von dem an Wasserverschwendung gewöhnten Stedler. In dieser ver-schiedenen Einstellung zur Wasserlaufgrenze liegt einer der folgenschwersten romanisch-germanischen Gegensätze, ein tiefster vielleicht in uraltem Rassenbe-zieh zwischen dem mittelländischen, dem atlantisch-nordischen und dem steppengebr-ügigen, aus dem Osten gekommenen Menschen, wie dem alpinen überhaupt. Der „Nahe Osten“, der Mittelländer, der Hellenen und Römer und was von ihnen ab-stammt, kennt früh subtile Grenzfestsetzungen über Wasserzutriff aus Trocken-zeiten in regenarmen Ländern, sogar Vereinbarungen über zeitweise aussetzenden Zutritt zum Wasser. Der Strom, der Fluß als Grenze ist ihm ein naheliegender Begriff.

Dem Germanen, wie überhaupt dem Menschen aus niederschlagsreichen Ge-bieten widerstrebt die Teilung des Fluß- oder Stromgebietes; der Fluß, der Strom, sein Einzugsland ist ihm ein Ganzes; gegen die Wasserscheiden zu setzt er am liebsten breite, nur dem Weidebetrieb, der Forstnutzung dienende Schutzgürtel, Almenden, Gemeineigentum — nicht, wie der Romane, subtile Wasserscheiden-theorien. Gern bildet er seine Gaue, wie übrigens auch der Japaner, der Gebirgs-Inder aus einheitlichen in sich geschlossenen Flußgebieten mit ihrem ganzen Ein-zugsunterland.

In drei Hauptformen tritt uns in der Natur die Wasserscheide in ihrem grenzsetzenden Einfluß entgegen: in der Höhenform, im Höhenkamm, im auf-gehobenen Plateaurand, im Waldtrücken, in Moor und Quellstümpfen, wo sich oft Suggestion der Unbetretbarkeit und Tatsachen des wirklich Unbetretbaren wunder-lich widersprechen, wo Phantasie und Vernunft sehr verschieden auf sie reagieren und die Technik im kleinen wie im großen raslos verändernd einwirkt. Berg-bahnen, Durchbohrungen schaffen neue Durchbrüche, Wassertratlagen ver-ändern die ganze Wasserführung, verlegen wohl die Wasserscheiden selbst, und ein besonders berühmter gewordener Streit um Wasserscheidengrenzen (Chile-Ar-

geutigen, durch britische, d. h. Sir Thomas Holdichs Entscheidung geschlichtet) zeigte, daß die Wasserscheiden gar nicht auf den Höhen des Gebirges liegen, auf denen man sie bei den Grenzverträgen angenommen hatte, sondern die *Cordillere* in weitgehender Zertappung durchbrechen. Ebenso zeigt uns die Praxis die Festlegung einer Wasserscheidengrenze in großen Sumpfwaldgebieten als fast unmöglich, selbst wo nicht solche Erscheinungen wie die Stromgabelung des Cassiquiare ihnen hohnsprechen.

Geht man den Spielarten der Landgrenzen in ihrer ungeheuren Mannigfaltigkeit ordnend und typisierend auf den Grund — was wir vor dem Eingehen auf einige der wichtigsten unter ihnen vorweg versuchen wollen —, so zeigt sich auch in den Einzelheiten, als fruchtbarer Ausgangspunkt großzügiger Ordnung und Einsicht in das biologische Wesen der Landgrenzen unter den verschiedensten Daseinsbedingungen, der ringende Dualismus des Verkehrsfeindlichen — zutiefst in der Eigenart gerade der festländischen Grenze — und des Verkehrsnotwendigen. Eine wunderliche Probe dafür war für den, der sie kannte, der Durchrieb der deutsch-französischen Grenze in den Vogesen. Weiderechte zogen ursprünglich über sie hin. Kiesel, „*Petershüttli*“, ein Kriegsziel in den Vogesen“ weist sie nach und verrät uns jenseits der „*frontière démentée*“ gegen Frankreich, Gallen zu, noch einen so völlig unromantischen Namen wie *Petershüttli* und verwandelt. Der Wunsch nach Gangbarkeit und weiter Sicht einerseits, nach Verteidigungsfähigkeit andererseits gaben ihr einen beständigen Widerstreit von streckender Tendenz ohne lokale Rücksichten und dem Wunsch nach Ausnützung örtlicher Vorteile — ähnlich, wie er sich wohl in Schweizer Kantongrenzen zeigt, oder an den bayerisch-tirolerischen, dort vielfach von Jagdelüst und Waidmannsvorteilen bestimmt. Französische Klarheit, *clarté*, aber auch Formenstarre gegen starken Lebenstrieb und faustischen Drang abgrenzen wollen, heißt einen Gegensatz verschärfen, der in der Ausbildung der Landgrenzen durch die verschiedensten geographischen Mittel hindurch oft wiederkehrt. Sicher entspricht die klare, formenstarre Grenze der stärkeren Grenzform und führt zu ihr; aber sicher auch ist die wandbare Grenzform die des im Grunde Stärkeren: sie bleibt es, wenn er auch durch die eigene Formlosigkeit und den mangelnden Instinkt für den in solchen Fällen liegenden Schutz in Zeiten geringerer, erschaffter Vitalität seiner Lebensform immer wieder zurückgeworfen wird. Freilich gleicht die deutsche Landgrenze zuletzt im Westen einer zerfallenden Mauer mit vielen berabgefallenen, höchst wertvollen Steinen ihres einstigen Baues, die auf fremdem, mindestens nicht mehr auf seinem Grunde liegen; die östliche Mark aber gleicht einem Großgut, das seine Habe weithin in fremde Streulagen hinein verzettelt hat und jedes Versuchs eigener wirtschaftlicher Arrondierung spottet, aber auch fremde Arrondierungen sprengt.

Vieles an diesen Zuständen ist durch fehlende überzeugende, konkordante Landgrenzen veranlaßt, die auf der andern Seite das Innere dieses buntscheckig genug

auf der Karte anzusehenden Baues in unerwünschter Freigebigkeit durchziehen und einen Zustand herbeiführen, den ein kluger französischer politischer Geograph „*enboité*“ (verkastelt) nannte. Aber auch Landgrenzen, die auf Karten großen Maßstabs so überzeugend scheinen wie der Ural, lösen sich beim Durchqueren, wie ich aus eigener Anschauung weiß, sehr wenig überzeugend auf; der Grenzstein Europas im Verlauf des „*sibirski trakt*“, mit all seinen sentimentalen Erinnerungen, ist mehr ein Denkmal bürokratischer Willkür als grenzsetzender Natur. Auch eine Übersicht der Natur muß mit dem beschämenden Eingeständnis beginnen, daß es kein überzeugendes Werk über die Psychologie der Grenze gibt, das auch nur den „*inclinations rerum in proprios fines*“ des H. Thomas von Aquino gerecht würde (89).

LANDGRENZEN UND VERKEHRSADERN

Für das Verhältnis der Landgrenzen zu den Verkehrsadern — die über Grenzen hinwegführen müssen, weil sie größeren Raumkörpern, als den abgegrenzten staatlichen Lebensformen dienen oder zustreben — scheint das Problem in einer inneren Zwiespältigkeit gerade der hochentwickelten Grenze zu liegen. Ihre Aufgabe ist ein Widerspruch in sich selbst zwischen ihrer für den Schutzzweck angestrebten Verkehrsförmlichkeit, dem Zweck einer möglichst abschließenden Umspannung, und zwischen dem gesteigerten Doppelverkehrsdruck, der Aufgabe der Vermittlung von Verständnis nach beiden Seiten, aber auch von „Takt“, von Reiz, Gefühl- und Eindruckswiedergabe zur eigenen Zentrale über den von jenseits erfahrenen Reiz und die eigene Reaktion darauf, bis zur Eignung für den von dieser Zentrale etwa befohlenen Zugriff. Biologisch gesprochen wird also Bereitschaft für alle möglichen Übergänge von dem peripherischen Organ des Staates gefordert, von der Hautatmung und Ausdünstung bis zur Bildung einer schützenden Hornhaut, bis zur Entwicklung zum Greiforgan mit angleichender, hinzuwehender „fressender“ Kraft.

Nur ganz ungewöhnlich reich von der Natur ausgestattete und vorgebildete Völkerforten, an günstiger Stelle in sonst gut abschließende Grenzen gefügt, erfüllen so vielseitige Forderungen. Es ist deshalb besonders nützlich, berühmte Völkerforten der Geschichte, wie die burgundische (90), die mährische (91), die indische (92), die Paßlandschaft von Shensi in China (93) daraufhin zu prüfen, wie weit sie solchen Anforderungen gewachsen waren. Deren übermächtige Last haben ungünstiger gestaltete Durchgangslandschaften wie Flandern, die Lombardei, Navarra, Schlesien zur „orchestra belli“ auf Jahrhunderte vorher bestimmt und als Eigenlandschaft erdrückt, bis endlich ihr Grenzproblem auf natürlichen Ausgleichslinien gelöst war und verknöcherte oder versteinerte.

Im Zusammenhang mit solchen Untersuchungen wird man natürlich Typen vorbildlicher Schutz- und Verkehrsgrenzen aufstellen können, in denen sich die eine oder die andere Eignung vorwiegend ausleben konnte, der Gegensatz aber verkümmerte. Mit welcher Intensität pulste z. B. der Eisenbahnverkehr über

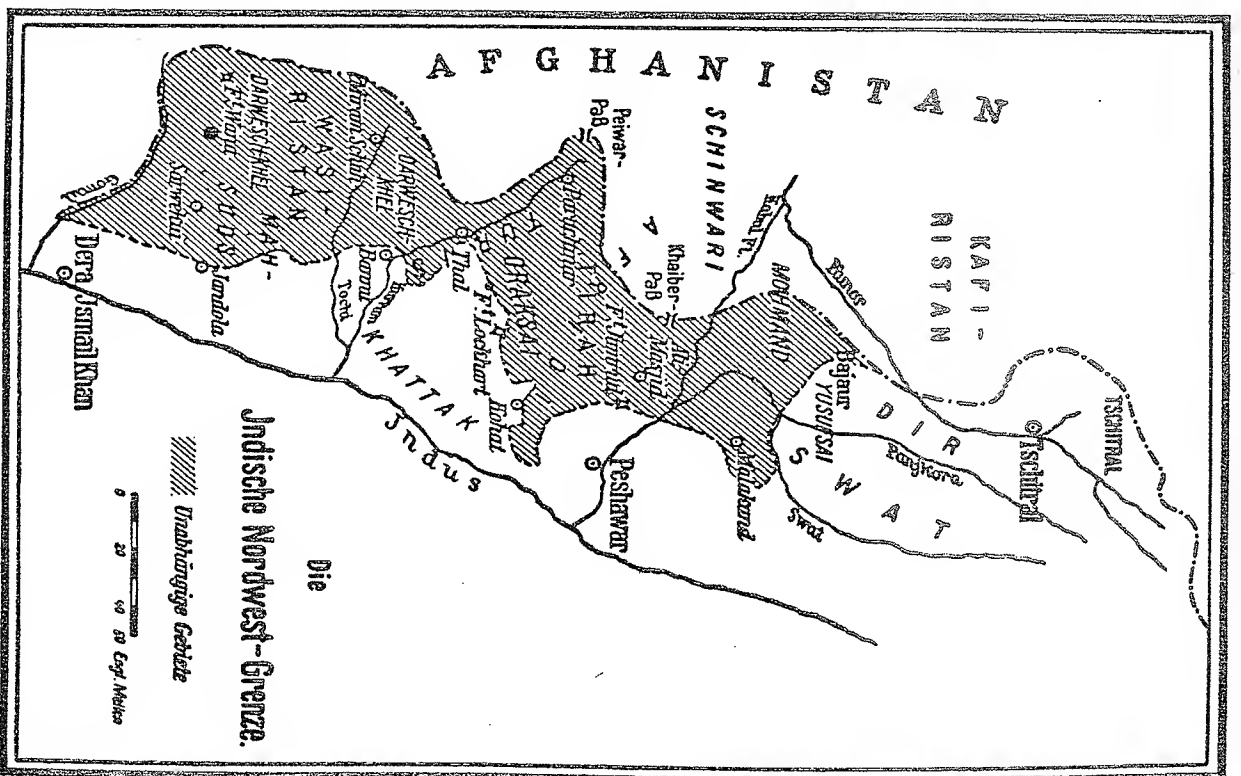


Abb. 26. Die indische Nordwestgrenze.

die wenigen Stränge der schmalen belgisch-deutschen Grenze des alten Deutschen Reichs, ehe sie zu beiderseitigen Schaden verstümmelt wurde: aber wie wertlos als Sperrte war auch die technisch hochwertige Festung darin! Mit welcher mattem Putschlag floß im Gegensatz dazu der Verkehr trotz den neun bestehenden Linien über die russische Grenze, aber wie stark erwies sich haben wie dritten deren Sperrkraft! Wie spielt dabei auch künstliche Vernachlässigung herein, wie beim polnisch-russischen Weichselverkehr vor 1914, beim Oberhainverkehr jetzt. Was war Dirschau im Westostverkehr Europas vor der Grenzzerstörung von Versailles, aber auch im Verkehr nach Danzig; was ist es heute? Einst der wichtige Blutdruckverteiler an einer geschützten Langsverbinding unter Grenzschutz, heute die in eine Schutzgrenze gefüllte Hemmung. Ähnliche Rückentwicklungen vollzogen sich im Sundgau, in Metz, aber auch in den in ihren Nachkriegserwartungen sehr enttäuschten ehemaligen Grenzverkehrstützpunkten Toul und Verdun.

Es ist nicht die örtlich übersteigerte Hemmung, sondern polnischen oder französischen Mißtrauens allein, es ist eine allgemeine Erscheinung geographischer Lagenwandlung, die sich in Dirschau nur besonders auffällig zeigt, wo ein riesiger Durchgangsbahnhof tot liegt und langsam vergrast und verkrautet. Überall, wo er vorwalten kann, stemmt sich der polizeiliche und juristische Formstandpunkt gegen den mehr kaufmännischen Standpunkt des Lebens- und Güterüberschlusses, der raslos die formalen Grenzen überflutet und verschiebt. Es ist der so oft auftretende Gegensatz des Handelns und Urteilens de lege lata gegenüber dem Gewährlassen der Zukunft de lege ferenda! Dabei geht die zweifellos als verkehrsgeographisches Gesetz anzuerkennende beschleunigende, „streckende“ Tendenz des Weltverkehrs, gehen Naturwissenschaft und vorwärtsdrängender, sich gegen Schranken auflehnender Geist Hand in Hand mit dem Kaufmann, mit der ausdehnungsfähigen Volkheit gegen Grenzen- und Zollfossilien, gegen einschränkende, im Augenblick der Errichtung meist schon veraltete, belästigende Formen und Schranken jeder Art (96).

Die bloße Analogie der Hydraulik — man versuche nur einmal den Daumen auf eine Wasserleitung zu halten und sehe zu, wie lange es gelingt! — lehrt ja doch schon jeden naturwissenschaftlich Beobachtungsfähigen die Aussichtslosigkeit starrer Abwehr (Defensive) gegen alles Flüssige, schon gegen greifbare „Fluide“! Wie hoffnungslos sind erst rein kordonmäßige Absperrungsversuche gegen nur kulturgeographisch zu erfassende, geistige und wirtschaftsgeographische Bewegung und Strömung! Ihr begegnet erfolgreich nur stärkeres gegenstrebendes Leben, hinhaltend allenfalls gerumme Zeit eine kluge Zersplitterung, Ausscheidung der angreifenden Kräfte, nach Art der Wildbachverbauung.

Aus dieser allgemeinen Erkenntnis erweist sich denn auch jeder Versuch der Unterbindung und Zerschneidung natürlicher Land- und Wasserstraßen durch künstliche, vergewaltigende Grenzführungen und -setzungen auf die Dauer als Schaden für die beiden vertragsschließenden Mächte, ebenso wie für die am Ver-

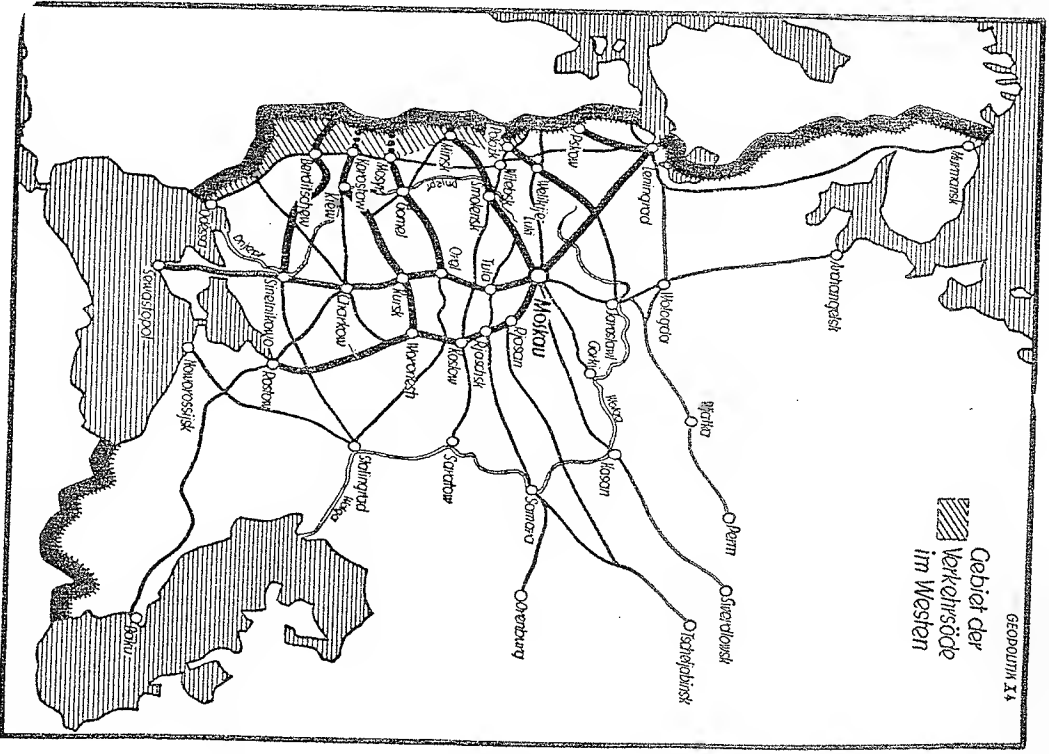
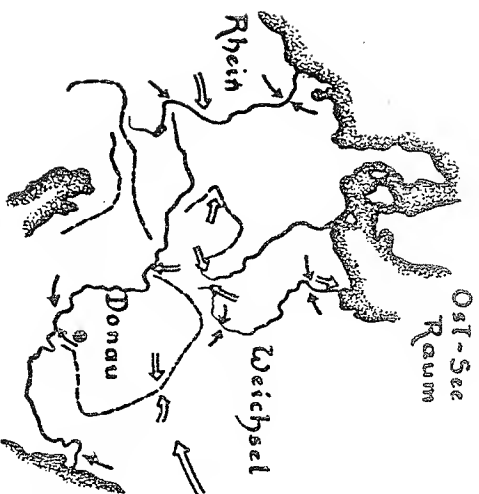


Abb. 27. Die Westgrenze der Sowjets

kehr beteiligten ferneren Verkehrsteilhaber, und begünstigt früher oder später durch raslosere Rütteln des bekannten Verkehrs an ihnen die Beseitigung solcher Schranken. So geht es mit dem bekannten Versuch, im europäischen Westostverkehr die „Zentralmächte“ auf Umwegen zu umfahren. So geht es aber auch in weit größerem Rahmen mit der Mißachtung des Dreistromproblems an der von R. Kjellen aufgezeigten Stelle in Mitteleuropa zwischen Rhein, Donau und Weichsel (95). Das Gleiche gilt für jene andere wichtige Vermittlungs- und Über-

gangslandschaft zwischen den Sowjets und den uralten Kulturmächten Ostasiens: in der Mandschurei, zwischen Amur, Liaho und Yalu, wo sich ein ganz ähnliches Dreistromproblem findet und in den so aktuell gewordenen Streitfragen über die Osteinnesische Bahn seine verkehrsgeographische Dauwirkung erweist. Auch hier wurde ja mit der Amurbahn von den Russen ein Umgehungsversuch gemacht; auch hier in der Mandschurei ist ein Zerrungsgebiet zwischen ozeanischen Inselmächten und um sich greifenden Steppenreichen nur dann in seinen Grenzen zu erhalten, wenn es als selbständige Lebensform stark und Herr seiner Verkehrsadern ist — ebenso wie in Innerasien Viele Rückschlüsse lassen sich von dort



Das „Problem der drei Flüsse“ nach Rudolf Kjellén, 1917, mit Abschüttelung der Mitteleuropäer von Oberlauf und Unterlauf → ← und Verschlimmerung mit 1919 → ← im geschicktesten Zusammenbau: Mittel-europa!

Abb. 28.
Dreistromproblem vor
1914 und 1919

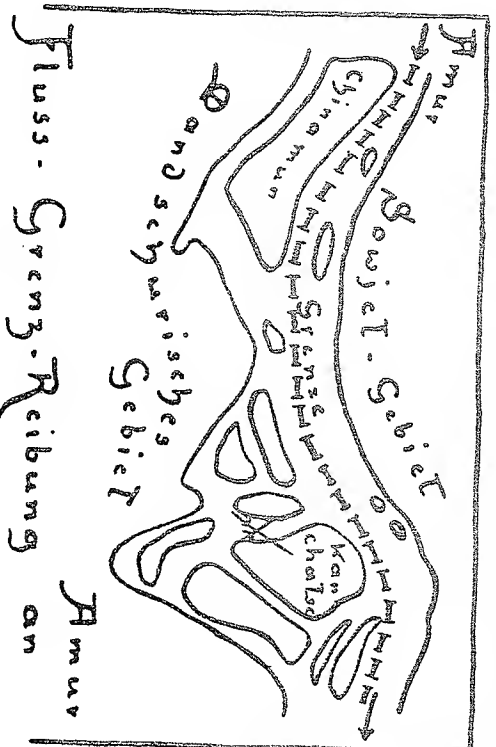
nach dem von Ressentiment so sehr in seiner Geopolitik undunkelsten Kraftfeld zwischen Rheingebiet, Donaustufenland und Weichsellandschaft ziehen!

In allen dreien spielt auch die Frage eine große Rolle, wie weit sich Grenzabsperzung in Gebieten mit besonderem Verkehrsdruck, mit hochentwickelten Verkehrsadern gegen Volksdruck von außen, gegen dadurch bedingte, notwendig herbeizühängende, unmerkliche Unterwanderung neben der kontrollierten Einwanderung, der durch Gewalt abwehrbaren Überschneidung durch Herrenschichten oder Truppen halten lasse.

Die Aufgabe wird zweifellos erleichtert, wenn es gelingt, eine Anfangszone zu schaffen, wie sie etwa in Zollgrenzen die Trennung der Grenzbezirke, der Grenzgebiete vom Hinterland darstellt; wenn man also Organisationen, Zwischengliederungen schaffen kann, die wir schon einmal als den Begriff einer besonderen „confinito“, einer Grenzgemeinschaft innerhalb der sich abgrenzenden größeren Gemeinschaften, eines „confiniums“ erwähnt haben.

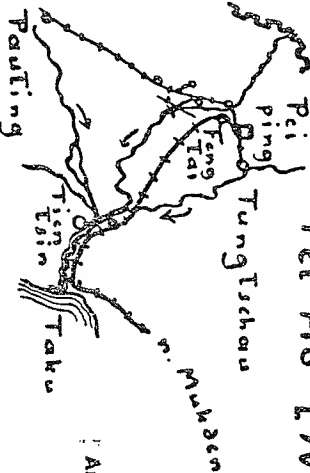
So wäre einmal das Verhältnis zwischen fines und confinium klar zu machen. Continuum! Es ist ein vieldeutiges Wort, das in seinen Übersetzungen: Grenz-

scheide, Grenzstrich, Grenzland, Gesamtheit des Eingegrenzten die organische Empfindung einer schwer faßbaren Lebenseinheit vertritt!
Es gab „welche Confiniten“ des alten Österreich in Südtirol; „Confinum“ wurde auch die slawonische Militärgrenze, ein reines Grenzorgan, eine Schöpfung



Fluss-Grenz-Reibung an

und am
Pei Ho [Nord-Hopi]



Anstoß zum China-Japan-
Zwischenfall 1938

Abb. 29. Gefahren ungeklärter Fluß-Grenzen in Nordostasien

des Prinzen Eugen gegen die Türken genannt. Es gab die Einrichtung des „Grenzbezirks“, geschaffen aus dem sicheren Grenzsinkt der alten Herrenschichten des Kaiserstaates, der ihm später in schneller Rückbildung verlorengegangen ist. Ähnliches war, im Namen ausgedrückt, das „Reichsland“ Elsaß-Lothringen; ähnliches das Gebiet Bosniens, das vom gemeinsamen Finanzminister abhing: ein Schutzorgan Ungarns, im wesentlichen von Österreich mit seiner höheren Quote bezahlt. Eine eigene Markorganisation führt aber den gefährlichen Pufferbegriff herein, den Begriff des Glacislandes, das nicht organisch zum Ganzen

gehört, das ihm wieder als Ganzes ohne organischen Schaden von außen abgeklopft werden kam, weil es eben nicht organisch eingefügt war. Das ist bei Verkehrsgebildungen, bei Übergangsbahnhöfen (Verviers-Herbestal, Oberschlesien, Oelberg) ganz besonders zu berücksichtigen. Als bequeme greifbare Anlagen, die sofort auf der Gegenseite wieder weiterwerben, wecken sie leicht Gelfüst, besonde-

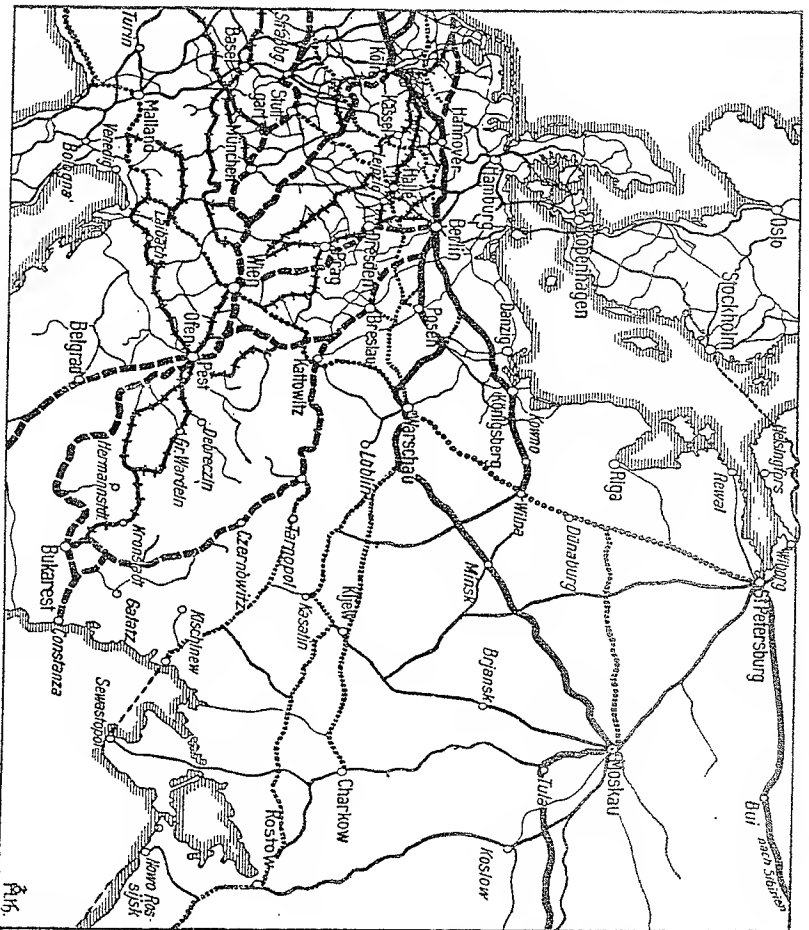
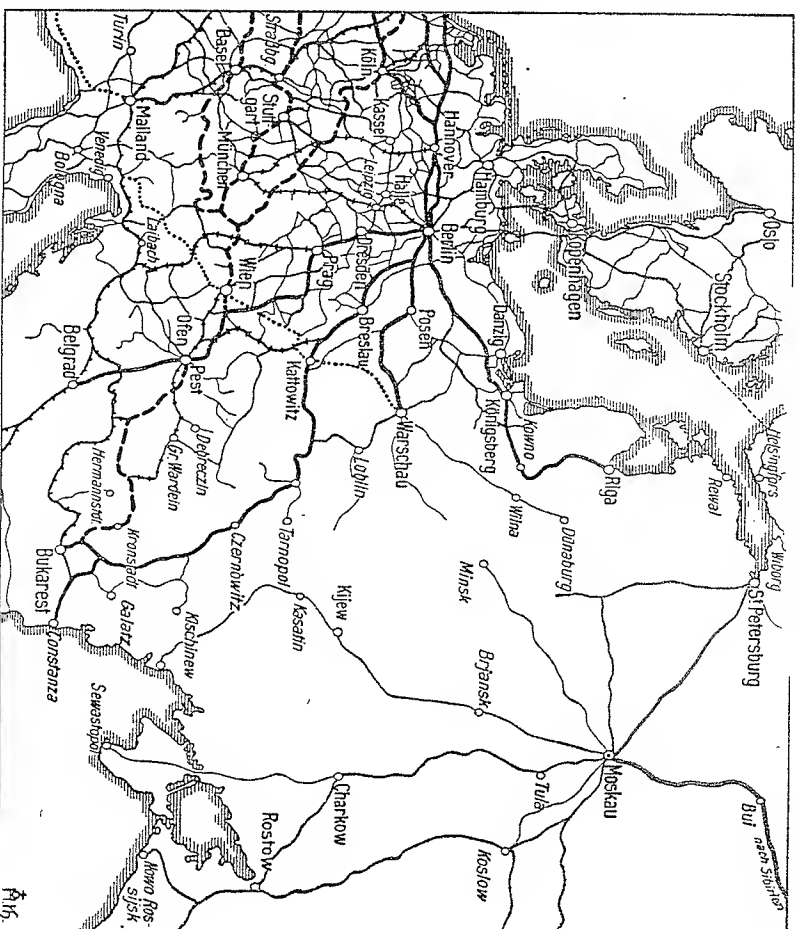


Abb. 30/31. Grenzverkehrs-Verlagerungen nach dem Weltkrieg; ein Beitrag zum Thema:

ren Reiz zum Zugriff jenseits der nahen Grenze, die ihren Pulsschlag, den durchströmenden Reichtum immer vor Augen hat!

Politische Ertragsweise des Römertums übermache uns die Strafe der Confinatio: Einbannung, Verstrickung, Eingrenzung, die dem Eingebannten alle Auswege aus dem eingezirkelten Raum verbietet, also in erster Linie das Versteckende einer solchen Grenze hervorhebt. Sie ist als Internierung, als Außenhaft in einer bestimmten Gegend, einem bestimmten Ort, als Meldepflicht in ihrer mildesten Form neuerdings wieder aufgelebt, und wurde in ihrer rauhsten Form

zum Konzentrationslager des Burenkrieges, zur nationalen Einbannung der Deutschen durch die angelsächsischen Kolonialherrschaften und durch Frankreich. Es kommt nur darauf an, hier die Analogien zu sehen. In allen reichsbildenden, wuchskräftigen Mächten sind „fines“ und „frontes“, wie schon als Reichsgrenzen des römischen Imperiums, immer als wechselnde Säume empfunden worden, we-



Grenzen- und Fahrplan-Künste

nigstens in der guten Zeit biologischer Vitalität. „Limes“, Rennsteig, Schanzengürtel sind spätere Typen versagender Lebenskraft. Die guten Zeiten ließen vor den Sperren und Grenzrällen in den Straßenkarten das Geäder des Imperiums stärker betont zu ihrem Recht kommen und zeigten die Grenzen selber nicht. Welch suggestives Kartenbild ist z. B. die marmorne römische Straßenkarte im kapiolinischen Museum in Rom! Nur das allmähliche Dünnerwerden des Straßennetzes zeigt die Endstadien und Übergangsräume des Imperiums an. Es läßt gegenüber den fines die große Bedeutung des Wegbegriffs der römischen via, des

chinesischen tao-dō erkennen und mahnt an das Wort: „All human progress resolves itself into the building of new roads!“ Gewiß, aber jeder neue Weg durchbricht, überwindet eine Grenze, zum mindesten in der Vorstellung des Zeitalters, in der er gebaut wird.

Auch diese am besten geschützten unter den großen Lebensformen der Erde müssen die Flüssigkeit des Menschen- und Geldverkehrs, wie vor allem beliebiger Reizmittel und Völkergirte, auch durch die am besten mit allem Rüstzeug moderner Technik verwahrten Grenzgebiete hindurch erfahren. Gerade der Reizmittelverkehr ist von einer außerordentlichen Gerissenheit in seinen Künsten, dem Verkehr zum Sieg über die Grenze zu verhelfen. Wie ohnmächtig ist die Opiumsperrre in ganz Asien, von Persien bis Japan!

„Natio“ und „imperium“ sind ähnliche vieldeutige Erbworte des alten Rom. Goethe hat uns die Nation mit „Volkheit“ übersetzt; aber was ist „imperium“ im Grunde? Wie selbstverständlich ist das Wort in seiner Wandlungsfähigkeit dem römischen, dem britischen Staatsvolk immer gewesen, wie unstritten ist es uns als „das Reich“! Die begriffsetzende Kraft des römischen Staatsvolks wird für seine ganze Umwelt und Nachwelt wohl nur im Osten von der des chinesischen erreicht, der wir z. B. das chinesische Hagzeichen für Grenze verdanken, das zugleich eine Anschauung vermittelt, die etwa unserem Knick, dem bepflanzten, gefestigten Damm vergleichbar ist.

Viel leichter als an Landverkehrswegen ist natürlich die Überwachung des Verkehrs am Umschlag zwischen Land- und Seeverkehr, Meer- und Flußverkehr; dennoch hat gerade die Entwicklung der Eisenbahnen, der großen zweigleisigen Durchgangslinien mit mächtigen Übergangsbahnhöfen, die wie Häfen wirken, die Verhältnisse angenähert. Man vergleiche nur z. B. des jüngeren Wissmann eindringliche Arbeiten über die Abschneidung des einstigen österreichischen Bahnverkehrs (Skizze 4 a/b) (96) mit Darstellungen des chinesischen Seezolls und seines Kontrollnetzes, einer der wirksamsten und billigsten Fremd-Verkehrskontroll-Einrichtungen für große Völker und weite Wirtschaftsgebiete. Noch mehr erleichtert ist die Aufgabe beim Betreten der Vereinigten Staaten, die sich, wie Japan, nur wenige große Einfallstore ausgebaut haben, im Dienste ihres Strebens, sich unerwünschten Zustrom, namentlich fremder Rassen fernzuhalten. Aber hier öffnet die Landgrenze von Kanada und namentlich Mexiko eine wunde Stelle, wo sich geradezu frühgeschichtliche Verhältnisse zwischen Grenze und Verkehr für Menschen wie Alkohol erneuten.

Reiche Beobachtungen für das Verhältnis zwischen Abgrenzungsmöglichkeit und Verkehrsdruck, sogar nur in seinen unerwünschten Begleiterscheinungen, lassen sich weiterhin gewinnen aus der Verfolgung des Wanderns der pandemischen Krankheitsläufe längs der Verkehrsadern über die Grenzen. Treffliche Studien in dieser Richtung hat Poech-Wien, z. B. in seinen Pestwanderungskarten, in seiner kartographischen Überwachung der Tardogampet veröffentlicht; auch das Wan-

dem der Cholera, der Influenza wurde festgehalten (97), aber noch fehlt es der Medizingeographie an ausreichend zusammenhängendem Beobachtungsstoff. Dennoch findet sich gerade in der Abwehr gegen massenmörderische Menschenfeinde wie pandemische Seuchen, völkerzerstörernde Krankheiten in ihrer auffälligen Erscheinung noch am ehesten die eine oder andere weit zurückreichende Beobachtungsreihe. Wie oft hat man aber nur die Symptome, die Begleiterscheinungen beachtet und bekämpft, die wahren Urheber frei passieren lassen! Wie glatt passiert aber auch gefährliche politische Bazillenträger sonst peinlich verwahrte Grenzen!

Gerade angesichts der etwa eine Million Aussätzigen in China, angesichts des völligen Zusammenbrechens vieler Überwachungsdienste auch gegenüber Cholera und Pest im durchkämpften Asien von heute, stehen hier ernste Gefahren an den schmalen Kultursäumen der in Wirklichkeit gar nicht so breit fundierten Kulturwelt auf, und ihr Schutz ist jetzt entschieden schlechter, als etwa in den Zeiten der Flecktyphuskämpfe des Weltkriegs.

Aus der Entwicklung der hygienischen Grenzen stammt ja eigentlich der Begriff des „Cordons“, der vor allem Übersichtlichkeit der bänderartigen Grenzbeobachtung voraussetzt. Hier ist das Bild eines Waldbrandes ins Gedächtnis zu rufen, wobei der entgegengesetzte Flammengürtel schützend wirkt. Durchläufe, Schutzgräben der Eisenbahn, Kammerenzäune, Grenzdraht, sie alle streben dieselbe möglichst gestreckte, möglichst übersichtliche Linie an. Natürlich ist Unterstützung durch trennende Meeresteile hier eine wesentliche Hilfe. Sie schützen dank der strengen Küstenhygiene der Inselquarantäne das japanische Inselreich mitten in hochinfizierten Gebieten; sie ermöglichen ihm ja auch eine der vollkommensten Grenzabsperungen, die wir in der Geschichte kennen: von 1636 bis 1854, wo tatsächlich kein Mensch gegen den Willen der Shogunregierung heraus und herein die Reichsgrenze, mit damals etwa 27000 km Küstenentwicklung, überschreiten konnte.

Vielleicht aber liegt freundliche Vorbedeutung darin, daß die gelbe Plage der „Quarantäne“, das so sehr mit Recht gefürchtete Zeichen des „gelben Peter“, in seiner Farbe zugleich die drohende Abspernung ankündigt und dennoch für viele eine Farbe der Euphorie ist. Vielleicht gibt es doch freundliche Entwicklungsmöglichkeiten, um auch die Schutz- und Verkehrsfunktion der Grenze der einst in ein besseres Einvernehmen zu bringen, als es der objektiv forschende und vergleichende Geograph und geopolitische Denker mit bestem Willen als heute schon bestehend anerkennen kann. Hier wäre ein erstes praktisches Wirkungsfeld für Verkündiger von Panuropa, des Völkerbundes und des Tausendjährigen Reiches, — aber dazu müßten sie auch praktisch in Dornen und Nesseln greifen oder sich hineinwerfen: und das tun nur Asketen und Propheten der Tat — nicht des Wortes (98).

IX

VON DER KUNST DES GRENZENZIEHENS

„On boundary-making“ — „Vom Grenzenmachen“, so hat mitten in der Zeit „der weltumspannenden Kriegspsychose“ Sir Thomas Holdich, einer der erfahrensten praktischen Grenzenmacher der neueren Geschichte, der Vater der berühmten gewordenen Abgrenzung zwischen Chile und Argentinien, einen Aufsatz überschrieben, in dem er aus der Schule plauderte. Es war derselbe Mann, der das Wort von den „grenzenlosen Kosten der geographischen Unwissenheit“ geprägt hat, und er verstand etwas von der Sache.

So liegt denn auch in dem bloßen Wort vom „Grenzenmachen“ ein Stück jener grimmigen politischen Ironie, die seit Shakespeare noch nicht ganz im Angelsachsenland ausgestorben ist. Kann man denn Grenzen „machen“ und setzen, oder muß man sie nicht vielmehr „schaffen“, noch besser „werden lassen“, wenn sie zum Segen für die Abgegrenzten halten sollen? Das Grenzenmachen ist in Wahrheit eine hohe Kunst. Nicht umsonst war es in alten Zeiten als „Götterarbeit“ angesehen und ist vielfältig von der Volkssage wie von esoterischen Staatsphilosophen mit dem Glanze eines Mysteriums umkleidet worden.

Der entscheidende Unterschied ist wohl, ob die Grenze, die gemacht werden soll, einseitig autoritär, durch Vergewaltigung des anderen Teiles gesetzt ist, wie leider die meisten Grenzen der Menschheit, oder ob sie aus beiderseitiger Selbstbestimmung werden und erwachsen konnte. Welcher Unsinn durch autoritäre Grenzkitterung am grünen Tisch bei der allgemeinen geopolitischen Umhildung von Volls- und Staatsverteilern in der Regel begangen wird, darüber spricht sich Sir Thomas Holdich sehr freimütig aus. Für Holdich, den Praktiker der indisch-afghanischen und chilenisch-argentinischen Abgrenzung, steht das Problem der praktischen Brauchbarkeit, vor allem die Möglichkeit der Durchführung einer Grenze bei der Überführung vom grünen Tisch ins Gelände im Vordergrund. Diplomatische Grenzkitterung kommt für ihn meistens schon beim Versuch der Vermarktung auf.

Schonungslos enthüllt der erfahrenste Abgrenzungsspezialist des britischen Weltreichs vornehmend schon während des noch tobenden Weltkrieges, was dann

die Friedensschlüsse von 1918 ab an Begriffsunklarheiten, an Unkenntnis nicht nur der geographischen Wirklichkeit der Dinge, sondern der einfachsten Künste des Kartenlesens bei Diplomaten, führenden Staatsmännern und Parlamentariern zutage förderten.

Als mildernder Umstand muß nur eingeräumt werden, daß auch die zunächst beteiligte Wissenschaft bei aller Begriffstiefe wenig Klarheit bot, daß sie selbst

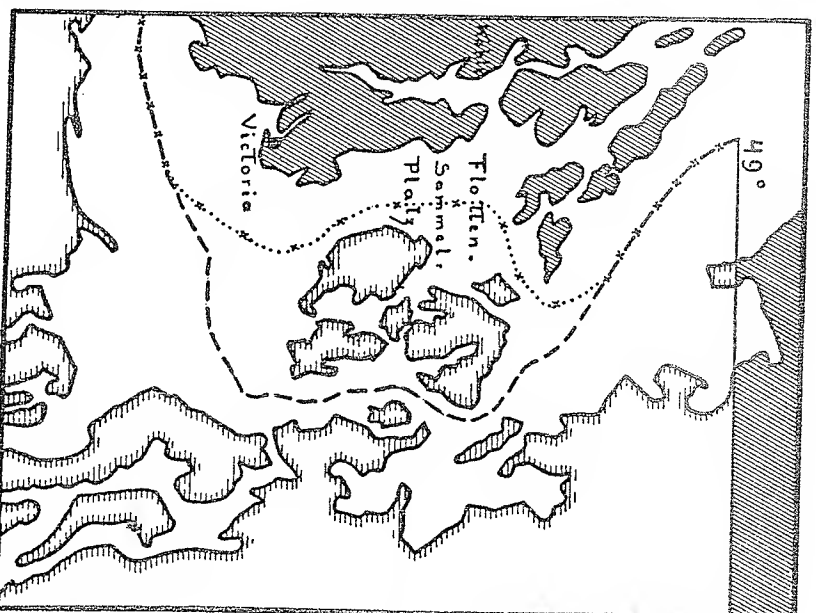
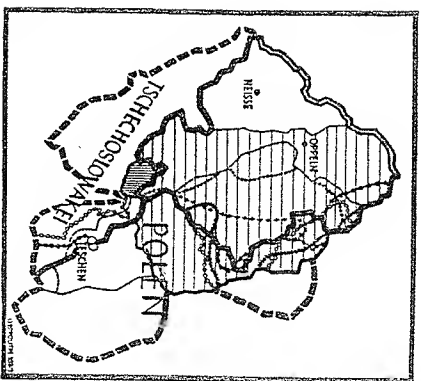


Abb. 32. Übergang von der Grad- zur gewachsenen Grenze an der Juan da Fucastraße

für den redlich bei ihr Suchenden und Nachschlagenden ein Durcheinander zwischen politischen, staatswissenschaftlichen und staatsrechtlichen, naturwissenschaftlich brauchbaren, natürlichen und naturerlehnten Grenzen geschaffen hatte, das sich so recht zum Fischen im Trüben, zur Verwirrung formaler Gemüter und ihrer bewußten oder unbewußten Täuschung eignete.

Die wirkliche, die effektive, praktisch brauchbare Grenze haben wir ja bisher als ein Kompromiß zwischen schriftlichen Abweichungen der Anschauung kennengelernt. Kommen dabei doch solche Anomalien vor, wie sogar beim Verhältnis

von Ratzel (der doch sonst der Vorfechter des gesunden Menschenverstandes des aus dem Leben Gewordenen gegen die Formalisten ist) zur **Graugrenze**, die er als eine „natürliche“ bezeichnet! Eine gedachte Linie soll also eine natürliche Grenze sein, obwohl sie z. B. zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten mehr als 2000 km über Stock und Stein querfeldern gezogen ist, und an der Ausmündung zum Pazifischen Ozean, wo sie mit gewordenen (geneischen), wirklich natürlichen Grenzen aufeinandertrifft, zu geradezu absurden geopolitischen Grenzbeziehungen führt, die von mir in der „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“ in einer eigenen Skizze dargestellt sind (99). Eine solche Entgleisung gibt dann H. Wagner, sonst dem Hüten der Form, die Gelegenheit, als Verteidiger des in diesem Fall von Ratzel wirklich verkannten Naturrechts gegen ihn in die Schranken zu treten.



Heutige Grenze
Grenze Oberschlesiens im Mischalier
Grenze 1712
Abstimmungsgelbiet
Ohne Volksbefragung losgeranntes Gebiet
Grenzlehungsvorschläge:
Polen: Korfany
General Le Rond
Briland
Oberst Perchval
Lloyd George
Für das Tschener Gebiet:
Demarkationslinie 1918
Demarkationslinie 1919
Tist-Linie

Abb. 33. Untaugliche Grenzlehungsveruche in Oberschlesien

Man muß aber freilich nur selbst einmal — womöglich mit einer guten Lupe in der einen, einem Zeißglas in der andern Hand — eine Schneegrenze, eine Wald- oder andere Vegetationsgrenze, den „Fuß“ eines Gebirges, den „Hauptkamm“, eine „Wasserscheide“ in den Tropen abgegangen haben, man muß versucht haben, den Grenzraum eines Sumpfes, ja die Uferlinie eines Sees festzustellen (schon ein botanischer Garten zeigt die Kniffligkeit des Erhaltens einer Verhandlungszone), von der wahren Küstenlinie in einem Mangrovesumpf gar nicht zu reden, um zu sehen, wie das Leben die sogenannten reinlichen Scheidungen haßt, wie die Natur der geraden, in Karten einzeichnenbaren Linie abgeneigt ist, vielfach ihrer geradezu spottet. Um wieviel mehr tun das erst alle ihre bodenwagen und landschweifenden Kinder! Selbst eine Straßenflucht, eine Baulinie, also etwas durchaus Künstliches, in einer schnurgeraden Straße, ist voller Rechts-Trüben und Servitute, vom hereinhangenden Baum, dem Verhältnis zum

Straßenkörper und seinen zahlreichen Rechten bis zum freilaufenden Hund. Wieviel schroffer ist der Abgrund zwischen Praxis und Theorie im Großen! Da sind Gebirge, die nicht nur nicht an der Stelle sind, wo sie sein sollen, sondern überhaupt nicht da sind (100); es gibt fallende Niveaulinien, über die das Wasser fröhlich bergan läuft. Da spricht Sir Thomas Mollath mit grimmigem Hohn in „on boundary-making“ von der Grenzführung „am Fuß eines Gebirges“, das mit allen Varianten voller Tütele in andere Landschaftstypen übergeht, oder von der Grenze „3 km südlich eines Flußlaufes“, bei deren Feststellung man alle paar hundert Meter wieder einen lebensgefährlichen Flußübergang versehen muß, unüberschreitbare Mesa-Abstürze fortwährend überschreiten sollte

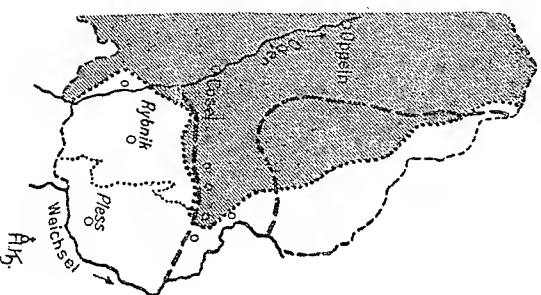


Abb. 34. Jetzige Form der oberschlesischen Diktatrgrenze

und tausendjährige Weidrechte und Verkehrsbeziehungen beständig so ähnlich durchschneidet, wie das z. B. die ungarische, rumänische und südslawische Grenze im ehemaligen Ungarn tut. Welche Linie war, um nur jüngste Erinnerung zu befragen, im Kriege wirklich da, wo sie eingezeichnet wurde? Sehr selten in Wahrheit — sonst hätte nicht der böse Lateinerscher: „Faus — die Morgenmeldung!“ auf so allgemeines Verständnis rechnen können.

Ich selbst erinnere mich einer Kirche von Sula in den Karpaten, die auf österreichischen und rumänischen Karten in einer sonst zweifelhaft kartierten Gegend als einigmaßen einwandfrei eingezeichnet galt, auf deren gesicherter Lage zahlreiche Befehle fußen zu können glaubten; als wir aber endlich notgedrungen dem Problem ihrer wirklichen Lage mit Mitteln der Wissenschaft und moderner Meßkunst zu Leibe gingen, konnten wir den Nachweis führen, daß sie um mehr als einen Kilometer „falsch“ lag. Da man Kirchen aber nicht spazieren trägt, müssen

wohl die Karten falsch ausgesagt haben. Auf diese Kartenlüge waren aber Angriffe, viele Grenzen zwischen Abschnitten usw. gebaut gewesen.

Die Praxis des Grenzermachens stößt vor allem auf zahlreiche Restzustände (Rudimente), mit denen sie sich auseinandersetzen muß. „Dienstbarkeiten“, zusammenhaltende Kleinräume, kartographisch erfäßbare und nicht eingetragene, überlieferungsfähige Zustände der Grenzgesellschaft immaterieller und materieller Art, Durchfahrtsrechte, Weiderechte, religiöse Territorialansprüche aus rarer römischer Provinzialteilung, Kulturbild aus längst verschollenen Reichsbildungen, politische Neidäpfel, wirtschaftlich vielfache Flußautritie, Tränkrechte, Mutungen auf Bodenschätze müssen abgewertet werden. Zeichen früherer Insinklosigkeit, Spuren juristischer Rechthaberei wirken sich aus; aber freilich auch beharrliches Festhalten von Ansprüchen und Rechten, wie etwa wohlverworbene Servitute auf Privatgrundstücke, Gründe, die oft stärker sind als die neu entstehende Grenze. Wie zäh hält z. B. auch das jetzige China, der „Volksstaat der blühenden Mitte“, seine Souveränitätsrechte auf die Außenländer fest, aus der Erfahrung, daß er die vorübergehend verlorenen doch immer wieder bekommen hat, sobald die Welle wieder aufwärts ging, sofern nur in der kritischen Zeit der Rechtsanspruch gewahrt geblieben war. Ähnlich planmäßig und zielstrebig verfährt die römische Kirche mit gutem Erfolg.

Im allgemeinen finden wir aber doch eine weit größere Flüssigkeit auch des überstaatlichen Grund- und Bodenverkehrs auf dem Planeten, mehr Raumwechsel als die kleinräumige mitteleuropäische Vorstellung von Grenzermachen auf lange Dauer glaubt. „Securitas“ ist nicht die Regel, sondern die Ausnahme.

Bedeutung für den Begriff des Grenzermachens ist vor allem die Vorstellung, die der Ausführende vom Darstellbaren und Nichtdarstellbaren an der Grenze hat. Viele Servitute lassen sich in Karten einzeichnen und so festhalten; andere entziehen sich völlig der Grundrißzeichnung und ihren Möglichkeiten.

Gerade der Begriff der „Vertiefung“ in den Heimatboden und die Lebensform des umgrenzten Vaterlandes verbietet, die rein flächige Raumveränderung als endgültig, auch nur als befristend anzusehen. Man müßte denn auch so typisch eindringende Bauten, Kulturzeugen wie die Kaiserburgen des Elsaß, die Roßbartfigur in Kaysersberg, das nun „Mont libre“ umgetauft ist (als ob damit Gayler aus der deutschen Religionsgeschichte verschwände!), das Straburger Münster über die Fläche mit zurückziehen können!

Selbst wenn wir von den Grenzen so hochentwickelter Kulturlandschaften absehen, dann finden wir bei der ganz primitiven Weidewirtschaft, beim Zerschneiden gewohnter Sommer- und Winterweidewanderung der Frühkulturlandschaft, denselben Widerspruch zwischen der Grenzerlegung auf dem Papier und in der Landschaft. Treffend weist z. B. Baetlein in „A difficult frontier“ (London 1932) nach, wie praktisch unmöglich die jetzige Grenzführung zwischen Albanien und dem Südslawenstaat am weißen Drin ist, wie hier gewohnte Raubstrecken nur

zum Vorteil italienischer Drahtzieher verlegt worden seien. Im Dezember 1926 sahen wir diese Gefährtenstelle neu aufleben. Ähnliche barg der Wagenwald im Münsterland und das Wallis.

Wertvoll für unsere eigene Vorstellungskraft gegenüber gewachsenen und kulturlandschaftlich gewordenen Grenzen einerseits und künstlich gemachten andererseits ist es, wenn wir solche Unterschiede etwa an Tieferlegungen von Seen und Flußläufen aufsuchen, wo sie sich nah genug im engeren Vaterlande bieten (Chiemsee-Tieferlegung, Rheineingrabung). Hier zeigt sich leicht, was man unter Kulturgleichgewichtszuständen, in Jahrhunderten erwachsen, im Gegensatz zu labilen Grenzflächen, was man unter Übergangsfällen, unter ausgewirkten oder noch latenten Grenz-Zuständen verstehen kann.

Eine dem dichten Volksdruck Mittel- oder Innereuropas fast fremd gewordene Erscheinung ist der Vorbau, das Verschieben von Grenzen ins neu zu gewinnende, zu kultivierende Land: jene Arbeit, an der die Feldmesserkunst, die Städtebaupraxis der Vereinigten Staaten erwacht, an der ein George Washington sich in seiner Jugend schulte. Eher noch kommen wir in Mitteleuropa leider in die Lage, Rückbildungen zu beobachten, wie denn unsere deutsche Grenze fast überall Rückzugsstadien zeigt, bei denen man zuweilen biologisch an das eingezogene Narbengewebe, den seewärts weggerieselten Elbbestrom mit seinem Rücklaß, den in die Alpen zurückweichenden Gletscher denkt. Selbst Namen wie England, Frankreich, Lombardie, Andalusien — mit ihren germanischen Wurzeln in den Stammesnamen der Angeln, Franken, Langobarden und Vandalen — sind sie nicht Zeugen rückgebildeter Volksgrenzen?

Zu fruchtbaren Vergleichen aus einer Erinnerung, die immerhin noch vielen Lesern vertraut sein mag, kommt man auch, wenn man die „Fronten“ des Weltkrieges als zeitliche (temporäre) Grenzen mit fast allen Lebenserscheinungen einer Grenze auffaßt. Wie wenig sich tatsächlich durch die formalen Friedensschlüsse an den hier zu erkennenden Analogien geändert hat, das lehrt etwa ein Studium der ausgeklügelten Grenzverschiebungen, die durch Folgeerscheinungen des Vertrages von Versailles, z. B. aus der Auslegung an Teil II, Art. 28 des Friedensvertrages, am Zutritt zu Rhein und Weichsel nachträglich vollzogen worden sind (101). Auch dabei werden weitere Vertragsbrüche selbst an diesen verstimmelten Rechten offenbar, wie denn ja auch der Vertrag durch Verletzung von Teil IV, Abschnitt VIII, Art. 156–158 durch die Konferenz von Washington durchbrochen ist, also de facto und de jure bereits ein mehrfach durchbrochenes Instrument darstellt. Die gleiche Stümperei wirkt sich aber über die ganze Erde aus: auf dem Boden des alten Habsburger-Reiches, in Albanien, in der Südsee (Nauru). Sogar eine Grenze, wie die zwischen Alaska und Kanada zeigt, wie übernommenes fremdes Gewerbe, in diesem Fall des russisch-englischen Vertrages vom 16./28. II. 1825, neue Erwerber belastet.

Es ist nun freundliche Fügung, daß die schroffsten Wendungen gegen die Un-

fähigkeit, Grenzen zu machen, gegen die unmeßbaren Kosten geographischer Ignoranz aus angelsächsischen Quellen entnommen werden konnten, denen wir uns schon aus Höflichkeit gegen die heute noch weltherrschende Rasse nur anzuschließen brauchen. Besonders wertvolle aufbauende Bemerkungen, vor allem über das Darstellbare und nicht Darstellbare auf Grenzsprachenkarten, finden sich in dem Buch von N. Krebs über die Alpenländer (102) und von Robert Sieger und Dr. Marion Sidaritsch in Begleitworten zu den Sprachenkarten für Tirol, Kärnten, Steiermark und Burgenland (103).

Vergleichstoffs findet sich in den Abmarkungserfahrungen fast aller Grenzdurchführungs-Expeditionen, z. B. der deutsch-französischen in Kamerun, und ihre Empirie steht in unmittelbarem Zusammenhang mit den zwei folgenden Abschnitten über das verschiedene Verhältnis der Natur- und der Geisteswelt zur biologisch richtigen, von Forderungen des Lebens auf der Erde geschützten und gebilligten Grenze, und über die Frage: gibt es eine Erziehung zum Grenzgefühl? Die sehr beilege Antwort auf sie führt uns dann notwendig zum Abschluß eines ersten Teils dieser Untersuchungen. Jenseits kämen dann die Ausgestaltungen, beginnend mit dem Verhältnis des Grenzforschers zum Begriff der künstlichen Grenzen.

Aber die Voraussetzung für solche Forschungen ist doch, daß man die Daseinsnotwendigkeiten der Lebensform, zu der man selber gehört, so in sich aufgenommen habe, daß unnatürliche Verstümmelungen und Vergewaltigungen an ihr auch wirklich so schmerzen, wie die gleichen Vorgänge an der eigenen Haut. Erst dadurch wird sich zur wissenschaftlichen Objektivität auch die nötige Feinheit der Empfindung für das Lebensfeindliche widernatürlichen Grenzennachens gesellen und das Gefühl, im Kampfe gegen sie in der eigenen Sache eine solche der Menschheit zu verteidigen. Das aber braucht der Deutsche, um nur einigermaßen an die Gerechtigkeit seiner eigenen Sache zu glauben (104)!

VERHÄLTNIS VON NATUR- UND GEISTESWELT ZUR BIOLOGISCH RICHTIGEN GRENZE

X

Von der Unfähigkeit der reinen Geisteswissenschaften (Theologie, Jurisprudenz, bodenentwurzelte oder bodenscheue Staatswissenschaften), biologisch richtige, d. h. einigermaßen auf Jahrhunderte haltbare (säkulare, stabile) und umformungsfähige (evolutionäre) statt biologisch falsche, labile und deshalb unvermeidlich Kriege und Umstürze erzeugende Grenzen zu schaffen, zeugt das bisherige Schicksal der Erde, Europas im besonderen: denn deren Vertreter waren es, die bisher die maßgebende Stimme bei ihrer Festsetzung hatten.

G. E. G. Collin (105) untersucht, ob die Gesellschaftswissenschaften in ihrer Auswirkung notwendig dauernd hinter den Naturwissenschaften zurückbleiben müssen. Die Tatsache stellt er nicht in Frage. Wo bleibt der „Staat Gottes“ und sein Friede, wo bleibt der „Ewige Friede“, wo die „Freiheit der Meere“, wo die von der Volkswirtschaft noch 1914 so fest behauptete Unmöglichkeit eines jahrelangen Krieges? Wo bleiben in der Praxis der Abgrenzung der ums Dasein ringenden Lebensformen an der Oberfläche der Erde alle die stolzen, erhabenen und dunklen Worte, mit denen die Geisteswissenschaften in den Kampfpausen sich brüsten und die sich verflüchtigen, sobald der Kampf wieder zu toben beginnt? Civitas dei, Pax aeterna, liberum mare, jus gentium ...

Nichtern, aber redlicher vom Boden her bauend, nicht mit Nebelgebilden in Wolken sich verlierend, solange der Baugrund noch nicht geebnet ist, steht die Naturwissenschaft zum Problem der Grenze. Sie fordert Synthese nach so viel Analyse, nach so viel Zweifel, und stellt dem „Ignorhinus“, der einen die Daseinskampf-Analyse des andern entgegen, der, von vornherein auf das Fließen des Ganzen („para thei“) eingestellt, uns tapferer der Naturgegebenheit ins Auge zu sehen scheint.

Die Wichtigkeit positiver Lösungen scheint uns aber gerade angesichts der Verstümmelung und Verstümmelung von Inneren Europa, Mittel- und Zwischen Europa vordringlich; eine Vorbedingung dazu ist etwa eine Untersuchung der am meisten in Spannungen unnatürlicher, antibiologischer Grenzen

gezwungen Erdräume nach Art der Unternehmung, die Dr. v. Loesch für seine Prüfung des Panuropa-Gedankens vorgenommen hat (106).

Dem die Gefahr, daß sich workühne Vertreter extremer utopischer Gegenpole in geisteswissenschaftlich irre gewordenen Millionen vorläufige Massenaimnungen verschaffen und damit praktisch unheilvolle Auswirkungenmöglichkeit eringen, ist gar nicht von der Hand zu weisen; sie ist in drohender Nähe gerade angesichts der unzweifelhaften Krise noch mehr der Geisteswissenschaften, als der Naturwissenschaften, wie sie verschiedene weitverbreitete Werte unserer Zeit verraten (107).

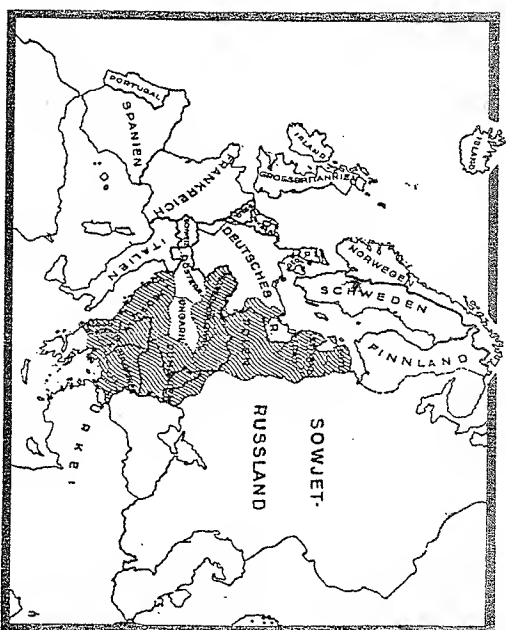


Abb. 35. Der mitteleuropäische Spannungsgürtel

Zwei Gegensätze von großer geographischer Tragweite bezeichnen von der Verbindung der Erdkunde und Soziologie her entgegengesetzte Pole: einerseits die Montijnschen Ideen der Verschiebung von Lebensformen im Lebensraum je nach ihrer Fähigkeit, Grenzen zu erfüllen, die nach der litoralen (niederländischen) Einstellung des Verfassers natürlich nur die kontinentalen Lebensformen z. B. Europas betrafen, denn die insularen und litoralen sind ja seerandig und küstenfest! Montijn vertritt den Gedanken bodenvager Grenzverlegung je nach dem Lebensstrang, also eine Neuverteilung des Völkerrundbesitzes auf der Erde alle paar Jahre nach der Geburtenzahl, eine „Taikwa“, im großen, wie sie die Japaner schon von 645 bis 652 n. Chr. ausprobierten (108). Andererseits sehen wir die Rolle des Neumalthusianismus als Grenzhüter, so wie sie ihm z. B. Wells als Soziolog zudenkt. Das ist der Standpunkt der Raumbesitzer mit einer Forderung erzwungener Trägestaung an die nicht austreichend mit Lebensraumreserven ausgestatteten Völker, ausgehend von der Vorstellung der möglichen Geburteneinschränkung überhölkter, engstümiger Lebensformen; er ist

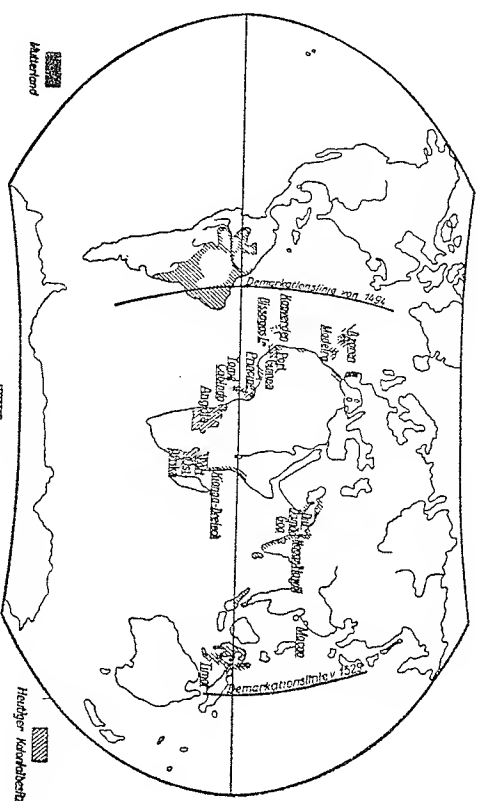
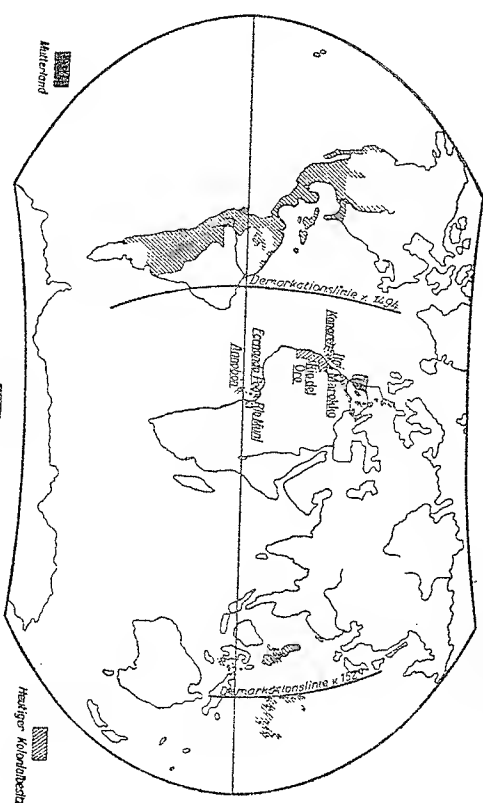


Abb. 36. Die päpstliche Scheldelinie: Das spanische und portugiesische Kolonialreich

(Aus K. Hanhofer: Jenseits der Großmächte. Leipzig 1932. B. G. Teubner.)

— bei Licht betrachtet — aus wüstenem, erdumspannendem Manchesterium geboren! Das sind zwei besonders schroffe Gegensätze, von wirtschaftlichem Egoismus und Materialismus in rücksichtsloser Form geleitet. Darum können sich die Vorkämpfer des Klassenkampfes, Welt-Groß-Kapitalist und Sozialist, dabei von der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerseite her begegnen!

„Wir haben es auf der Karte rot angemalt und dann leer gelassen“, sagt der australische Menschentrend auf der einen Seite von Nordaustralien riesiger Raummare für 30 Millionen Einwohner und gibt auf der anderen zu, daß in den asiatischen Erdteil nebenan eine Regelung der Überbevölkerung, wie z. B. in der chinesischen Provinz Kansu, durch Bevölkerungsschwankungen zwischen 6 und 16 Millionen erfolgt, das heißt durch Verhungern und Massensterben, und daß 1920 über 21 Millionen im Hwangho-Tal tatsächlich subsistenzlos, ohne andere Nahrungsmittel als Baumrinde, eßbare Erden, bei gelegentlichen Zuschüssen von außen her gewesen waren.

Aber der wirtschaftliche Egoismus erweist sich als ein sehr schlechter Berater und als Fälscher gerade an Grenziologen. Wir wissen das von unserer so nahen Rhein- und Alpengrenze und brauhen bloß an die Entstehung von Lothars Reich und ein mehr als tausendjähriges Völkermorden in seiner Folge zu denken, weil das karolingische Hausgut an Maas und Mosel in seinem Hauptbestand für den Ältesten zusammenbleiben sollte, und man eine besonders wichtige Kultur- und Wirtschaftstraße für geistige Bewegungen und Güterverschiebung der Zeit, die Rom-Rhone-Rheinverbindung, schonen und in einer Hand behalten wollte. So setzen die Geisteswissenschaften in Zeiten ihrer Vorherrschaft lebensuntaugliche Grenzen, wenn sie sich unkorrigiert durch naturwissenschaftliche Erkenntnisse auswirken dürfen.

Wir könnten diese eine besonders herausgegriffene Erfahrung um viele andere vermehren, um akute Fälle, um latente Probleme, wie sie in Südamerika vorliegen, oder um ertotene, verkaltete Bildungen, wie in den Pyrenäen. Ein besonders erwähnenswerter Typ aber scheint uns Papst Alexanders VI. Leistung als Grenzschöpfer, die dann noch einmal von einem seiner Nachfolger wiederholt gezogene Scheidelinie, die welberthüm gewordenen Demarkationslinie zwischen dem spanischen und portugiesischen Imperialismus, die — 1493 und 1506 niedergelegt — bis 1845 in ihren letzten formellen Bestimmungen nachwirkte. Erst am 1. Januar 1845 wurden die auf Grund jener Linie in der Datungsgrenze des spanisch-amerikanischen Reiches einbezogenen Philippinen dem Datum Ostasiens angeglichen, in das sie der Natur des Sonnenaufgangs nach gehören!

Heute noch steht als Folge dieser Grenzführung ins Blaue das große Brasilien, mit seinen 30 Millionen portugiesisch sprechender Mischbevölkerung, als größter Staat und zugleich Fremdkörper in dem sonst spanisch kolonisierten Latein-Amerika; es schafft dort eine latente Grenzspannung erster Ordnung neben den vielen kleineren, die daraus entspringen, daß die weiten Flächen von außen her

erobert, nach ortsfremden, geisteswissenschaftlich gebildeten Vorstellungen gegliedert und abgegränzt wurden, während die Binnengrenzen der einstigen Kolonialstaaten erst jetzt allmählich aus ihren inneren natürlichen Notwendigkeiten heraus sich ins Gleichgewicht bringen (109).

Bedeutende Aufschlüsse über die größere oder geringere Fähigkeit einzelner geistiger Gemeinschaften, biologisch richtige Grenzen zu erkennen, früher bewährte auch bei zeitweiligen Verschiebungen festzuhalten, gibt ein Vergleich etwa des Atlas hierarchicus (110) mit anderen als besonders halbar erprobten Abgrenzungen der Heimatkunde, wie sie z. B. Peßlers Arbeiten erkennen lassen (111). Dem britischen Standpunkt wird man aus E. H. Hills: „The geography of international frontiers“ (112) oder unter Einrechnung der Kriegsspychologie nach L. W. Lyde: „Types of frontiers in Europe“ (113) weitere Ausblicke abgewinnen können.

Die schroffsten Gegensätze scheinen mir von neuem in den Namen von Dr. A. M. M. Montijn: „Ein neues Völkerrechtsprinzip“ (108) mit extremen Fortbildungen Ratzebecher Ideen zu einer dauernden Wanderung und Verlegung der Grenzen, und in den Berichten von Wells und seiner Freunde von der Konferenz von Washington gegenüberzustehen.

Diese Berichte enthalten als Leitmotiv, an alle Lebensformen mit großer Volldichte, reger Bevölkerungsvermehrung und starkem Lebensdrang (Inneruropa, Italien, Japan und China) gleichmäßig gerichtet, nichts anderes als die offene oder verschleierte Mahnung, sich mit Neu-Malthusianismus zu behelfen. Was ist das aber im Grunde anderes, als Clemenceaus derbe Äußerung von den „vingt millions de trop“ in Deutschland oder Ludwigs XIV. Standpunkt gegenüber der Rheingrenze, den Fenelon mit seinem berühmten Briefe so deutlich gegeißelt hat, daß wir von innereuropäischen Standpunkt ihm nichts hinzuzufügen brauhen:

„Es war von Haus aus ein reiner Revanchekrieg, darum sind alle Gebietserweiterungen, die er bewirkt hat, unrechtmäßig erworben von Anfang an. Freilich: Ew. Majestät scheinen die Friedensschlüsse diese Ungerechtigkeit zu decken; aber Friedensschlüsse, die Besiegte unterschreiben, werden bekanntlich nicht aus freien Stücken unterschrieben. Man unterschreibt natürlich, wenn einem das Messer an die Kehle gesetzt wird. Man unterschreibt, wie man seine Börse hergibt, wenn einem keine andere Wahl bleibt als Geld oder Leben.“

Nicht einmal das läßt sich ins Feld führen, daß Sie das Recht hätten, gewisse Plätze deshalb zurückzuhalten, weil sie zur Sicherung Ihrer Grenzen dienen. Niemals gibt uns das Bedürfnis, unsere Sicherheit zu wahren, das Recht, unserem Nachbarn sein Land wegzunehmen. Sie haben den Frieden und seine Bedingungen herrisch diktiert, anstatt ihn gerecht und maßvoll zu regeln. Darum konnte dieser Friede unmöglich von Bestand sein. Sie haben sich nicht einmal innerhalb der Grenzen dieses Friedens gehalten, den Sie so rücksichtslos diktiert hatten. Mitten im Frieden haben Sie weiter Krieg geführt und weiter erobert! Eine solche Haltung hat ganz Europa gegen Sie gereizt und aufgebracht. Selbst die Neutralen

können den Tag nicht mehr erwarten, an dem Sie geschwächt und gedemütigt werden."

So Fenelon. Gilt das nicht heute noch?

Auch Wells, sonst so sehr nach Ursprünglichkeit der Ideen haschend, kennt in diesem Falle nichts anderes als die abgedroschene Weisheit des Rentnerlandpunktes: „Ich lieg' und besitze, lass' mich schlafen!" Weil es dem britischen, dem französischen, dem belgischen und niederländischen Kolonialreich und vorläufig, bis zu ihrem Überschreiten des Sättigungspunktes in Nordamerika (im Jahre 1950 etwa), auch den Vereinigten Staaten paßt, in einer Volksdichte von zwischen 7, 9, 15 und 26 Menschen auf den Quadratkilometer in ihren Raumnerven dahinzuleben, sollen sich auch die andern Großlebensformen mit einem Volksdruck von 133 (Deutschland) bis zu 200 (Süd- und Mitteljapan) bis zu 140 und mehr (Italien) in ihren gottgewollten kleinräumigen Abhängigkeiten bescheiden. Das mag so lange angehen, bis überhaupt andere, lebenskräftigere Rassen sich ihren Anteil zwingend holen werden — wenn gerade die stärksten, lebenswilligsten der weißen Kulturträger von heute verkümmert sind, eben durch diese Methode; denn Japan lehnt sie ab (114).

Mit solchen Plattteilen versuchte aber tatsächlich ein sonst so geistreicher Mann, wie Wells, in seinen Aufsätzen von der Washington-Konferenz, und im darauf folgenden Jahre die als Predigerin der Geburtenbeschränkung in Ostasien reisende Amerikanerin Margaret Sanger den größten Teil des Ostens, des alten Kulturteils der Allen Welt zur gleichen Ergebntheit in sein raumbeschnittenes Schicksal einzuhallen, wie man es in Inneruropa schon erreicht glaube. Wie wenig der Zweck tatsächlich erreicht wurde, wie sehr also die Sendlinge der Geisteswissenschaften bei ihrem Setzen ewiger Grenzen der Volksvermehrung im Fernen Osten Schiffbruch erlitten halten, das flammt heute aus der südchinesischen Befreiungsbewegung, dem Landarbeiteraufstand in dem unter 300 Millionen Volkstruck auf dem Quadratkilometer stehenden Java und den Selbstbestimmungswahlen in Indien empor. Hier also finden wir nichts Neues, als etwa neue Prägungen für alte, vom wirtschaftlichen Egoismus schon oft vorgebrachte Argumente.

Aber neu sind wirklich bis zu einem gewissen Grade die Versuche von Montijn, geistes- und naturwissenschaftliche Erkenntnis zu einem Zusammenwirken im Sinne von Grenzen zu vereinen, die nach der Vitalität verschiebbar sein sollen. An Stelle des Zusammenrückens von Inneruropa unter jedes erträgliche Maß durch Zuschrauben der Sicherheitsventile, wie es heute geschieht (wobei eine Explosion der Grenzen früher oder später unvermeidlich ist), glaubt Montijn ein Verschieben aller europäischen Lebensformen nach Osten für eine Zukunftsmöglichkeit halten zu dürfen. Dabei würde ein weitgehendes Opferungsrecht und Minderheiten-schutz die Härten mildern. Das wäre also eine Rückwanderung im entgegen-gesetzten Sinne der Völkerverwanderung, wobei eben nur eine rein vernunftmäßige

Rechnung alle unwegbaren Werte, die gerade das „Vertiefen in den Boden" geschaffen hat, ausschaltet. Es soll danach jeder die Frage: Glaube oder Heimat? ganz nach Wahl entweder im Sinne des Festhaltens der Heimat, aber der Annahme fremder Herrschaft, oder des Opierens mit Auswanderung unter die nach Osten geschobene Flagge lösen können! Das setzt einen Grad von Rationalismus voraus, wie ihn eben nur langjährige Beschäftigung mit dem neamerikanischen Farmtyp, dem Driht als Einzäunung, dem Konservendüschenhauten, dem Weiterziehen auf anderen Boden, wenn Raubbau den einen erschöpft hat, einzugeben vermag.

Es erinnert an die Gefahr, auf die einmal Ratzel hinwies, über das Unheil, das großräumige Staatsmänner aus überseeischen Staaten in Europa anrichten könnten, wenn sie mit ihren Vorstellungen von Raumausgleich an das geschichtlich so kleinräumig, aber bodenverteilt erwachsene Kerngebiet herantreten (115).

In dem vorgeschlagenen Umfang sind die Gedanken Montijns eine Unmöglichkeit: sie sind noch weniger physisch als moralisch durchführbar in so geschlechtsschwerem Boden, wie dem mitteleuropäischen, trotz dem Bevölkerungsaustausch zwischen Hellas und Angora. Aber sie zeigen ein immer noch fruchtbareres Extrem, als der entwicklungslose Standpunkt des Beharrens, wie Wells als Exponent des Angelsachsenthums ihn predigt, wie Genf ihn praktisch festzuhalten sucht.

Immer noch fruchtbarer an Möglichkeiten, reicher an Ansätzen, aus denen Verwirklichungen künftiger Tage emporsteigen können, ist diese kleine einseitig naturwissenschaftlich gesehene Arbeit von Montijn, die eine Reihe von anderen interessanten Anläufen in ähnlicher Richtung nennt, als das starre Entgegenhalten einmal niedergelegter Paragraphen: die letzte Weisheit, zu der sich in der Praxis bisher die geisteswissenschaftlichen Anläufe aufgeschwungen haben, die sich an der Veränderung eines unmöglichen Zustandes der papierernen Grenz-ziehung gegen werdendes Lebensrecht auf Atemraum versuchen. Die naturwissen-schaftliche Seite der Erdkunde hat es wenigstens gewagt, dem Übervölkerungsproblem der Erde auch als einem notwendigen Grenzverschiebungsproblem ins Auge zu sehen. Wann folgt der Geist?

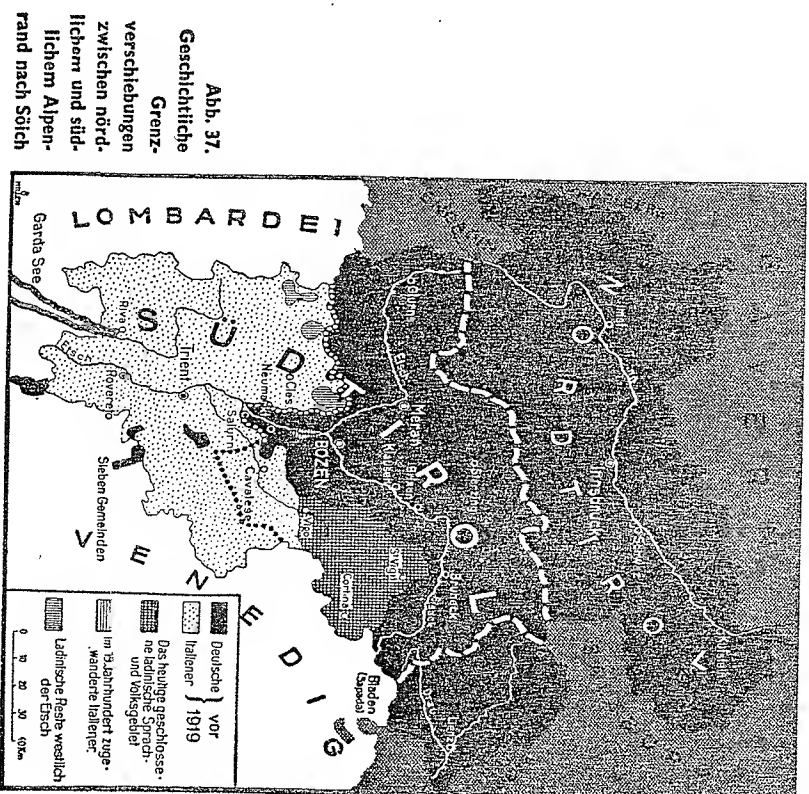
Nach einem großen, scheinbar vergehlichen Aufwand aber noch einmal die ganze Kraft eines erneuten Volkes an das Gewinnen ausreichenden Lebensraums zu setzen, dazu bedarf es einer einheitlichen geschlossenen Auffassung aller Volksschichten über die Unzulänglichkeit des Lebensraums, wie er heute ist, und die Unhaltbarkeit seiner jetzigen Grenzen. Sie läßt sich nur dadurch gewinnen, daß das ganze Volk von einem dumpfen Gefühl des Drucks unzulänglichen Atem-raums, mangelnder Luft, quälender Raummenge zu bewußtem Grenzgefühl für den ganzen Umzug seiner Grenzen erzogen wird. Dieser Erziehung werden Geistes- wie Naturwissenschaft dienen müssen. Der Frage der Möglichkeit und des Weges der Erziehung zu einem neuen Grenzgefühl wenden wir uns nun zu, als dem Höhepunkt unserer Untersuchung!

ERZIEHUNG ZUM GRENZGEFÜHL

In einer gerade für den Deutschen entscheidenden Frage gipfelt der Anstieg unserer Arbeit zur vollen Höhe ihres Problems, in der Schicksalsfrage: Gibt es eine Erziehung zum Grenzgefühl, die auf geographischer Grundlage für Kultur, Politik und Wirtschaft allgemeine Gültigkeit gewinnen kann? Ist ein Grenzgefühl objektiv, wissenschaftlich lehrbar und übertragbar, das dennoch am Ende den politischen Willen instinktiver genug macht, um jeden Ferndruck auf die eigenen Grenzen mit der fast telepathischen Feinfühligkeit empfinden zu lassen, die G. E. Uehara an den Japanern rühmt (116)? Gibt es ein immer waches Grenzgefühl, das gemeingültig aufzeigt — sogar für die feinsten kaum erfüllbaren anthropo-geographischen Scheidungen, wie auch für die derbere, deutlichere Verkehrs-, Wehr- oder Wirtschaftsmark, das richtig weist für geographisch eben noch faßbare Geistesrennen wie für deutliche naturerlebte und naturgeogene Grenzen, bis zur menschenverändernden Klimascheide (117) und zur äußerlich zwingenden Trennung durch das Unbewohnbare? Gibt es eine solche Erziehung, dann kann sie wohl nur an den Spuren einsetzen, die sichtbar, fühlbar, deutlich erkennbar in bodenhaftenden erdbestimmten Zügen der Oberfläche des Planeten wie Runen eingegraben sind.

Von ihnen aus müßte wohl eine solche, notwendig zunächst geopolitische Erziehung — auch ohne Scheu vor den Schwierigkeiten der Kulturlandschaft — zu den feinsten, vergeistigten Folgerungen fortgeführt werden. Einen gangbaren Weg zeigt die Art, wie J. Söhl (118) das vorbildlich durchgeführt hat für die von seinen Innsruker Lehrstuhl in erster Linie durch Wechseln des Grenzgefühls zu verteidigende Sudmark des deutschen Volkes (Abb. 37 zur Alpen-grenzge), in seiner Abhandlungsfolge, die mit der „Aufassung der natürlichen Grenzen in der wissenschaftlichen Geographie“ beginnt. Sie enthält nebenbei eine vortrefflich führende Auseinandersetzung mit dem ganzen Grenzschritthum unserer Tage in den höchst lesenswerten Anmerkungen. Aus dem Werk von Söhl geht eine bemerkenswerte Tatsache hervor: an der Grenzlandforschung lassen sich zwei geschichtliche und geographische Typenbildungen unterscheiden,

bei denen auf der einen Seite Vorkämpfer von Insel- und Seevölkern, auf der andern von Gebirgsvölkern als stärkste Träger stehen (wie die Gruppe Sieger, Söhl, Maul, der auch immer wieder von seiner ersten Liebe, der nördlichen Kalkalpengrenzzone, ausgeht). Die Steppe, sonst ein so starkes, weiträumig prägendes Formelement, tritt bei diesem geistigen Ringen naturgemäß zurück (119). Prüfen wir unsere Eindrücke über die nicht als Einzelne, sondern in Gruppen, Schulte bildend, auftretenden Grenzerzieher unserer Wissenschaft, so werden wir



mit Vorteil intensive und extensive, eine mehr örtlich vertiefte und eine mehr flächig ausgebreitete Arbeitsweise unterscheiden. Dabei werden wir wahrnehmen, daß zu den ersten vornehmlich die Vorkämpfer der Gebirgsvölker, die an Berglandschaften, Talschaften, Hochplateaus und ihren Absturzrändern groß gewordenen, durch himmelbürtige Erfahrung gereiften Forscher gehören; zu den zweiten mehr die wesentlich in überseeischen Lebenserfahrungen zum Grenzgefühl Erzogenen, wie in Deutschland etwa Penck, Volz, Sapper, Behrmann,

Truckermann u. a. m., von Briten Curzon, Fawcett, Holdich, Lyde, Percy M. Roxby, Semple u. a. m., von Amerikanern Fraser und Mahan.

Selten ist eigentlich ein Abwechseln zwischen beiden Betrachtungsweisen innerhalb derselben Persönlichkeit, wie bei dem universalen Ratel, der auf der einen Seite im ozeanischen und kontinentalen Gegensatz den größten erkennt, der sich im Schicksal der Völker findet, auf der andern der Eigenart des Gebirges und seiner intimsten Einzelzüge so gerecht wird, daß er das schwer übersehbare Muster seiner Darstellung der „Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegungen“ hinstellen kann. Sonst machen sich Landschaftserziehung, Volks-, selbst Stammunterschiede, kurz die landschaftliche Herkunft und Prägung in der Regel im Lebenswerk zur Grenzerziehung dauernd geltend.

Es ist bei den Völkern im allgemeinen ein später Schritt von der Empirie, vom Grenzinstinkt zur bewußten wissenschaftlichen Beobachtung; noch seltener und später, fast immer für die betreffende Lebensform zu spät, erfolgt der zweite von der bewußten wissenschaftlichen Beobachtung zur planmäßigen Erziehung, was um so mehr überrascht angesichts des frühen Auftretens und Auftauchens vereinzelter Wahrnehmungen. Auch der Anblick großartiger Äußerungen bewußter Grenzempfindung, bewußten Grenzschutzes, z. B. in den von jungen Völkern über den Haufen geworfenen alten Kulturreichen, wie dem römischen, dem chinesischen, dem indischen, schreckt junge Völker eher von den mit Schrecken betrachteten Mauern und Grenzschildbildungen der Fremden ab (in denen sie das Gefühl des Erstreckens ihres Kraftgefühls, ihrer Weiträumigkeit haben), als daß ihr Anblick sie zum Lernen reizt, wie man Grenzen hilde und schütze. Große Stammesunterschiede treten dabei auch innerhalb der Volkheit auf, um so schroffer und unvermittelter nebeneinander, je genialer die Völker, die Führer sind.

Zu den bestimtesten, historisch ausreichend belegten Beispielen unseres deutschen Volkes gehört, neben den bekannten Berichten Caesars über Helvetier und Alemannen, als eines der frühesten Denkmäler des Aufblitzens von Stammgrenzgefühl bei den Germanen, jene durch Jordanis Gotengeschichte bekanntgewordene Forderung des Gepidenkönigs Fastida an den Goten Ostrogotha: er solle ihm Land abtreten, weil sich die Gepiden „durch schroffe Gebirge und dichte Wälder allzusehr eingeengt fühlen“; eine Forderung nach Grenzerweiterung, die dann zur Schlacht bei Gault am Alflusse führt. Es ist ein winziges Stück aus der Gesamttragödie des Einbruchs der Donaugrenze, die Joh. Bühler in seinem Quellenwerk „Die Germanen in der Völkerwanderung“ (190) nach zeitgenössischen Quellen schildert. Unter diesen Quellen ist eine der merkwürdigsten die Vita Severini, das Leben des hl. Severin, des Apostels von Noricum, weil sich darin eine der wenigen guten Beobachtungen über den merkwürdigen Grenzinstinkt der Bajuwaren für das ihnen gemäßige Siedlungsland findet, dem gehorchend sie sich um den bayerischen und südlichen Böhmerwald im Laufe ihrer Landnahmen wie um eine Achse herumdrehten — ohne doch diesen Waldpfleiter der leider großen-

tells geräumten Waldfestung Böhmen, in der sie zuerst nachgewiesen werden, jemals ganz aus den Augen, aus dem Siedlungsbereich zu verlieren. Das ist gewiß ein Beispiel für ihre Heimatnähe schon in frühen Tagen, im Gegensatz zu so vielen anderen Germanenstämmen, die bis auf die Namen wie: Andalusien, Lombardien u. a. in fremdem Volkstum grenzenlos und hallos verschwinden. Das Ringen romanischer und germanischer Grenzbildung, des Grenzgefühls, wie es sich dabei entwickelt, ist natürlich für Innereuropa eine der lehrreichsten Fundgruben, die Jung und Bidermann (121) ausnützten, die neuerdings R. Borchardt (122) an dem feingewählten Beispiel des Verhältnisses von Germanen und Romanen zur „Villa“, d. h. im Gegensatz des germanischen und romanischen Landstizes an einem einzelnen Beispiel erläutert.

Versuchen wir, die Fülle der Einzelerkenntnisse von Möglichkeiten zur Erziehung des Grenzgefühls in Gruppen zusammenzufassen, so erkennen wir vorweg als höchste Gefähr, die zur Unfruchtbarkeit in der einen Richtung führt, eine zu scharfe Definition, das einseitig juristisch und historisch rücksehauend betonte Seltenwollen der Grenze, die Haarspalterei, das Liniensuchen um jeden Preis, als eine den Gesetzen des Lebens auf der Erde widerstrebende, daher zu Mißerfolgen biologischer Art verurteilte Einstellung. Vor ihr muß besonders gewarnt werden, weil sie — eben aus zu viel Gerechtigkeit, pedantischer Wahrheitsliebe und auch wohl Rechthaberei — gewissen geisteswissenschaftlichen Neigungen gerade in Mitteleuropa entspricht und ihre Anhänger vor lauter Analyse gar nicht mehr zum Aufbauen kommen läßt.

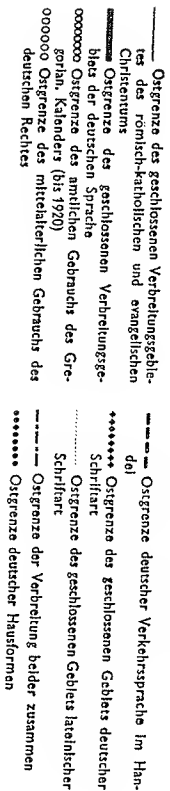
Man muß aber in der Praxis der Erziehung zum Grenzgefühl die Grenzsummen sehen, die Übergänge erkennen und ihnen Rechnung tragen, wie auch der Atmosphäre, der Luftstimmung, die ihre Ränder, ihre klaren Umrisse umfließt. Das besorgt im politisch-geographischen Bilde des Gegeneinanderstehens statischer und völkischer Lebensformen, von Kulturkreisen und Wirtschaftsgebilden, die sich gegeneinander abzugrenzen haben, die wissenschaftliche Grenzlehre, in ihrer Übersteigerung zur Grenzphraseologie, eine Form des politischen „Gant“. Es ist bezeichnend, daß die Inselvölker mit ihrer mehr sinnfällig empfundenen Atmosphäre dieser Tatsache so viel leichter Rechnung tragen als Kontinentalvölker, die Farbe gegen Farbe schärfer abgesetzt, Kante gegen Kante viel härter sehen. (Man braucht nur an Bilder der Küstenlandschaften von Turner, Whistler, aber auch von japanischen Malern oder von Frühchinesen zu denken!)

Die anders geartete „breite“ russische Seele hat sich diese fließende Grenzanschauungsweise, vielleicht aus der nordischen Waldatmosphäre heraus bewahrt: sie ist mehr Podsjol- als Tschernosjom-Erzeugnis (123), trotz der hundertn Seelenstimmung der Ukraine und der Weite der Steppe.

Vergleichende Grenzbeobachtungen sind also auch hier im übertragenen Sinne nötig! Sie lassen sich zu besonderer Feinheit durchgestalten, wo es sich um das kulturgeographische Grenzgefühl handelt. Hier sind es besonders rät-

[illegible]

Abb. 38. Ostgrenze deutscher Kultur



110

Oft verraten kulturgeographische Symptome feinfühlgere sogar als politische die kommenden politischen Grenzverlagerungen und Umwertungen, wie ich das in der „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“ für den pazifischen Umzug zu verfolgen versuchte.

effekt zugänglich (128).

III

phische und politische Spannungen, wie Einkreisungsvorgänge und für die Gefährten außenpolitischer Grenzannäherung.

Gewiß wird in solcher Erziehungsarbeit eine höchste Vereinigung künstlerischer Gestaltungskraft mit wissenschaftlicher Schulung verlangt — was ja auch bei dem entzückenden, wie spielerisch entstandenen und dennoch schwerster Wissenschaft vollen Alterswerk von A. Heim schon in seinen Bildern hervortritt. Hand in Hand vermögen beide nur auf einem schmalen Grat zu gehen, und der Absturz hier in die Phantastik und das Mystische, dort ins Lehaft-Nüchterne, nicht mehr psychisch Wirksame liegt als Gefahr nahe; immerwaches künstlerisches Gewissen des Schaffenden, wissenschaftliches des Verarbeitenden muß vor solchem Abgleiten behüten. Voraussetzung für wirksame Erzieherfähigkeit zum Grenzgefühl in Volkheiten ist höchste persönliche „Feinfühligkeit“ auf der einen Seite, Vertrautsein mit der „Psychologie des foules“ auf der andern, auch mit ihrer, die Leistungseinheit, die Überreizbarkeit des Individuums, seine Stimmung aufhebende Kraft.

Ein vollendetes Spiel auf dem Instrument der schöpferischen Gestaltungskraft der Einbildung bei anderen (*Imagination créatrice*) (129), ohne der Überreizbarkeit selbst zu verfallen, setzt feinste wissenschaftliche Kontrollapparate des Gestaltlers voraus. „Stimmung und Leistung“ in ihrem so schwer anders als intuitiv zu erfassenden gegenseitigen Verhältnis bei der Gestaltung der Voraussetzungen künstlerischer Erzeugung — eine solche ist die Schaffung der Atmosphäre für geopolitisches Ferngefühl! — müssen ins feinste Gleichgewicht gebracht werden. Nur dann kann fruchtbare, überzeugende, in philosophischer Erkenntnis begründete und doch zum praktischen Handeln, zum kämpfenden Einsatz der Person wie der Masse führende Erziehung zu Grenzgefühl erfolgen. Sie kann schließlich zum Ahnungsvermögen für Grenzdruck bei Einzelnen, Gruppen und Massen führen.

Erst dann ist sie wieder bewußt zurückerwartener Selbsthaltungsinstinkt — auf höherer Ebene!

XII

KÜNSTLICHE GRENZEN

Das Ziel, eine lebendig gegenwärtige Erkenntnis vom Wesen der Grenzen und die Reizempfindung natürlicher und künstlicher Grenzen auf den Einzelnen, die Gruppe, die Masse einer Volkheit zu steigern: dieses Ziel haben wir als einen der vornehmsten Zwecke der Erziehung zum Grenzgefühl erkannt. Soll sie ihren Zweck erfüllen, mußte sie zuletzt in ein höheres Zusammengehörigkeitsbewußtsein, ein stärkeres Lebensform-Einheitsgefühl des Volksganzen ausmünden, ja in jenes fast telepathische Feingefühl für Grenzferngefahr, das wir von Japan kennen. Nur dann kann ein Volk auch in einem höheren Rahmen der Organisation eines Erdteils oder der Gesamtmenschheit fortfahren, seinen eigenen Beitrag zur Weltkultur als geschlossener, durch Natur und Kunst umgrenzter Charakter, nicht als schizophrane Persönlichkeit heistern zu können, deren Leistung bei aller Genialität schließlich zerflattern und grenz- und zielbewußteren Fremdeindrücken erliegen müßte.

Daß für die natürliche, naturentlehnte Grenze eine solche Steigerung ohne weiteres mit Mitteln der Erdkunde, der Kulturgeographie oder Wirtschaftsgeographie möglich sein wird, erhebt aus unserer bisherigen Erfahrung. Bei einzelnen besonders kennzeichnenden Erscheinungen: Wasserscheide, Strom, Gehirge, Pflanzengürtel usw. wird die Möglichkeit noch untersucht, wie es für das Meer und die Anökumene schon geschehen ist. Schwieriger liegt die Frage gegenüber dem Begriff der künstlichen Grenze. Wird der Geograph an ihnen vorübergehen dürfen, da es doch seine Aufgabe ist, alle unsichtlich mit der Erdoberfläche in räumlichem Zusammenhang stehenden Erscheinungen und ihre Rückwirkung auf die Umgestaltung dieser Erdoberfläche durch sie zu erklären? Wird er sagen dürfen, ihre Erklärung sei nur Sache der Politik, der Wirtschaftskunde, schließlich des Zöllners oder Grenzaufsehers? Oder wird er nicht doch von einer höheren Ebene, der vielleicht einzigen wirklich noch allgemeinen Bildung unseres Zeitalters, der geographischen ausgehend, die Erklärung, mindestens die Beschreibung versuchen müssen, und wenigstens bis dorthin, wo die Spezialisten mit ihren Fachklärungen einsetzen? Das ist die Leitfrage dieses Abschnitts!

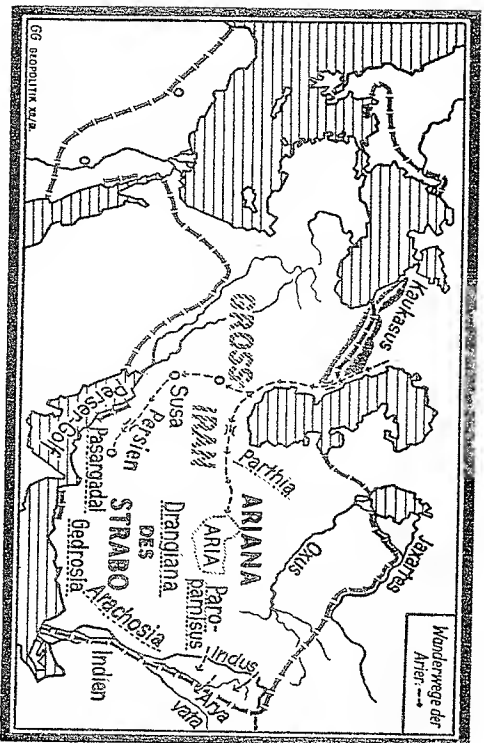


Abb. 39. Groß-Iran und sein arischer Kern

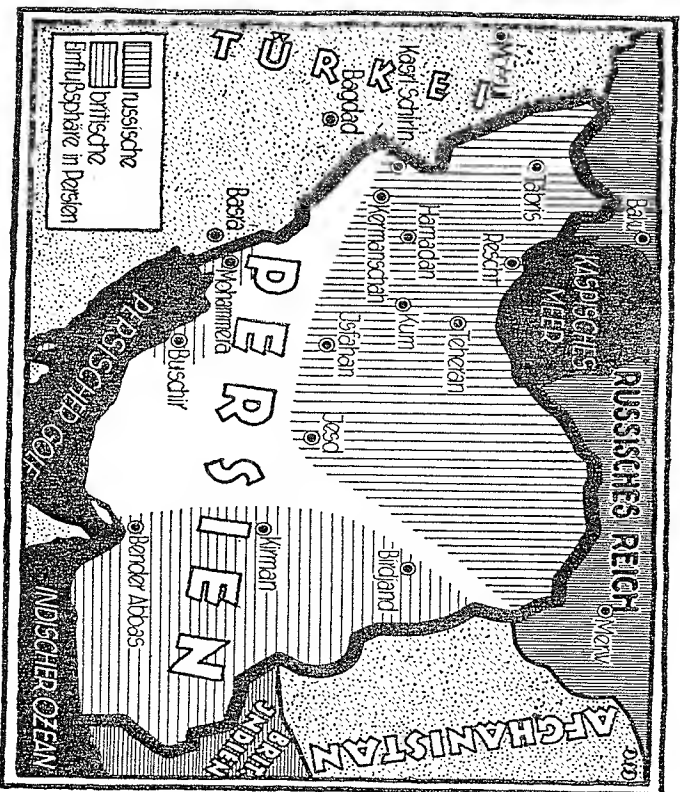


Abb. 40. Britisch-russische Zergrenzungspläne Irans

114

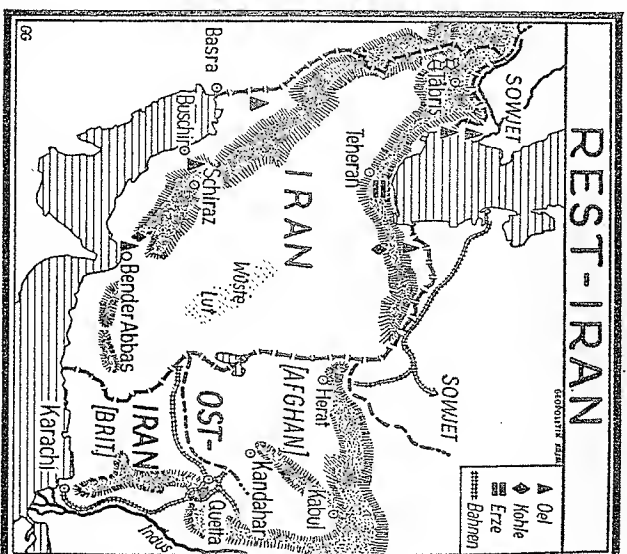
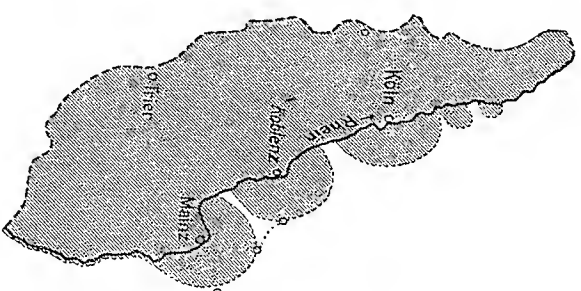


Abb. 41. Rest-Iran als Hochlandfestung und seine randlichen Bodenschätze

Abb. 42. Ein Musterbild künstlicher naturwidriger Abschnürung:
Der künstliche Hingrenzungsversuch
am Deutschen Mittel- und Niederrhein



8*

115

Naturlandschaft und Kulturlandschaft in ihren häufigen Auseinanderfallen scheinen als ewige Unruhe auf dem Grunde des Problems der Lehre von den künstlichen Grenzen zu liegen. Wie weit sind künstliche Grenzen nach Supan (130) als „unsichtbare“ zu bezeichnen — sie, die doch auch sehr Erdgegebenes in dessen Auswirkung auf Macht-, Kultur-, Rechts-, Lebensformen scheiden? Gehören dazu Grenzen, die bei Arten- und Rassenseparierungen an dem Vorwalten gewisser Typen selbst in Übergangslandschaften aus dem Leben heraus in Karten eingetragen, in ihrem Vorkommen erklärt werden können? Sind hier Scheidezonen imbegriffen, die als Kulturkreisgrenzen, kunstgeographische Abgrenzungen kulturelmorphologische aber kartographisch lösbare Aufgaben stellen? Gewiß: es wäre Gegenstand einer sehr umfassenden Doktoraufgabe, wie Passarge einmal angeregt hat, alle Präfixe der Geographie zusammenstellend, vergleichend zu erläutern. Es gibt tatsächlich wenige Lebenserscheinungen, die nicht mit der Forderung, sich ihrer geographisch anzunehmen, schon als Vorsatzsilben mit der Geographie zusammengefügt worden sind: Anthropogeographie, Architekturgeographie, Bevölkerungsgeographie, Baustoffgeographie, Handelsgeographie, Militärgeographie, Pflanzengeographie, Kunstgeographie, Kulturgeographie, Religionsgeographie, Siedlungsgeographie, Stadtgeographie, Tiergeographie, Verkehrsgeographie, Wehrgeographie und Wirtschaftsgeographie. Das sind nur ein paar landläufige, aus vielen Möglichkeiten herausgegriffen!

Ozeanogeographie, Geographie der Meere, der Festländer und viele andere sind nur durch die Schwerfälligkeit der Wortbildung vor der gleichen Verwendung geschützt worden; dem Sinne nach bestehen auch sie. Ganz ähnlich könnte man bei einer Sammlung landläufiger Ausdrücke für künstliche Grenzen durch Sammlung aller Vorsatzsilben zu dem Wörtlein Grenze verfahren. Eingelebt sind sicher Militärgrenze, die Wehrgrenze, die Rechtsgrenze, die Seezoll- und Außenzollgrenze. Die Territorialgewässergrenze, die Fischereigrenze, die Grenze zwischen Kanonenschußweite, die Grenzen des „Beidehens“, des Salts, die des U-Boot-Spergebietes, gewisse Sanitätsgrenzen: sie alle haben wir in jüngster Zeit zu ernsthaften, bedeutsamen Rollen spielen sehen, um ihrer Möglichkeit, jäh aufflammenden Wichtigkeit zu nahe zu treten, ihre Gegenständlichkeit zu leugnen; dennoch werden wir sie alle „künstliche Grenzen“ nennen können.

Besonders naturwidrige Binnengrenzen pflegt man als „reine Verwaltungsgrenzen“ zu bezeichnen und dadurch schonend der vernichtenden geographischen Abwertung zu entziehen, die sie sonst erfahren müßten. Supan hat Binnengrenzen nur der „Legislative“ zuweisen wollen, als ob darn Torheiten der Grenzfähigkeit leichter entschuldbar wären, als in der Erdkunde selber, wenn sie Grenzen setzt, die das Licht naturwissenschaftlicher Kritik nicht vertragen (130).

Auch hier finden ja tatsächlich fortwährend Umwertungen statt, und die

Erdkunde hat alle Mühe, mit ihrem Aufnahmegerät den raschen Veränderungen des Anflizes der Kulturlandschaft z. B. in Industriegebieten nachzukommen. Die alte Methode der Landesaufnahme versagt längst; die Fliegerphotographie muß helfend einspringen. So wird typisch für diese dauemde Umwertung nicht nur die Verschiebung der „Kanonenschußweite“ von wenigen hundert Metern auf heute 128 km, doppelt — von Küste zu Gegenküste — auf 256 gestiegen, sondern auch das Wachstum eines Industriegebietes, einer Großstadtgrenze. Deren Erfaßbarkeit darf doch die Wirtschaftsgeographie sicher nicht der Wirtschaftskunde allein überlassen, die schon gar nicht mit den kartographischen Werkzeugen zu ihrer Erfassung ausgerüstet ist.

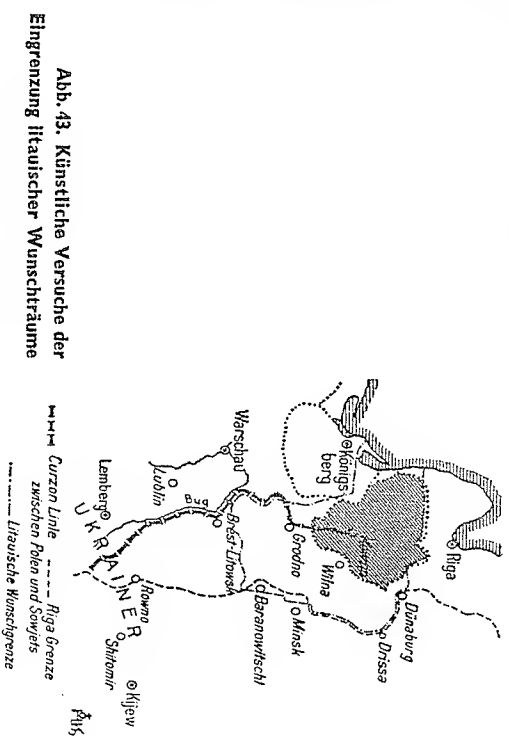


Abb. 43. Künstliche Versuche der Eingrenzung litauischer Wunschräume

Von solchen praktischen Fällen absehend, die uns die Forderung des Tages aufdrängt, können wir ja der Entwicklung der künstlichen Grenzen auch geschichtlich zustreben. Wir würden dann das außerordentlich frühe Auftreten markschiedender Rechte schon in der Sammel- und Frühlkultur finden, wie sie sich heute noch beim Beeren- und Pilzsuchen, beim Lassen von Treibholz ausprägen. Ein rasches Aufsteigen erfolgt zu den sehr eingehend durchgeübten Jagd- und Fischereigrenzen, den Weidegrenzen der Steppe mit ihren flüchtigen, dem dahingalopierenden Nomaden dennoch so wohl erkennbaren Zeichen; den Marken innerhalb der Schutzwaldsäume unserer Vorfahren, wie sie noch heute um afrikanische Staaten gezogen sind, die der Nüchternen kaum bemerkt. Waldbauernwelt sucht Schutzgrenzen, Nomadenwelt gern Verkehrsgrenzen auch bei künstlichen Grenzformen; wähe Gewöhnung drückt sich auch bei künstlicher Gestaltung noch aus! Wo sich der Gegensatz der Waldlandschaft zur Steppe- und Lößlandschaft mit dünnerem, savannenartigem Baumbestand (Hart)

rein erhalten hat, werden wir also am besten ausgeprägte Typen finden. Daneben gibt es Übergangsländer, in denen es außerordentlich schwierig ist, künstliche Grenzen mit wissenschaftlicher Rechtfertigung zu ziehen, wie wir sie für die romanisch-germanische Kulturgrenze untersucht fanden, wie es für die deutsch-polnische Kulturgrenze (131), die russisch-polnische, u. a. auch in der Curzon-Linie vor dem Vertrage von Riga (Sitzze) geschehen ist, wie es H. Præsent in seinem „Russisch-Polen“ (131) mit den Arbeiten von Grund und Hanslick als Aufnahmen versucht; wie es Kändl für die Grenze zwischen west- und osteuropäischer Kultur vorschlägt (132).

Besonderen geographischen Reiz bietet die Frage, wie weit echte Kulturgrenzen als künstliche erscheinen können. Vielfach sind sie ja in der „Kultur“ im engeren Sinne, der Bodenpflege schon sichtbar genug — wie beim Gegensatz von Weide gegen Acker, von Sumpf gegen Trockenpflanze (Reis—Hirse) — und sie stehen zuweilen mit künstlich geschaffenen Grenzen in einer unloßlichen Wechselwirkung, wie etwa der germanische Nadelwald mit dem 542 km langen Limes, wie die mongolische Hochsteppenweide mit der 2450 km langen Chinesischen Mauer. In beiden Fällen ist eine künstliche Grenze dem Boden aufgeprägt worden, zugleich aber auch mit einer Kulturscheide verbunden: der zwischen dem römischen und dem chinesischen Agrarwirtschaftssystem einerseits und dem germanischen Nomadenbetrieb der Wald- und Lößflächen und dem mongolischen der Hochsteppe.

Religionsgeographische oder besser Weltanschauungsgrenzen, gesellschaftswissenschaftlich erfassbare (soziologische) und doch zugleich der Erde aufgeprägte, bodenstammte (geopolitische) — wie erscheinen sie im Raume, so daß sie von der Erdkunde wahrgenommen werden und berücksichtigt werden müssen — wie läßt ihr vielleicht die Bereicherung sein mag?

Hier ist es zunächst doch die erdbestimmte, bodengeachsene Form der Kultstätte, der Tempelanlage, der Grabanlage mit ihren Beigaben, der Stupa, der Moschee, der mächtigen orthodoxen Kirche mit Kuppel und dem griechischen Apyton, die Entwicklung der römischen Frühkirche aus der Basilika; hier sind es bei ringenden Religionen so kennzeichnende Gegensätze wie der zwischen buddhistischer Tera und shintoistischer Miya in Japan oder zwischen den Bauten des Islam und der Dravidakultur Indiens, was — neben den vielen kleinen Heiligtümern — eine durchaus erfassbare große baugraphische Note der Grenzscheide gibt.

Es ist weiterhin die örtliche Abstufung von Heiligenfiguren wie des Buddhatypes, des Kruzifixes, der die Bilder ersetzenden hierarchischen Flächendekoration des Islam, die Fingerzeige gibt, wie weit sich Kulturhüllen erstrecken haben, bis hinab zur Kulturschicht, die sie hinterließen, die doch auch kartographisch verzeichnet, mit Grenzen vermerkt werden muß und wie bestimmte Gräberarten, Gräbeigenaben erfalt werden kam.

Es gibt wahre, von anthropogeographischen Runen verschiedenster Kulturkreise überzogene Landmarken: Turfan, Gwalior, Angkorwat, Ilion, wo erst die überlagerten Kulturschichten abgehoben werden müssen, um die einzelnen Grenzübergänge festzustellen.

Aber selbst Grenzbezeichnungen durch bodenwage, landschwellende Markzeichenträger dürfte die Erdkunde nicht übersehen, wenn sie sich z. B. in bestimmten bevorzugten Tierarten abgrenzen ließen oder in Abzeichen an Menschen, wie sie in Indien die dem Shiwa oder dem Wischnu Geweihten voneinander abheben.

In diesem Falle ist innerhalb derselben Rassen eine weitere künstliche Grenze von Menschengruppe zu Menschengruppe deutlich erkennbar gezogen, die sonst Rassenmerkmale nur zwischen Rassen legen. Ihre Erkenntnis auch nur in einem einzigen Falle würde Geographie und Politik zum Verweilen bei ihnen zwingen. Es sind aber viele Fälle, und sie spannen sich um die ganze Erde, nicht nur etwa im semitisch-ärischen Gegensatz, in dem des Farbigen gegenüber dem Weißen, des vollbürtigen Japaners gegenüber Aino und Eta, des malayo-polynesischen Küstenbewohners gegenüber dem Toriadja (dem Menschen des Innern in der Südsee); sie sind sogar eine der spannungsreichsten politisch-geographischen Kräfte, Menschentypen, Rassen, Arten, Kasten und ganz zuletzt Persönlichkeit gegen Persönlichkeit voneinander absetzend.

Sogar solche Unterschiede, wie sie z. B. „Manchester Guardian“ (Juni 1922) im Gegensatz zwischen besitztüchtigen, bestzülternen Menschen (possessive men, men of property, of a having nature) und besitzlosen (impossessive men) zu erkennen glaubt — wobei noch obendrein der erwerbstätige Typ gar nicht mit dem Besitzlichen zusammenzufallen braucht — wären kartographischer, abgrenzender Tätigkeit vielleicht sehr zugänglich. Man könnte sicher, wie Einzelne, so auch Gesellschaftsgruppen, Volkheiten nach diesem Gesichtspunkt abgrenzen. Natürlich wären auch Zeitalter unter solchen Gesichtspunkten abgrenzbar. („Victorianisches Zeitalter“, Forsyte-Saga.)

Wie stunden sich z. B. als durchaus erfassbare Typen Machthaber und Machtforderer etwa in Bismarck und Lassalle gegenüber, als Typiszen von Bevölkerungsgruppen — auch als Mahnung, soziologische Grenzen „verkehrsfreundlich“ zu erhalten, was Bismarcks Verhältnis zu Lassalle positiv und negativ lehrt (133).

Das Ziehen künstlicher Scheidungen zwischen Imponderabilien — hier einschlägig — ist eine große hochstehende Kunst, bei der wir vieles vom Gegner, vieles auch von den neuen und kühnen Methoden der Kulturgeographie lernen können. L. Frobenius „Atlas Africanus“ ist sicher ein Beispiel kühner, grenzenspürender und grenzensetzender kulturgeographischer Entschlußkraft, bei der freilich alles auf die Gediegenheit der Grundlagen ankommt! Tatsächlich müßten wir kulturgeographische und wirtschaftsgeographische Grundkarten, dann Atlanten in einem Umfange haben, wie er in absehbarer Zeit unerreichbar ist (ein Ideal, dem die Vereinigten Staaten mit ihren riesigen Geldmitteln am nächsten

gekommen sind), um für die Ziehung künstlicher Grenzen solche Unterlagen aus ihnen zu gewinnen, wie sie ein grenzsicheres Weltbild voraussetzen müßte.

Dennoch ist die Schwierigkeit einer Aufgabe kein Grund, auf ihre Lösung dander zugunsten einer so unvollkommenen Empirie zu verzichten, wie sie heute in die Lücke springt, die von der Wissenschaft zu breit offengelassen ist. Gerade die intensive Grenzbeurteilung künstlicher Grenzen während des Krieges durch hervorragende Vertreter der Erdkunde zeigt doch, neben ihrer Hilfsbereitschaft, auch das Bewußtsein ihrer Unterlassungsünden (134)! Sie zeigt aber auch in der Nachkriegsarbeit eine unverkennbare Wendung zum Besseren (135), eine Wendung, gegen die vereinzelt Vertreter alter Schulen sich vergeblich sträuben.

Nebenstehend Abb. 44: Zerstörung der Landschaft durch Industrie
Eisenbahnanlage ohne einheitlichen Plan entstanden — Siedlungen zwischen Bahn- und Industrieanlagen eingeklemmt

Anschnitt aus dem Maßstabsblatt Nr. 2504 (Heme) Abdruck mit Genehmigung des Reichsanwalts für Landesentnahme, Berlin 1937, in: Raumordnung und Raumordnung, I. Jhg. 1937, Heft 12 (Karl Voynichen Verlag, Heidelberg)



Abb. 44. (Einkührung auf der gegenüberliegenden Seite)

XIII GRENZABSTUFUNG NACH DEM POLITISCHEN GEWICHT, NACH RAUMGRÖSSE UND RAUMWERT DER ZU SCHEIDEN- DEN RÄUME

Versuchen wir, Grenzwert und Grenzbedeutung nach dem politischen Gewicht, nach der Raumgröße und dem Raumwert der zu scheidenden Räume abzuschätzen, so kommen wir zunächst auf die landläufigen Begriffe der Erdeileits- und Erdraumsgrenze, der Reichs- und Staatsgrenze (mit dem Problem überörtlicher Zusammenfassungen), der Landes-, Provinz- und Gaugrenze (mit dem Länderproblem belastet), endlich der Siedlungsgrenze, die wieder in zwei großen Typen der Stadt- und Landgrenze gleichartige oder gegensätzliche Stellungen scheidet, an deren hartem, disharmonischem Stoß der Urbanismus, das Verstädterungsproblem seinen Pferdefuß zeigt (136). Aber wir erkennen schnell, wie

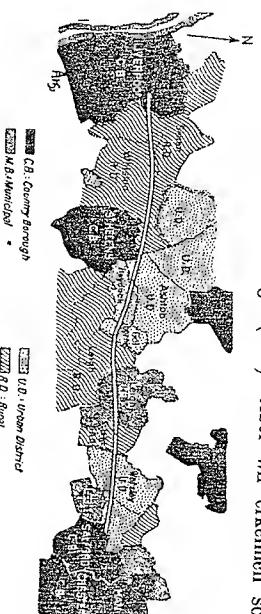


Abb. 45. Stadt- und Landgrenzen zwischen Liverpool und Merseyside (vgl. auch S. 129)

wenig uns diese landläufigen Bezeichnungen sagen, wie relativ sie im Grunde sind — da sie doch durch einen einzigen völkerrechtlichen, staatsrechtlichen, landesgesetzlichen Vorgang äußerlich geändert werden können, buchstäblich durch einen Federzug —, ohne daß damit das Geringste an ihrer biologischen Eigenart anders zu werden braucht. Hier ist der springende Punkt zwischen absoluter und relativer Wirkung. Natürlich können wir einfach den brutalen mechanischen Wert des Grenzdrucks aus der Tiefe des zu schützenden Raumes errechnen und die Druckkomponenten zeichnen, die Druckquotienten vergleichen (137). Aber

hier beginnt schon das Mißverhältnis zwischen Raumweite und Raumtiefe und der darin nicht ausgedrückten Volksdichte, der lebendigen Wucht, die den Raumwert so sehr verändern kann, die bei weniger weitem Raum viel mächtiger und triebkräftiger sein kann als bei weiteren, und die anders wirkt, je nachdem das betreffende Hinterland verkastelt, in sich wieder natürlich in gau- und zellenförmige Räume, sozusagen in Querschotten abgeteilt ist, oder ungeteilt und uferlos mit seiner Bevölkerungsmasse heranhütel.

Versuchen wir, glaubhafte Erdteils- oder Weltteilgrenzen, also Erträumungsgrenzen größten Stiles aufzuzeigen, so drängen sich einige bestimmte Kampfzonen der

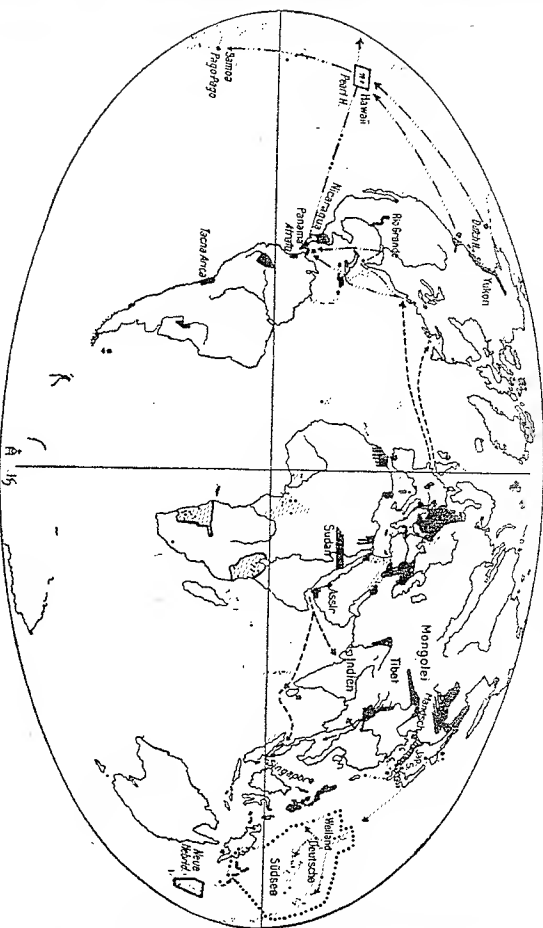


Abb. 46. Kampfzonen dauernder Spannungsbelastung

Geschichte zur Abwertung heran: Hellespont, Bosphorus, die Säulen des Herakles, der Ural, Kaukasien, die Suezkanalzone (Pelusium und Gaza mit ihren Schlachtenreihen) und das Tor der Tränen (Bab el Mandeb), die Einschnürungen zwischen Nord- und Südamerika, nicht nur das bereits vom Norden verschlungene Panama, anein Niaragua — 1927 so sehr umstritten —, Tehuantepec. Ebenso heftig umkämpft, allerdings bisher nur auf dem Gebiet der Wissenschaft, ist endlich die bestimmte „Wallee-Linie“, die im australasiatischen Mittelmeer als kühner, nunmehr fast aufgegebenen Abgrenzungsversuch die „Terra Australis“ von heute tier- und pflanzengeographisch von Asien scheiden wollte. Volksdruck Südasiens und Menschenleere Australiens lassen hier allerdings eine nicht nur wissenschaftliche Kampfzone der Zukunft ahnen.

Sind Erdteile, „Weltteile“, denn überhaupt abgrenzbar, so, wie wir es gerne

schulmäßig tun möchten? Ozeanographisch vorgehend, finden wir das Übergreifen des pazifischen Typs um die Sundawelt herum weit in den Indischen Ozean hinein, der sonst als Eigenraum gilt; wir erkennen an den Strömungen im Bosphorus, im Grunde nur einem ertrunkenen Flußtal, in den Dardanellen, in der Straße von Gibraltar, nicht nur im künstlichen Suez- und Panamakanal gemeinsam zu betrachtende, nicht einfach durch eine Tiefenlinie oder Fahrtrinne scheidbare Kanalzonen. Wir finden eigentlich physisch nicht trennbare kommunizier-

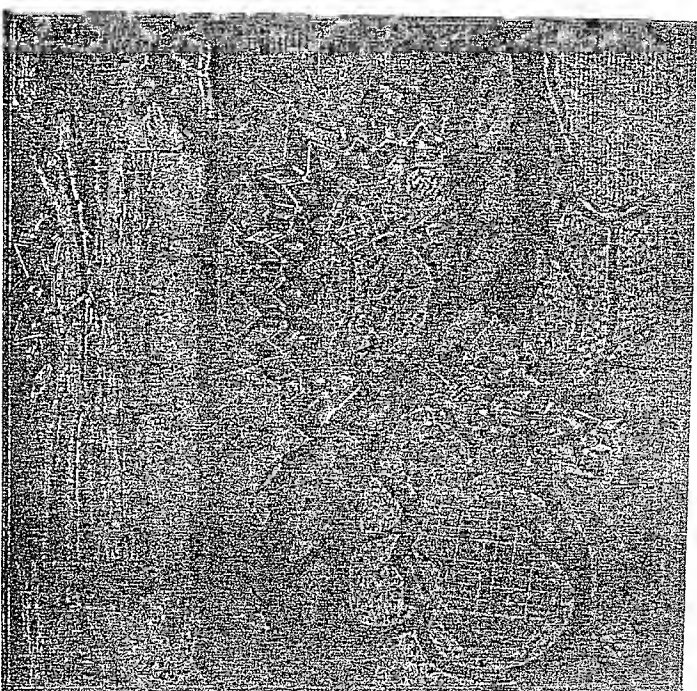


Abb. 47. Grenzschmeldekünste des Rheins bei Breisach

rende Wasserspiegel, überfließende Kulturgrenzen und andere anthropogeographische Bildungen, diesscis wie jenseits sich fortsetzende, nicht durch den Wasserlauf geschnittene natürliche Daseinsbedingungen, wie die Cordillere der Neuen, den Wüstengürtel der Alten Welt, die afrikanische Bewässerungsmethode als wirtschaftsgeographische Notwendigkeit beiderseits der Straße von Gibraltar bis weit nach Spanien hinein (138).

So sehen wir selbst bei Grenzen, die wir uns durch Jahrtausende als konventionell ausgebildet und gefestigt vorzustellen gewohnt waren, Großformen, die den ganzen Erdball überspannen und nur örtlich bedeutsames Kleinfügungs-

werk eine über die Abgrenzungen hinweg inenandergreifende Rolle spielen. Der Gedanke springt uns an: nur erdumspannende, planetarische Großformen, wie die Zerrungsbogen des Westpazifiks, die jungen Kettengebirge der Allen wie der Neuen Welt, gewaltige Meeresbeile, wie der Atlantikgraben, könnten das Recht haben, Großbeile der Erde dauernd zu scheiden. Aber ein solches inneres Scheide-Recht und die damit verbundene Begrenzungs-kraft käme eigentlich nicht solchen Gesetzmäßigkeiten ihr Dasein verdanken. Aber leider ging die Entwicklung der die Grenzen ihrer Großräume festlegenden Menschheit nicht nach so weiten geographischen Vorstellungen vor sich. Lange hat uns eher davor gegraut, solche geographische Vorstellungen, wie neuerdings die vom Wandern der „Landvesten“ und der Veränderung scheinbar unverrückbar hingenommener Marken auf solchen Wege, auch nur für möglich und diskutierbar zu halten. So also ist uns die

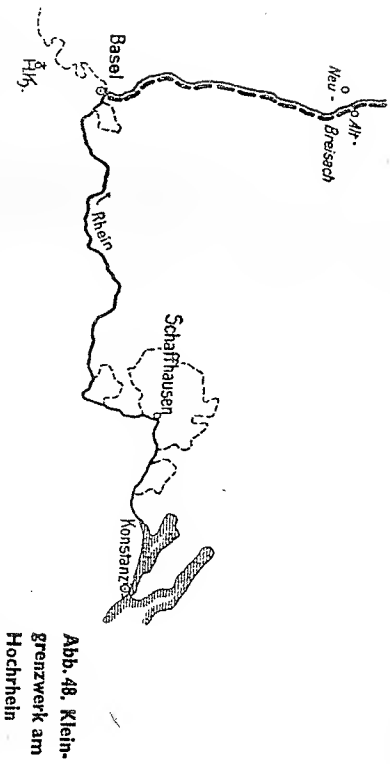


Abb. 48. Klein-grenzwerk am Hochrhein

verwirrende Fülle kleinräumigen Grenzwerks fast noch behaglicher als das unheimliche große Gesetz: eine Fülle, die von planetarischen Grenzerscheinungen, wie die vorgenannten, herabsteigt bis zur topographisch gerade noch erfassbaren Kleinform, bis zur steuertechnisch heute so geläufigen Scheidung z. B. zwischen dem landwirtschaftlich, forstwirtschaftlich, gärtnerisch benutzten Grundstück, dem Streit zwischen ländlichen Nutzweiden und „Bauplatz“ eigenschaft an der Großstadtperipherie, fast rein fiktiven Werturteilen entsprungen, in das die letzten und kleinsten praktischen Fälle ausmünden.

Umwertungen sind auch hier an der Tagesordnung. Man braucht nur an jene kleinen almanischen Dorfgegenden zu denken, die sich, ohne Uhles zu ahnen, einst in der Nähe des Schaffhauser Wasserfalles durch reine Plurgrenzen schieben und dann jählings erfahren, daß die tiefe Kluft zwischen Weltkriegsgeilung und Neutralität, zwischen behaglicher Fülle und Hungersnot, zwischen Welthandelstfreiheit und Weltteillockade sich an ihrer Plurgrenze aufstaut, die doch für alles andere eher gezogen war, als für eine solche Trennung. Oder man mache

sich klar, wie fremd heute noch der größte Teil des bayerischen Stammes der Umwertung seiner böhmischen Mark von einer Binnengrenze zur Rassenscheide, seiner Salzabgrenze von der Gau-zur Reichsgrenze gegenüberstand; er begriff bis zuletzt nicht, daß hier nicht mehr harmlose Scheiden zwischen guten Nachbarn, sondern argwöhnisch zu hüende Rassen-, Marken- und Reichsgrenzen laufen sollten! Oder man betrachte, wie die Valt-Tjummengrenze Koreas in einem Menschenalter vom frühmittelalterlichen Grenzsaum zwischen kulturverwandten

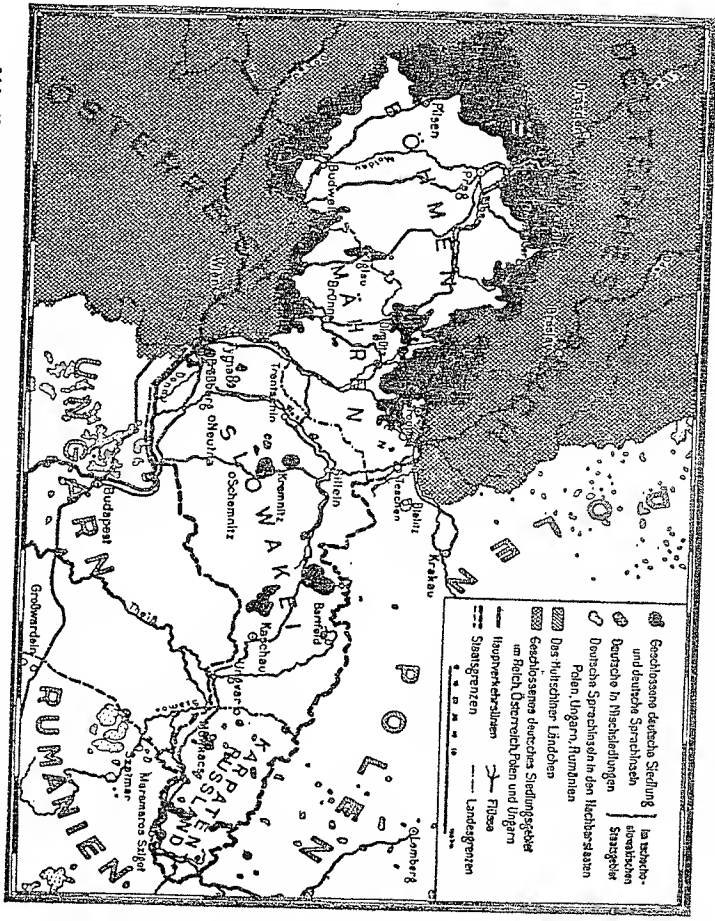


Abb. 49. Sudetendeutsche Gaue auf dem Weg von der Binnengrenze zur Rassenscheide

Gebieten zur scharf getöneten Inselreichsgrenze gegen zwei riesige Kontinentalmächte wurde, von einem kaum festgelegten, durch Hin- und Herbewanderungen beliebig verschiebbaren Strich zur wohlbewachten Scheide zwischen grundverschiedenen politischen und Wirtschaftssystemen!

Wie aber soll man es — wenn schon politische Außengrenzen jäh solchen Wertwandel ohne Rücksicht auf die Raumtiefe erfahren, — mit den inneren, den Binnengrenzen halten?

Was ist hier das Rechte? „Legislative“, „historische“ oder „biogeographische“ Festlegung der Binnengrenze bis zu den kleinsten politischen Räumen und Unterteilräumen herab? Hier steht wohl am besten gegen naturwidrigen, wie völker-

verderbenden Unsinns die Erkenntnis Wacht, daß es keine zu vernachlässigende Stelle in einer Lebensform gibt und geben darf, auch nicht in einer noch so kleinen Zelle, die verantwortlicher Teil einer Lebensform ist. Nirgends steht geschrieben, daß gerade dieses Bezirksamt, diese Gemeinde — oft hastig und verständnislos nach privatrechtlicher Bequemlichkeit am grünen Tisch geschieden — niemals verantwortlicher Teil, wunder Punkt einer Großmachtgrenze werden wird, eine Kulturscheide zwischen großen Rassen, eine Lücke in Handelssystemen und Wirtschaftskörpern, eine Schmuggelzentrale der Weltwirtschaft, ein politisches Leck, das Staatschiffe zum Versinken bringt (139).

Die Wichtigkeit des Staatszellenbaus im einzelnen tritt uns angesichts dieser Betrachtung vor Augen, der Vorsprung der zellenfest nach dem Schottensystem gebauten Lebensform gegenüber der zellenlockeren, schwankenden, der föderalistisch aufgelösten, wie andererseits der überzentralisierten und erstarrten.

Ein instinktißeres Volk müßte jede kleinste Zelle so bauen, daß ihre Grenze fähig wäre, einstmals zur Grenze der größten Lebensform zu werden. Das allein gewährleistet ein „Schottensystem“, das vor dem Versinken sicher bewahrt.

Welche Dauerkraft hatten und wahren sich noch heute die französischen Provinzen gegenüber dem Gouvernement, der Departemententeilung Napoleons, obwohl diese Einteilung eines bewußten Zentralismus wohl durchdacht war! Sie war im wesentlichen nach Flußsystemen geordnet und benannt, ähnlich wie die sehr bewährte natürliche Qualität der japanischen Einzellandschaften, bei denen man eine Wasserscheidenkarte fast als eine Verwaltungskarte benutzen kann. Hier tritt die immanente Logik der Natureinteilung zutage, wenn der Mensch sie nicht durchkreuzt! Auch Glarus, Fergana, Böhmen, das chinesische Kiangsi sind solche fast unverwundliche Beckenstaaten, von Wasserscheiden umgrenzt.

Immerhin zeigt die Beifortfrage, wie man in Frankreich nun gelernt hat, politisch-geographische Aufgaben auch nach geographischen Gesichtspunkten ernst zu behandeln (140). Das Streben, natürliche Landschaften zuerst auszufüllen, Tal-landschaften, Hochflächen, Kessel anzusiedeln und ihre Scheiden zu achten, ist auf der ganzen Erde nachweisbar. Auch Ortsgrenzen, Stadtgrenzen müssen indessen so gebaut sein (Überschleusen ist warnendes Beispiel)! Wie spät aber ist diese Seite der Städtebaufolge erkannt worden! Außerordentlich lehrreich ist die größere Widerstandskraft des harmonisch mit der natürlichen Landschaft in seine Grenzen bewußt hineingewachsenen und gebauten Kärnten gegenüber der heute zerrissenen, nachlässigeren Steiermark.

Aber Kärnten hat eben auch keine Mittelstädte mit einer bodenwagigen Arbeiterbevölkerung, wie Graz und Bruck, in seinem Bau zu verarbeiten. Wir sehen Bauern- und Arbeiterbevölkerung im allgemeinen verschiedenen instinktißeren zum Grenzproblem eingestellt. Die Arbeiterbevölkerung ist es meist nur dann, wenn sie, wie im Saargebiet, bodenständig ist und selber kleinen Eigenbesitz hat. Eine

solche Bodenfestigung des Arbeiters ist deshalb nicht nur eine ethische, moralische und soziologische, sondern auch eine staatsbiologische Forderung vom rein materialistischen Gesichtspunkt der Grenzfestigkeit. Sie muß immer wieder erhoben werden, wo Erhaltung des Lebens der Gesamtlebensform im Vordergrund staatsrechtlichen Denkens und Empfindens steht. Man erhalte und schaffe wurzel-echte Menschen, nicht bodenvage, wenn man überhaupt ein bodenständiges, vertieftes Verhältnis der Lebensform zum Lebensraum will, was doch gerade konser-

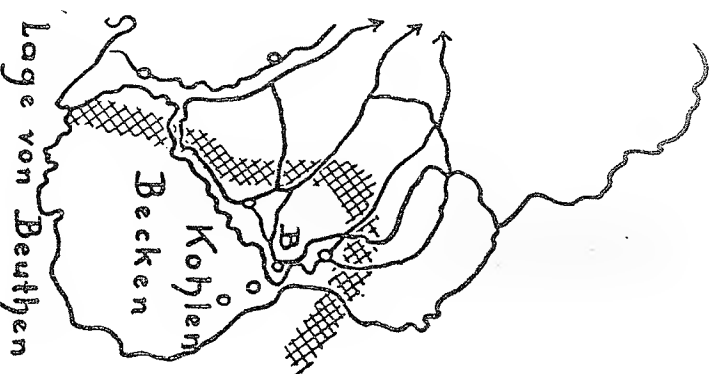


Abb. 50. Gefahr der Grenzlage von Bodenschätzen

vative Parteien betonen. Freilich pflegt der Bodenständige in ruhigen Zeiten immer unbegruener, weniger unterwürfig zu sein, als der am Bodenhalt nicht Interessierte; aber er steht eben in stürmischen Zeiten auch fester in seinen Schuhen und weiß den eigenen Boden zäher festzuhalten (Erdbot-Grundsatz).

Gerade konservative Parteien müßten also gegen das Bauernlegen sein: starke Bauernschaft und kleine, aber lebensfähige Haus- und Hofbesitzer mit einem nicht pündbaren und nicht behebaren Daseinsminimum, wie im alten China, sind in Wirklichkeit der beste Resonanzboden eines klugen Patriziats, im Stil des so langlebigen japanischen Fudalgefüges, das kraft seines Grundsatzes: Yüwei müjßen

(Schein der Macht ist nicht Macht und wirkliche Macht meldet den Schein) sein Ansehen so lange erhielt.

Welche Gelehrten hat gerade bei der neuen Abgrenzung des irischen Freistaats gegen Ulster (Skizze 51) die unweise Behandlung der irischen Landbevölkerung heraufbeschoren; mit welcher Selbstverständlichkeit drückten Donegal, Leitrim, Cavan und Monaghan von dem durch Ulster hartnäckig festgehaltenen Fernanagla (mit der Schlachtermemorialstätte von Enniskillen) (141) weg und halfen so das

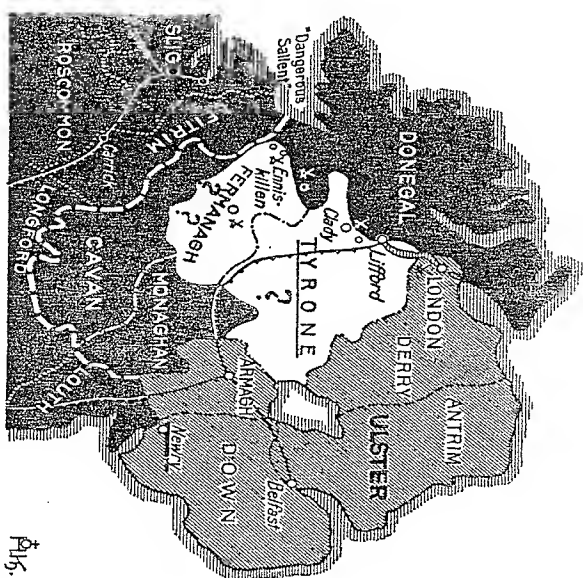


Abb. 51.

■ Ulster
x Geschichtliche Besetzungen

Das gefährliche
Irische Ulster-Eck

geradezu unmögliche „gefährliche Eck“ dort schaffen, das man vergänglich durch eine andere Grenzführung zu vermeiden suchte, die sich aber gegen das starke Gefüge der eingelebten Gaugrenzen nicht durchsetzen konnte.

Hier hat sich die größere Festigkeit von alten Gaugrenzen gegenüber einer späteren Großraumgrenze glänzend bewährt!

Das für uns Deutsche lehrreichste Beispiel ist aber wohl die Zellenstruktur der Westgrenze des deutschen Volks- und Kulturbodens, die eine wahre Fundgrube von Einsichten ist. Wie zellenfest erwies sich gegenüber den nicht zellenfest gebauten Habsburger Grafschaften und Vogteien der elässische Zehnstädtbund, die Reichsstadtgrenze überhaupt gegenüber den verwechselnden Einflüssen, wie lange hielt sich die naturumhagte Grafschaft Salm. Wie ganz anders bewährte sich —

trotz ihren Leiden — die Riegelhaftigkeit der alten rheinischen Kurpfalz auf beiden Ufern gegenüber dem späteren Gebilde der bayerischen Pfalz und des Konglomerats von Baden. Wie strafe sich die Verkenntung der geopolitischen Tatsache, daß alle natürlichen Grenzen quer über den Rhein zogen, daß man durch Betonung des Rheingraben (Tulla-Korrektion, Balkonkurrenz, unterlassene Brückenbauten) nur das Spiel eines Gegners spielte, dem an der Zerstörung des natürlichen Zusammenhalts in der Einheit der Oberrheinebene lag (142). Wie bitter räche sich, daß man auf dem Vogesckamm überhaupt eine biologisch falsche Reichsgrenze gezogen hatte, während man gerade hier die Andäktumme, selbst mit Opfern an anderer Stelle, zum Schutz der Oberrheinebene hätte verteidigen müssen (143)!

Um außerdem einige neuerdings berühmt gewordene Schulfälle und ältere von besonderer völkerrechtlicher und biogeographischer Lehrkraft vorzuführen, beachte man, wie grundverschieden sich das ozeanische und litorale japanische Reich und das polinische und kontinentale chinesische zu fremden Wachstumsspitzen an ihren Seerändern verhalten. Wie sorgfältig ist Alt- und Neu-Japan darauf aus, die fremden Wachstumsspitzen küstennah zu unterbinden und abzuschnüren, soweit es sie nicht, wie Doshima oder Hirado, gleich auf Inseln legen oder wie Yokohama durch Lagunen abschnüren kann; wie unscharf umgrenzt dagegen China die Konzessionen in Tientsin, Shanghai, Shan Hai Kwan, auch das halbneutrale Chientao-Gebiet (Vgl. die Karte auf S. 70.)

Wie ahnungslos für fremde Landungsmöglichkeiten hante Rußland in Dairen geradezu die spätere japanische Landungsstelle gegen Port Arthur sorgfältig aus; wie wenig dachte die deutsche Marine an den Hinterlandschutz von Kiautschau gegen mögliche Bedrohung von dorthier. Wie unsichtig ist Frankreich (140) bei der Nengliederung des wichtigen Territoriums von Belfort verfahren, wie stümperhaft ward in Oberschlesien, im Saargebiet abgegrenzt!

Wie betrüblich machte sich bis zur Regelung durch das Dritte Reich mangelndes Grenzgefühl für organische, harmonische Ziehung von Stadt- und Landgrenzen in der Groß-Hamburgfrage geltend (144), aber auch welche klägliche Rolle spielt es bei dem Durchlegen einer Kraftwagenstraße von Manchester nach Liverpool durch 15 Gemeinden, davon 4 mit Stadtradition, 2 mit Stadterfassung, 5 stadterf. und 4 ländlich bebaute, bei den Vergrößerungsfragen von Birmingham, Liverpool, Plymouth-Davenport, wie von Großlondon, Berlin, New York, Tokio und dem Stadtdreieck Osaka-Kobe-Kioto, in der Großshanghai-Frage (145).

Kein Zweifel, daß wir vor einer Verschlimmerung der Grenzstände überhaupt stehen, die durch den Zivilisationswahn allerer Lebenskreise und Kulturkreise herbeigeführt wird — immer in gesteigerter Gefahr der Mechanisierung, der Zerstörung von echten Kulturwerten durch eben diesen Zivilisationswahn.

Man lese nur Benjamin de Constant-Rebeque von 1814, der sich im Wortlaut

auch bei Monjün: „Ein neues Prinzip des Völkerrechts“ (146) angezogen findet, etwa von den Worten an „de l'esprit de conquête et de l'usurpation dans leur rapports avec la civilisation européenne“. Freilich verstößt gegen deren Sinn Monjüns Idee des Verschlebens von Völkern und ihren Lebensformen über den Boden hin — ohne es selbst inne zu werden — aufs furchtbarste, bei seiner Vorführung einer der vielen wohlgemeinten Schwarmideen, die der Nachkrieg erzeugt hatte, wobei auch Ideen von Katzel schwer mißverstanden worden sind.

Gerade dieser Frage kommt also eine vermehrte, nicht eine verminderte Wichtigkeit zu! (Rechts-Neu-Gliederung! Einfügung Österreichs; Selbstbestimmungsrecht der Polen, Slowaken, Sudeten-Deutschen, Ungarn, Karpatho-Russen in der Tschecho-Slowakei.)

VOM WERDEGANG DER GRENZEN

XIV

Könnten wir, etwa im Sinne von Katzel und O. Maull (147) den Werdegang der Grenzen organisch vom vagen Grenzraum zum Grenzsaum, von ihm zum Grenzstreifen, zum Grenzstrich, zur Grenzlinie in ihrer geographischen Entstehung sich durchentwickeln und rückwärts sehen, so könnten wir tatsächlich auch für die umgrenzten Räume etwa in dem Sinne Spenglers normales Wachstum und Frühblüte, Vollenentwicklung, Spätblüte, Welken, Verfall und Untergang aller umgrenzbaren Lebensformen annehmen, wie einen unaufhaltsamen naturgesetzlichen Vorgang, an dem nichts zu ändern wäre — bis zur Wiedergeburt. Wir hätten höchstens die Wahl, in dem an sich als unvermeidlich erkannten Untergang eines Kulturkreises die Rolle eines widerstrebenden Marc Aurel oder eines sich hineinfindenden Lucius Verrus oder eines den Sturz noch übersteigernden Commodus, eines die Fäulnis vor der Reife betrieuführenden Heilighal zu spielen; wir müßten uns womöglich zum Dank für unsere stoische Tugend im Stile Marc Aurels noch sagen lassen, daß wir den eigentlich wünschenswerten Untergang nur aufgehalten hätten. Aber so einfach sebnematisch liegen die Dinge bei sorgfältiger Einzeluntersuchung des Werdegangs der Grenzen nicht, in der wir eine der reizvollsten, erdkundlich und historisch anzuwendenden geopolitischen Arbeiten vor uns haben. Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ (148) zeigen an seinen Streifblicken auf das Ringen zwischen Germanen und Romanen westlich des Rheins und südlich der Donau, wie eine solche Aufgabe blutvoll und fruchtbar angefaßt werden kann.

Vor allem haben wir verzögerte wie beschleunigte Entwicklungen je nach den Schwankungen der Grenzbewertungsfähigkeit von Einnehmen und Völkern in der Geschichte als durchaus möglich einzuräumen, gerade infolge des mehr oder weniger sicheren Blicks von Rassen wie Einzelnen für Eignung naturentlehnter Marken als Grenzen. Hier aber liegt eine weitere Rechtfertigung einer planmäßigen Grenzerziehung!

Zwei schlagende Beispiele dafür sind im Westen und Osten Eurasiens, gegenüber derselben überströmenden Nomadenkraft des „pivots of history“, der Römer Julius Caesar und der Chinese Shi-Hwang-Ti.

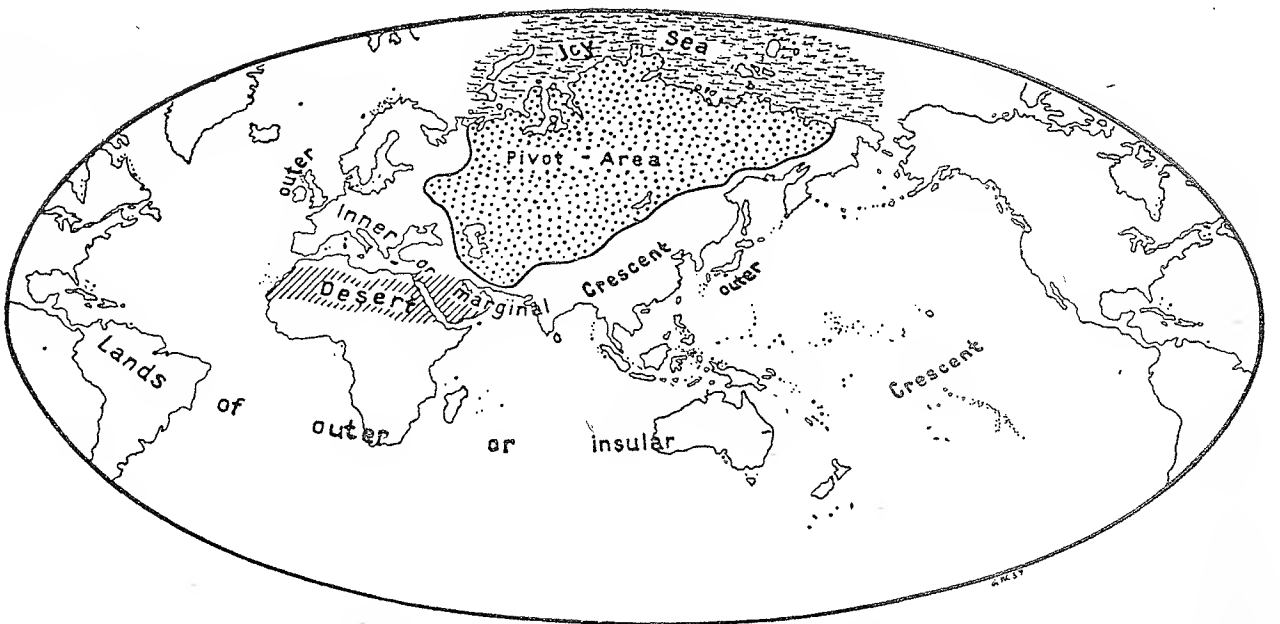


Abb. 52. Der Gedanke des geographischen Schwenkpunkts der Geschichte im Steppenreich der Alten Welt nach Mackinder

Es ist vielleicht auch bezeichnend, daß bei Einzelnen, wie bei Völkern, die Anwendung geistreich ersonnener Grenztheorie sehr gut durch andere Persönlichkeiten, einzelne wie gruppenverbundene Gemeinschaften, erfolgen kann, was die Anwendung griechischer Theorie in römischer Reichshauptpraxis, deutscher (wie namentlich der von Ratzel) in der Tätigkeit britischer Empire-BUILDER beweist, nicht minder als die durch ganze Geschlechterfolgen bewährte Durchführung chinesischer Marktempiraxis durch die mongolischen und mandschurischen Dynastien, indischer durch die über den Filter persischer Kultur gegangenen Großmogule. Hier gab es sogar Räume und Zeiten, in denen durch Vermittlung der afghanischen sog. Gandhara-Kultur hellenistisch-römische und chinesische Grenzfestungserfahrung sich zusammenwühlte (149).

Vielleicht aber ist es an dieser Stelle berechtigt, gerade bei Julius Caesar (150) und Shi-Hwang-Ti (151) als Beeinflussen eines Grenzverdeganges zu verweisen, der ohne sie in ganz anderen Tempo verlaufen wäre.

Wie scharf, seiner Zeit weit voraus, Julius Caesar in das Entstehen der Grenze aus dem Grenzsaum hinein sah, das läßt seine berühmte Schilderung „de bello Gallico VI 23“ erkennen: „Die einzelnen Staaten setzen ihre größte Ehre darin, möglichst weite Länden und Wüstereien an den Grenzen ihres Gebietes zu haben. Sie sehen es nämlich für einen besonderen Beweis von Tapferkeit an, wenn ihre Nachbarn vertrieben aus den Sitzen weichen und niemand es wagt, in ihrer Nähe zu wohnen; zugleich finden sie darin auch eine Sicherheit, weil sie keinen plötzlichen Überfall zu fürchten haben...“ Diesen sehr praktischen Gesichtspunkt bestärkt der große römische Geopolitiker in seinem sachlichen Nutzen vorher, indem er (VI 10) berichtet: „daß sich die Sueben (verständigerweise!) vor seinem drohenden Einfall bis an die äußerste Grenze, ihren eigenen Grenzwall gegen die Cherusker (Bacenis, Gradmanns Nadelwaldzone!) zurückgezogen hätten, an dessen Eingang sie ihn mit seinen Legionen erwarten wollten“. Klugerweise ist er dann nicht himmelschreit, wie später Varus, sondern hat anderswo eine Scheinoffensive betätigt und war froh, heil wieder zurückgekommen zu sein, weil er im Gegensatz zu späteren römischen Heerführern genau die Grenzen seiner Stobkraft gegenüber wesensfremder Landschaft und Volkheit kannte oder doch ahnte.

Auch an anderen Stellen seiner Werke hat Caesar, der kluge, praktische, politische Geograph und Reichserbauer, ausgezeichnet Beobachtetes zur Grenzkunde beigetragen; es ist nur immer wieder zu bedauern, daß eines der reifsten Werke politischer Geographie der Welt (weil es einem offenbar sehr gewandten Privatsekretär in der klaren, flüssigen Befehlssprache diktiert worden ist, die heute noch den berufenen Träger der Kommandogewalt auszeichnen) zu früh zum Grammatikturnmelplatz für Schulhuben gemacht und dadurch seines eigentlichen politischen Erzieherwertes beraubt worden ist, für den reifere Semester gerade reif genug wären.

Ähnlich würde es von höchstem Reiz sein, Napoleons, Bismarcks, Molloes oder auch Fr. Lists Verhältnis zum Grenz- und Raumbegriff aus ihren eigenen Aufzeichnungen zusammenzustellen! Welcher Schatz an Erfahrung darin ruht, ergibt allein ein Blick auf Caesars oder Napoleons (152) Reisen und die Fähigkeit zur Überwindung von Entfernungen und Beherrschung von Räumen, die ein solches Leben über den Durchschnitt hinaushebt, sowie auf die Reisebeschreibungen, die sie ihrem Zeitalter erteilen.

Caesars geographisches Reiseleben zeigt den 100 v. Chr. Geborenen als 24-jährigen zum erstenmal auf einer Orientreise über Attika, Kleinasien, Rhodus; zwei Jahre später macht er, wie die werdenden Prokonsuln des Britischen Reiches, einen Feldzug in Kilikien als Amateur mit und wird mit 28 Jahren Stabsoffizier. Mit 34 Jahren Präfekt, erreicht er, allerdings sehr unzufrieden über die Verspätung, erst mit 41 Jahren das höchste Amt der Republik, nachdem er immerhin zweimal in Spanien gewesen war und sich an einer bedenklichen, fast die ganzen Mittelmeerländer umspannenden Verschwörung beteiligt hatte. In das beste Organisationsalter fällt dann die ruhelose Zeit der Organisation und Unterwerfung Galliens zwischen dem 41. und 48. Lebensjahr, und dann jene glänzende Rundfahrt durch die Mittelmeerländer, die in den „Bürgerkriegen“ beschrieben ist. Mit 56 Jahren schon endet das reiche Leben durch die bekannte Verschwörung.

„Selbstsucht und Rechtsverletzung“ hat ihm Schlegel vorgeworfen. Nun: das römische Staatsrecht hatte nach Sulla für einen genialen Mann nicht sehr viel Imposantes mehr, und immerhin hat Caesar als Grenzgestalter die Völkerwanderung vielleicht um vierhundert Jahre aufgehalten, eine große Grenze der Menschheit auf zweitausend Jahre verlegt und festgelegt! Als Grenschöpfer und Erhalter müssen wir ihn unter die vorbildlichen Geister der Menschheit einreihen. Sicher ist er einer der glänzendsten politischen Geographen gewesen, nicht nur in der Theorie, und wir hätten Gott danken können, wenn wir uns ihn auf vier Jahre oder mehr hätten zu leihen nehmen können. In das blischen Eisenbahnkrieg hätte er sich schnell hineingefunden...

Am Ostende des in seinen Westausläufern von Caesar so erfolgreich abgedämmten Nomadengürtels ist Shi-Hwang-Ti, der erste der Tsin-Dynastie (153), 220 bis 204 v. Chr., ein Gegenstück zu dem großen Grenzformner Mitteleuropas, dessen Grenzwerk er unwissentlich durch Fernwirkung und Druckübertragung anwarf, ohne freilich Caesars Spur darin vertilgen zu können.

Shi-Hwang-Ti schuf die 36 Provinzen Chinas (wie der sagenhafte Kaiser, dessen Namen er wieder aufgegriffen hatte, das Zehnensystem in die Verwaltung eingeführt hatte) und nachdem er so die Innenstruktur verfestigt hatte, verbaute er nach außen die chinesische Inlandgrenze durch den freilich als Stückwerk wohl schon vor ihm (340?) begonnenen gewaltigen Grenzschutz der Chinesischen Mauer, deren letztes Stück zu den 2500 km, gegen 300 km, allerdings erst 1547 unter der Ming-Dynastie entstand.

Noch mehr an dem lebendigen Grenzlag der gleichzeitig eingerichteten wehrfähigen Ackerbalkolonien dahinter, als an der großen Mauer allein, zerschellte die Invasion der Hüngru; der Hunnensturm wurde nach Westen abgelenkt, suchte zuerst in vergänglichem Einbrüchen Indien und die Gandhari-Reiche beim und traf dann in seiner vollen Wucht die sich bildende germanische Welt und das zusammenstinkende Römerreich dahinter, vor allem die Grenzhölzer der jüdisch-ägyptischen Familie am Rhein und an der Donau. So wirken die an guten Grenz-

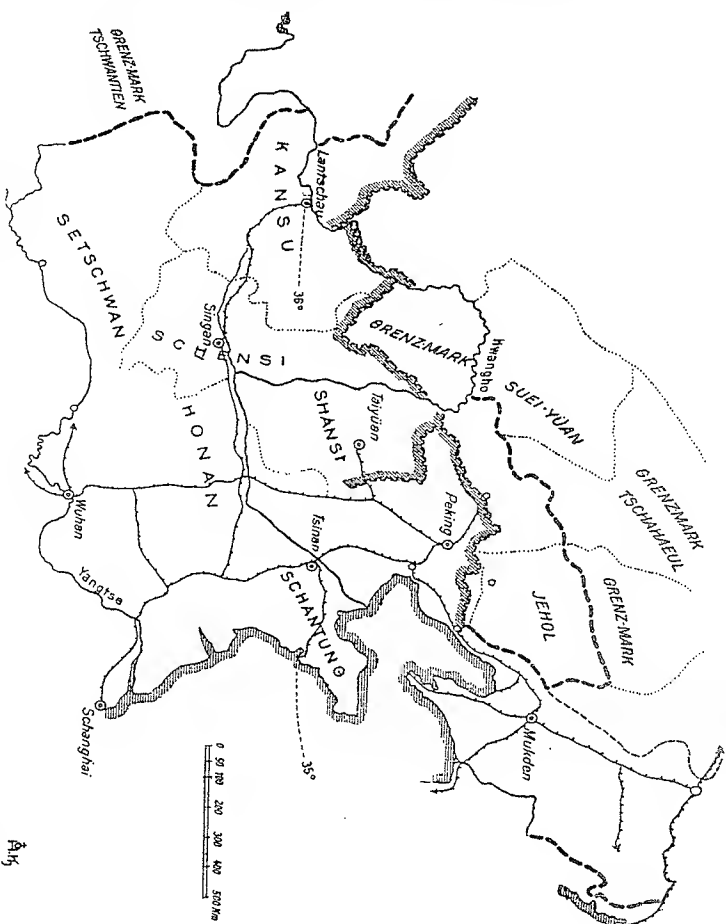


Abb. 53. Chinesische Mauer und Nordmark Chinas vor dem japanischen Einbruch

hollwerken abprallenden Völkerwellen durch den ganzen, weiten eurasischen Raum zurück, wenn man ihn nur groß genug in seinen Zusammenhängen sieht. Auch Shi-Hwang-Tis Straßennetz, ein Teil seiner Paläste, Wasserleitungen, Kanäle, Brücken hält noch heute; aber der Kampf gegen die „Literati“, die Philologen seines Reiches, in denen er dessen schlimmstes Übel sah, mißriet ihm — im Gegensatz zu Caesar (154) — trotz der Verbrennung der klassischen Bücher, der Tötung von einigen fünfhundert Gelehrten. So bedeutet sein Name, ungleich dem

einer einzigen Seeschlacht z. B. enden kann, wie die des Athensischen Seereichs, zumeist aber evolutionär ihren Abschluß findet durch Schrumpfung, Lebensbahnverlegung, wie bei Venedig, Genua, Ternate, Hawai, vielleicht auch in absehbarer Zeit dem britischen Mittelrand.

Ihren Ablauf sieht in der Regel die gegensätzliche Entwicklung der festlandbestimmten (kontinentalen) Lebensformen unvereinbar gegenüber, die wieder ihrerseits dem Inselmenschen kaum verständlich zu machen ist. Sie finden schwer aus ihrer festländischen Schollenstarre heraus mit ihren schollenweisen Verschiebungen, Überschiebungen, Überspannungen, mit ihrer Neigung zum geschichtlichen Bruch, ihrer revolutionären Entwicklung, bei der das Ende der Grenzkörper in der Regel durch Kampf und Neubildung stattfindet, der Mandatswechsel (ko ming) der leitenden Kraft sich auch örtlich auswirkt, zumeist an den Grenzen zuerst.

So steht gerade in ozeanischen und litoralen Lebensformen die größere Instinktsicherheit im Werdegang der Grenzen der fortwährenden Neuschöpfung der Erfahrung in den kontinentalen Lebensformen mit der Gefahr gegensätzigen Mißverstehens gegenüber. Die potamischen stehen in der Mitte und neigen dem einen Typ zu, wenn ozeanische und litorale Einflüsse vorherrschen, dem andern, wenn die flächige Festlandgewöhnung, die Hochlandnote, die Steppenegennart ausschlaggebend wird. Daher denn auch die Gewalt des Präzedenzfalls, der Tradition, der „society“ und ihres Brauchs in Venedig, England, Amerika, Japan, den südostasiatischen Inseln — auch in Grenzfragen. Sie steht im Gegensatz zu der zunehmenden Abstumpfung dagegen von den Rändern nach der Mitte der Alten Welt hin, wo die Mächte am „Pivot of History“ in Außenfragen ihrer Lebensform gleichgültiger sind, sich häufiger darin verändern, verschieben, in weit schroffem Gegensatz zwischen Reichskernlandschaften, lebenswichtigen Teilen und Randlandschaften, auf deren Unversehrtheit die Insel- und Seemacht argwöhnischer achtet (Abb. 52 S. 132).

Gleichwohl zeigt der Werdegang der Grenzen im Ganzen mehr Dauerkraft, häufigere Wiederkehr kultur- und naturgegebener, daher immer wieder entlehnter, bereits erprobter Grenzen, ja geradezu eine Neigung zur Wiedergeburt.

Es wäre außerordentlich fruchtbar, unter diesem Gesichtspunkt Beispiele und Proben genetischen Grenzbaues in Geschichte und Erdkunde aufzusuchen, vor allem gleichsinnige Grenzveränderungen und Umbildungen zu verfolgen. Das könnte mit Nutzen geschehen bei der Vergleichung der Feudalgrenzen in West- und Osteurasien, etwa Japans und Preußen-Deutschlands Grenzwertgang vergleichend in ihrer nordöstlichen Kolonialverschiebung, China und Innereuropa im Abgedrängtwerden von der Seegrenze, der Küstenberührung im Laufe des 19. Jahrhunderts (Immereuropäisches Reich von über 2700 auf nicht 1200 km, chinesisches von über 17000 auf 7100 km), in der Einingung des Lebensraums gerade der volkreichsten Lebensformen West- und Osteurasens mit überweltlicher Reichs-

überlieferung und in ihrem dadurch ungeheuerlich übersteigerten Grenzdruck, der zu gewaltsamen Ausbrüchen führen muß! Außerhalb der so Bedrängten wird die Analogie von den ozeanischen Bedrängten, wie von den Sowjets längst gefühlt, auch das Ziehen der Folgerungen daraus zu gemeinsamer Abwehr gefürchtet (158)!¹

Hier zeigt das Manometer des Grenzdrucks einen unnatürlichen Stand des Werdegangs der Grenze und Vor-Explosionszustände am Yangtse und Hwangho, wie an Donau, Rhein und Weichsel — von Maas und Memel, Elbe und Belt gar nicht zu reden!

WERTUNG DER GRENZEN NACH QUALITÄT UND TYPEN

Jeder Wertung von Grenzen nach Feinheit der Durchbildung (Qualität) und Fähigkeit, mit ähnlichen Erscheinungen zu verwandten Reihen zusammengestellt zu werden (Typen), müssen wir natürlich quantitative und genetische Vorarbeit zugrunde legen. Länge und Gliederung (159), Druck und Freiheit der Grenzbildung können mechanisch festgelegt, in ihren Wertung objektiv klargelegt werden, ehe wir irgendwelche Gefahr laufen, Werturteile zu fällen, was wir beim Fortschreiten zur Wertung nach Qualität und Typen unabweisbar tun müssen.

Die mechanischen Grundlagen, die Errechnung des Druckquotienten sahen wir von Wagner und Sieger angegeben, von Maull und Dix mehrfach wieder gebildet. Gewisse Binsenwahrheiten, denen man dennoch nicht genügend politisch Rechnung trug, sprangen uns wohl aus einfacher Kartenbetrachtung entgegen. So z. B. der Vorteil der japanischen, festlandabhängigen, reichgegliederten pazifischen Küstengrenze im Verhältnis von vier zu eins der Grenzentwicklung gegenüber der abweisenden Monotonie der Japanseegrenze, etwa verglichen mit Deutschlands ungeheuren, durch die Verträge der Pariser Vororte übersteigerten Grenzdruck, oder Cisleithaniens vor dem Krieg geradezu atemberaubender Grenzgestaltung.

Der Grenzdruck, der auf dem Bundesgenossen lag, pflegte in Deutschland nur dadurch nicht aufzufallen, daß man immer die Habsburger Monarchie als Ganzes betrachtete, ohne zu bedenken, daß sie aus zwei Teilen bestand, von denen der eine den andern gelegentlich kahlhütig auszunetzte. In Frankreich (160) beachtete man diese Verhältnisse bei der Abschätzung der politischen Widerstandskraft und Lebensfähigkeit viel aufmerksamer.

Der bloße vorhandene Grenzdruck also — wenn er nicht dem Volk bewußt wird — ist als Erzieher unzulänglich: sonst hätte nicht dem feinen Grenzgefühl in den naturgeschützten Japan solche Ahnungslosigkeit gegenüber gesteigerter Grenzgefahr in Deutschland und Österreich gegenüberstehen können.

Das bayrische Stammland hatte sich z. B. 1933 noch nicht klar vergegenwärtigt, daß es durch das Ostgrenzenabkommen östlich und südlich der Linie Hof—Neustadt—Regensburg—Donaufauf (stromaufwärts)—Donauschlingen—Neustadt im Schwarzwald mit seinen Kernlandschaften außerhalb jedes Grenzschutzes gestellt war (ungefähr wie einst Galizien als Glacis außerhalb von Krakau und Przemyśl). Hingegen gibt es für das frühe Auftreten des Grenzsinks in Japan Proben schon aus der Zeit der Verlegung des Nationalheiligtums, des Sonnentempels von Nara nach Ise, in einer alten Sage unter dem 12. Kaiser, die außerordentlich frühes Auftreten von Verständnis für Schutzlagen beweist (161).

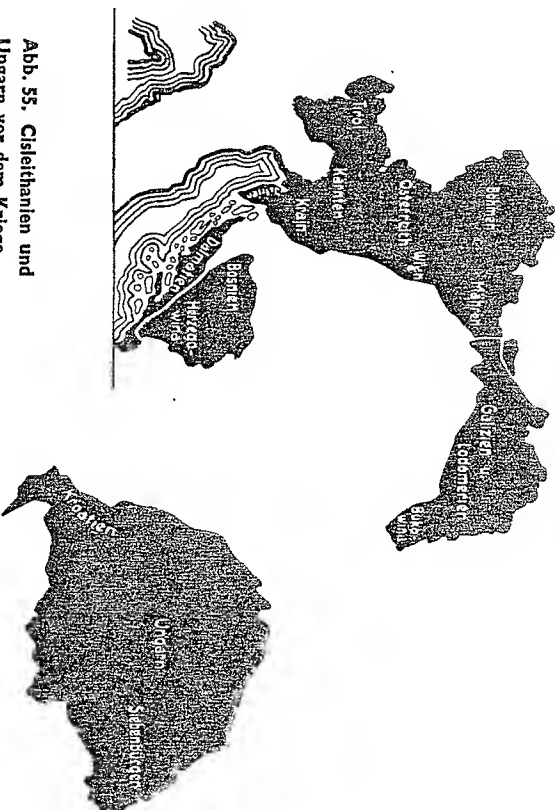


Abb. 55. Cisleithanien und Ungarn vor dem Kriege

Auch quantitative Vorarbeit muß also immer unwägbare Werte (Impponderabilien) mit in Betracht ziehen, kann nützlich der Werturteile nicht entraten. Hier liegt eine der schwierigsten Aufgaben der Geographie, und diese Seite scheint mir bei Wagner nicht genügend gewürdigt, der das Rechnerische zu sehr betont. „Es bleibt ein Rest, der nicht aufgeht“, meint R. Kjellén mit Recht.

Wir müssen aber den Finger auf diese Wunde legen, weil hier ein deutscher Nationalfehler offenbar wird, der sich verhängnisvoll durch unsere ganze Geschichte zieht, auch in Zeiten scheinbarer Höhepunkte unserer Machtstellung als Nation. Man braucht nur neben dieses aus vielen herausgegriffene Beispiel für Grenzsinkt aus der japanischen Geschichte etwa als Gegenstück aus der deutschen Karls V. Äußerung zu stellen: „Wenn gleichzeitig der Türke vor Wien stünde und der Franzose vor Straßburg, würde ich mich keinen Augenblick besinnen, Straßburg zu Hilfe zu eilen“ (womit der weltumspannend denkende Kai-

ser für die Gefährdung deutschen Volkstods sicher recht hatte), und dagegen die dummen Trutzgesänge der Deutschen Libertät zu halten: „Die Metz und die Magd haben dem Kaiser den Tanz versagt...“ Als ob nicht der Fehlschlag vor Metz der Ausgangspunkt des Zusammenbruchs der deutschen Westgrenze gewesen wäre! Nicht besser war Jahrhundert später das Verhalten des Deutschen Reichstags, z. B. mit seiner verständnislosen und wütelosen Auffassung in der Zabern-Frage kurz vor dem Kriege, und anderes mehr.

Die deutsche Geschichte ist eben durchwoben mit überwiegenden Instinktslogiken dieser Art. F. Eudres hat sich einmal die Mühe genommen, aus römischen Schriftstücken die frühgeschichtlichen Belege dafür (162) zusammenzustellen. Es ist erschütternd, sie mit der Art zu vergleichen, wie die japanische Geschichte geradezu getragen ist von Instinkthandlungen zum Schutze der Lebensform in ihren Grenzen, denn auch die Verlegung der Hauptstadt von Nara nach Kioto schon 794 ist eine solche, das Vorgehen in Korea von 1874 bis 1909, das Handeln auf Bonin-Inseln, Rin-Kiu, Formosa und vieles andere.

Darum haust jetzt die japanische Weltmacht — trotzdem sie von ihrem gleichzeitigen Aufblühen mit unserm zweiten Reich bis heute die gleichen Gefahren lief — ungehindert zwischen ihren Nationalhegemonen in ihrem natürlichen, durch Außenwerke wirkungsvoll geschützten Erdraum. Und wie ist es uns ergangen?

Straburger Münster, Reichsader von St. Trophime in Arles, Danziger Marienkirche, Posener Kaiserschloß, Schloß Tirol, Vogelweidhof, St. Vei in Prag und der Karstein, in dem einmal die Reichsmünzen lagen, das Marchfeld und Preßburg, Kronstadt, Auersperg, Rumkelstein, Liebenberg, Gerhards-Mer, Hohenkönigsburg, Murbach (typische Aristokratengründung), aber auch Gayler von Kayserbergs Predigerkirche, das Sandwirtsbaus im Passaier und die Mahr, Marburg und das der Volksherrschaft frohe Gent mit seinen urdeutschen Glockensprüchen (163): das sind doch lauter verlorene Marksteine und zum Teil Heiligtümer unserer Volksgeschichte!

Nur wenn wir also die quantitative Vorarbeit durchgeistigen und die Prüfung des Werdegangs vergleichend vornehmen, dann werden wir genügende Unterlagen für eine qualitative Typisierung nach der kulturgeographischen, politischen und wirtschaftsgeographischen peripherischen Funktion vornehmen können und damit allerdings eine wertvolle Grundlage für aufbauende Arbeit gelegt haben. J. Solch (164), namentlich in seiner Auffassung der natürlichen Grenzen in der wissenschaftlichen Geographie, und C. B. Fawcett (165) in seinen „Frontiers“, mit seiner strengen Scheidung von Frontier und Boundary, seiner Auffassung der Funktionen des Frontier-Begriffs und seiner Anschauung über dessen Evolution scheinen mir in dieser Richtung die Schritte über Ratzel und Sieger hinaus am meisten bewußt und folgerichtig zu haben.

Eine solche Typisierung, Scheidung in Gruppen und Reihen, könnte vielleicht nach den folgenden politisch-geographischen Gesichtspunkten vorgenommen wer-

den, die aber natürlich nur einen Ordnungsvorschlag unter vielen möglichen zeigen können.

Man könnte eine erste Gruppe (I) bilden aus deutlich vorschreitenden, zum Greitorgan gewordenen, wehrgeographischen Angriffsgrenzen. Wachstums- spitzen, Verkehrsköpfe, wie sie Ratzel in den „Gesetzen des räumlichen Wachstums der Staaten“ so prachtvoll schildert, sind kennzeichnend für das ausgreifende Leben einer solchen Grenze: Hongkong mit Kowloon im Verhältnis zu Südchina, Peshawar und Quetta im Verhältnis zu Ost-Iran; die Rio-Grande-Grenze wird von Mexiko so empfunden; Straßburg vom heutigen Donatschindl.

Die hochorganisierte, wehrwehrordnungen, jederzeit zum Vorschreiten entwickelte Grenze (II) schließt sich an. Man könnte sie wehrgeographisch Lauergränze nennen. Wie weit war die westmächliche Grenze, die russische mit ihrem nach rein strategischen Erwägungen aus französischen Geldern ausgebauten Eisenbahnnetz vor 1914 als solche zu betrachten, gerade mit solchen Feinheiten, wie der wehrgeographischen Falle der „trouée de Charnes“ (166) und dem polnischen Bahnnetz? Ist sie so gesehen worden, als der deutsche Generalstab noch an der Möglichkeit eines russischen Ausweichens nach dem Innern unter Preisgabe dieser ganzen Grenzorganisation festhielt, als sein innerer Heerflügel nach der Schlacht in Lothringen auf Epinal und auf die trouée de Charnes losrannte?

Eine mittlere, dritte Stufe (III) wäre dann die Gleichgewichtsgrenze, die beiderseits gleich instinktsichere oder gleich bewußte Lebensformen zugleich scheidet und verbindet, eine der dauerhaftesten, nur im beiderseitigen Einverständnis zu schaffenden Grenzlebensformen. Zuweilen ist ihre beiderseitige Sicherung durch kondominantenartige Zustände ein Dauersymptom, wie es geraume Zeit bei Luxemburg und Moresnet scheinen konnte, namentlich solange Luxemburg in niederländischen Händen war, wie es etwa eine mit großzügiger Autonomie ausgestattete Grenzlandschaft im Elsaß, im Südtirol werden könnte, wenn ... man jenseits seinen Vorteil verstünde. Betrachtet die Achse Rom—Berlin die Alpen-grenze so?

Ein vierter Typ wäre dann die Schutzgrenze im Abwehrstande. Sie zeigt oft starke, mit großen Mitteln aufgerichtete Verteidigungsanlagen beiderseits, eine gewisse Neigung zur Förderung verkehrsförderlicher Züge und von Schutzzonen. Dem kundigen Auge ist die wehrtechnisch hochentwickelte Abwehrgränze von der Lauergränze sehr leicht zu unterscheiden. Im einen Fall liegt der Schwerpunkt auf wohl durchgebauten Dauerabwehranlagen: Festungen können nicht marschieren! Gerade die Oberflächensicherung z. B. war ein deutliches Symptom des Nichtangreifens an dieser Stelle von deutscher Seite. Sie konnte also Basel weit eher beruhigen als aufregen. Vorgeschobene Rampen, Verkehrsvorrichtungen, bereitliegende Eisenbahnstrecken (wie in Peshawar, Merw, Quetta) und bereits auf fremde Ströme abgepaßte Brücken sind Zeichen des Vortragens wolle einer

Grenzel Englands Kananlagen in Zeebrügge (Belgien) und Esbjerg (Dänemark), vorbereitete Landungsgelegenheiten, Brückenköpfe, Entfestigungszwang bei Nachbarn wie am deutschen Rhein sind unzweideutige Anzeichen, daß es sich nicht nur um Schutz und Sicherheit handelt.

Der fünfte Typ ist endlich die Zersetzungs-grenze, die entwurde, der Durchdringung, der Untervandierung preisgegebene, in die fremde Wachstums-spitzen und Verkehrsköpfe eindringen. Zwischengebiete mit labilem Bevölkerungs-

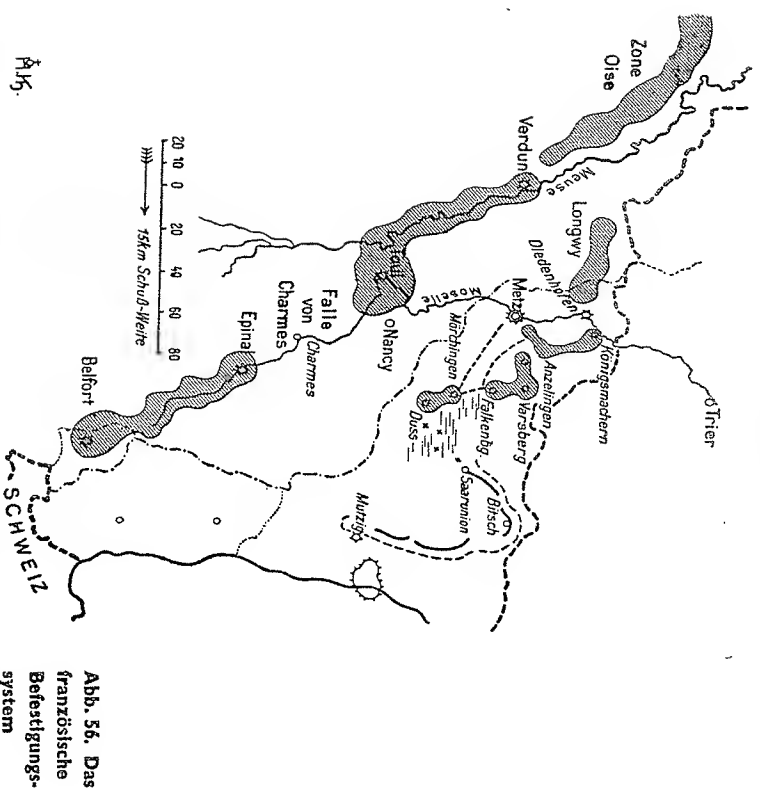


Abb. 56. Das französische Befestigungssystem

zustand, kleinräumige Entgliederung (Desorganisation) machen sie kennlich. Sie wird eben ihrerseits von stärkeren, wachsenden Lebensformen aus durch Verkehrs-köpfe und Wachstums-spitzen angegriffen, durch Bearbeitung des Seelenzu-standes ihrer Bewohner zersetzt.

Verkehrsaggressive und verkehrsdefensive Einrichtungen, bei gleicher Dichte des Verkehrsnetzes (Eisenbahndichte) sind leicht zu unterscheiden.

Ein weiterer Typ, der sich aber wohl mehr wie eine Unterform des dritten, als eine Spielart der Gleichgewichtsgrenze betrachten läßt, ist die der anökumen-sehen sich nähernde, apathische Grenze.

Grenzen sind sicher um so besser, je mehr Rohstoff- und Lebensgebiete sie

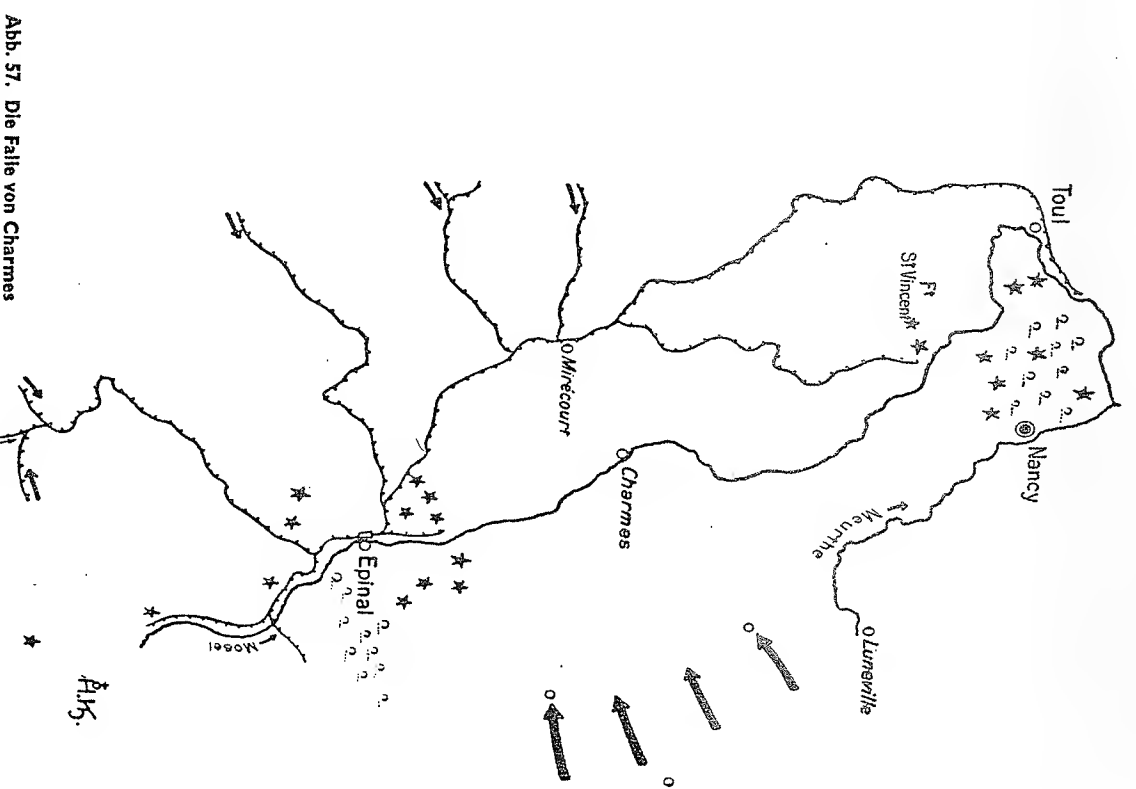


Abb. 57. Die Falle von Charnes

gleichzeitig einsäumen, und so hat die apathische, die Trägheitsgrenze, die zum Grenzverkehr so gut wie gar nicht reizende, lockende Grenze Aussicht, lange unverändert liegenzubleiben. Auf der andern Seite besteht natürlich erhöhte Gefahr, wo Reize auf der Erdoberfläche und gleichzeitig unter ihr, von durchziehenden Flözen (Salz, Kali, Kohle, Erze) ausgeht werden. Geradezu abenteuerliche Grenzverhältnisse können so entstehen: Gänge, die Lager verbin-

den (Berthesgaden-Italien), Stellen, die wehrtechnisch abgeschlossen werden müssen, wie zwischen den Kaligruben im Oberelsaß nördlich Mülhausen; und hier sind natürlich Steigerungen nach der Größe beliebig erfaßbar (Kallager zwischen Mülhausen und Baden, Becken von Brie, oberelsaßische Kohle, Goldlager am Amur). Wie stark steht solchen Reizverhältnissen gegenüber die Scheidekraft der meridionalen Stromfurchen zwischen China und Indien, etwa im Gegensatz zu den heute schon nicht mehr scheidenden afghanischen Grenzgebirgen. Wo Geologie, Morphologie, Klima, Biographie grenzensetzend zusammenwirken, haben wir eben die besten Grenzen; die allerbeste immer da, wo der Mensch nicht hin kommt, an der Anökumene!

Die tonische, die Reizgrenze, übermäßig durchblutet, leicht erregt und erregbar, der apathischen oder erstarrten, blutarmen, der Träggestaltungsgrenze gegenüberzustellen, wird ebenfalls vielleicht zu fruchtbaren anthropogeographischen Schlüssen führen können.

Tonische Reizgrenzen weisen, ob aktiv oder passiv, in Beziehung zur einen oder anderen Lebensform ähnliche Zustände auf. Sie zeigen anthropogeographisch erhöhte Verkehrszufuhr, jähren Druckwechsel, ein flüssigeres Verhältnis der Bevölkerung zu Grund und Boden, frühere Abkehr, als ihr Hinterland, von Naturalwirtschaft, von Autarkie zu reiner Geldwirtschaft oder zu Monokulturständen, frühere soziologische Differenzierung, Arbeitsteilung, aber auch Entartung, schnellere und gründlichere Rassenmischung, auch für Tierwelt und Wirtschaftspflanzen, für deren Weiterverteilung dann Freihafengebiete, Freihafenzonen, Übergangshäfen, Wachstumsspitzen aller Art, Verkehrsköpfe, Hafenkolonien [wie in China z. B. (167)], Internationale Kolonien (Schantai-Settlement) weiterhin sorgen. Sie bilden oft wieder beinahe selbständige Verkehrsnetze, wahre Verteilungszentralen und Unterzentralen, an denen wohl auch ein Zellsystem (nach Art des holzschweisichen) mit Vorteil anzuhaken pflegt (168).

Die geographischen Erscheinungen sind dabei verwandt, ob es sich um Anlagen am Meer handelt (Danzig, Hongkong, Singapur), an Seen und Flüssen (Lindau, Konstanz, Innsbrücke, Salzburg), in Päßlagen des Gebirges (Partenkirchen, Claeven-Purts), in Randlagen an Gebirgszonen (Peshawar, Verona, Belluno, Götz), an Durchbrüchen von Waldzonen (Moskau), Sumpfübergängen (persische Handelsorte des Salzsteinandes (169), Bikanir, Jaipur).

Es ist überall der hemmungslosere, gesteigerte Lebensvorgang, der sich auch kulturgeographisch auswirkt durch überreiche Mischung, Resorption und Weiterverteilung ortsfester Bau- und Warenmuster und Kulturleitmotive (griechischer Spiegel in der Gandharakultur, Turfanfunde, angloindischer Kolonialstil, neokatalonischer Baustil), Anthropogeographische, mit vielen Runen überdeckte Grenzsteine von Völkern und Kulturen sind natürlich, wenn man sich bei der Deutung einmal zum Auseinanderweichen entschlossen hat, besonders aufschlußreich an räumlich zusammengefaßten, gut übersehbaren Stellen: Gwalior, Ankor-

valh, Peking und Mukden, Anuradhapura, Moskau besonders im Kreml, aber auch Wien und München.

Vielfach findet besonderen Reizpunkten gegenüber durch sehr charakterstarke und gesunde politisch-geographische Lebensformen eine Isolierung statt: so verfuhr Japan gegenüber Deshima und Hirado, China im Falle von Kanton gegenüber Shamen; so ist London-East in England, Wien gegenüber den österreichischen Alpenländern als Filler verächtlich; Reichstädte schufen sich Sondergebiete (Nürnberg-Fürth!), auch bei Staaten erwächst auf solchen Grunde zuweilen das Bestreben, sich Sonderorgane zu bilden. Die Paßstaaten der Alpen: Savoyen, Ur-

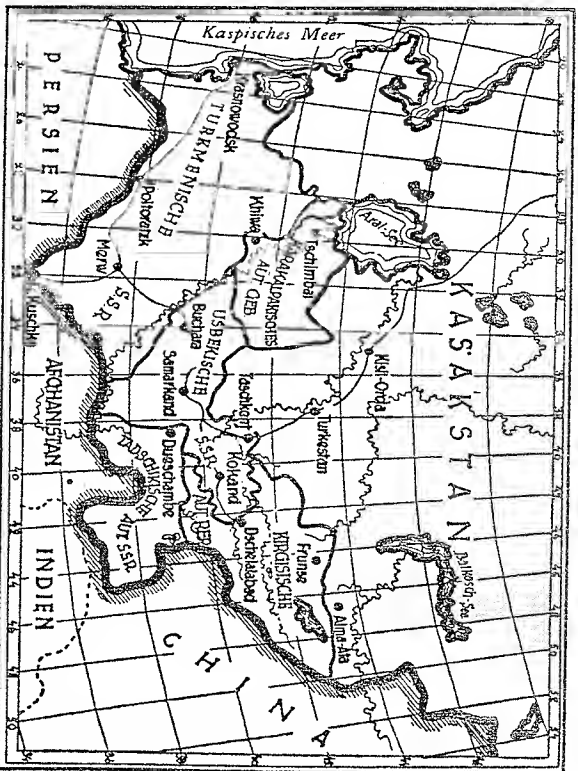


Abb. 58. Reizstaaten der Sowjet-Bünde

kantone, Tirol, die über die Alpen greifenden Herrschaften der großen Bistümer, Salzburgs, Freising's wuchsen auf diesen Grunde.

Ganz andere Bilder zeigt die erstarrte oder erstarrende, die Träggestaltungsgrenze. Sie weist große Unterschiede auf, je nachdem sie aus Träggestaltung von innen her entsteht (Japan zwischen 1636 und 1854, das alternde Venedig), oder als Druckgrenze erstarrt ist, durch Pressung von außen her, durch Abschneuerung oder auch durch eine Gegenwehr gegenüber allen Einwirkungsmöglichkeiten von außen her, die im Innern gegenstrebt, Verdrängungen schaffende Hemmungen des natürlichen Verkehrsanges und Blutlaufs bewirkt. Alle und neue österreichische Grenzen waren reich an solchen Erscheinungen, das Verhältnis zwischen Serbien und Mitteleuropa ist durch ungarische Grenzhemmungen auf diese Weise vergiftet worden.

Eine weitere Möglichkeit bietet sich, wenn wir E. Tenots Unterscheidungen annehmen (170), indem wir zwischen engliederten, nicht anerkannten, vergewaltigten Grenzen (*démembrées*), entspannten und ratione temporum zu ertragenden (*tolérantes*), zu überwallenden und zu verschmerzenden (*neutres*) und natürlichen, als dauernd wünschenswert beiderseits empfundenen (*naturelle*) unterscheiden. In diesem Sinne ist das Deutsche Reich von heute, bis auf wenige Stellen, von „*frontières démembrées*“ umgeben. Als „*neutres*“ würde die schweizerische und niederländische Grenze, als „*naturelle*“ nur die Wasserkante empfunden werden können, aber mindestens mit gleichem Schutzrecht wie bei allen andern, das Meer berührenden, sich selbst bestimmenden Staaten.

Die Formen der Überwallung prüfend, würden wir im weitesten Umfang die Wachstumsvorgänge der Biogeographie und Biologie heranziehen können. Wir sehen, wo Hertriebe brechen, neue Kronenbildungen entstehen, alle Formen der Konzentration der Schutzhillbildung sich entwickeln, wir sehen aber auch die Gefahr hypertrophischer Entwicklungen und erkennen, daß Lebensformen immer besser tun, sich auf Sturm, Gefahr und Unsicherheit einzustellen als auf große und dauernde Wettergunst. „*Hi yori mi to*“, Schönwetterparteien, nannte man in Japan politische Bildungen, die sich bei ungünstigen Witterungseinscheinungen auflösten und versagten. Viele Erscheinungen im Staatsleben wurden zu wenig daraufhin geprüft, wie sturmfest sie werden konnten, namentlich an den Außenposten. Wie spät ist der Sinn der Bayerischen Ostmark erkannt worden!

Stärke und Homogenität der Innenstruktur drücken sich natürlich auch an den Grenzen, den Außenzellen aus, ebenso wie Verwachsungen, Bruchlinien, Narbengewebe in der Grenzbildung und Grenzfestigkeit offenbar werden.

Eine durchaus berechnigte Analogie ist es auch, wenn wir an Grenzbildungen — sie auf den Kontrast zwischen äußerem Glanz und innerer Haltbarkeit prüfend —, an Grenztypen mit den Vorstellungen der Kontaktmetamorphose und ihren farbenreichen, interessanten, aber weniger haltbaren Gesteinen heran treten, also auch eine kulturgeographische, politische und wirtschaftliche Kontaktmetamorphose in den Grenzscheinungen der Menschen anerkennen.

Eine Scheidung nach Grenzleistungen der Kultur, Macht und Wirtschaft, die wir überall mit Nutzen vornehmen, erleichtert uns die Einreihung der Einzelerscheinungen und das notwendige Erkennen brüchiger, zersetzungsreifer Gefährstellen, denen gegenüber wir in Mitteleuropa viel zu arglos waren (171).

XVI

DIE WASSERLAUFGRENZE

Wasserlaufgrenze oder Wasserscheidengrenze in ihrem Gegensatz, die Entscheidung zwischen beiden — denn zum Grundsatz erhoben, sind sie unausgleichbar und unversöhnlich — in ihrer völkerpsychologischen und völkerechtlichen Bevorzugung, Geltung und Wertung haben der Menschheit wohl am meisten Blut und Kopfzerbrechen unter allen von Natur und Kunst bevorzugten Grenztypen gekostet. Nur sehr angrißlustig und übergreifische Lebensformen, wie Frankreich und das dritte Italien, haben es fertiggebracht, bald die eine, bald die andere als einzig berechnigte Scheide natürlicher Einheitsräume auszuspielen, je nachdem sie mit ihrer Hilfe benachbarten Staaten und Völkern Landfetzen abreißen, ablisteten oder durch Torheit der Angrenzender abgewinnen wollten. Sie bedienten sich bald der Lehre von der „natürlichen Strombarriere“, bald der „*Théorie des crêtes*“, und wenn man ihnen Unfolgerichtigkeit nachweist, heißt es gegenüber dem Schwächeren: Ja, Bauer, das ist etwas anderes! (*Claustra provinciae*.)

Ein solcher Gegensatz hat wohl das Recht, als erster unter den einzelnen marksetzenden geographischen Erscheinungen im Anlitz der Erde gewürdigt zu werden. Gehen wir auf den Kern des Problems der Wasserlauf-, der Fluß- oder Strongrenze los, die weltweit eine solche Rolle spielt, an Rhein, Donau und Hwangho und Amur, Lorenzo und Rio Grande, so liegt er wohl darin, ob die Völker und ihre Grenzkämpfer die Scheidekraft oder die Lebenseinheit des Stromes in den Vordergrund stellen. Diese Frage aber greift viel tiefer in die Volksseelenbildung, die geschichtlichen Erfahrungen einer Rasse und Einwirkung des Lebensraumes ein, der sie im wesentlichen erzog, als nach dem Wechsel geschichtlicher Erfahrung und politischer Verlagerung in den Wohnreichen Landschaften, das Festhalten an der früher erfahrenen Scheidekraft, nicht nur des Stromes selbst, sondern auch seiner Auen, Galeriewälder, Schutzflächen, dem Primitiven der Flußgrenze, spielt hier stark herein. (Vgl. hierzu Abb. 61.)

Denn die Wasseraufgrenze hat ja auch einen bedeutsamen wirtschaftsgeographischen Wandel erfahren. Dem Jäger und Hirten war des Rinnals Bedeutung als Tränke mit freiem Zutritt (Wasserrieden sogar der Tierwelt in Durst- oder Flugfahrlagen) in erster Linie gestanden, dem Ackerbauer namentlich am Steppengründe die Berieselung (172). Später erst schob sich die Verkehrsbedeutung in den Vordergrund, in viel jüngerer Zeit die Frage der Kraftgewinnung, die in einem Zeitalter, in dem viel Verkehr von den Stromstrecken abflutete und den Eisenstraßen zufließ, oft so sehr in den Vordergrund treten konnte, daß man die alten Fahrrechte, Fischpässe, Floßennnen, kurz die ganze Freiheit der Ströme in den Hintergrund gleiten ließ, nur um das Höchstmäß an Kraft herauszuholen (Isarwerke, Innkraft, Oberrheinsbau).

Man kann so weit gehen, Kräfteströme und Verkehrsströme zu unterscheiden, z. B. Indus, Salween und Irrawaddy mehr den letzteren einzureihen. An Strömen, wie der Rhein, lassen sich auch bei seiner politischen Wirkung Kräfteströme von Verkehrsströmen unterscheiden; die Umschlagspunkte zwischen beiden, wie Basel, Straßburg, gewinnen hervorragende Bedeutung, weil sich an ihnen Möglichkeiten gesteigerter Handelsbedeutung und Industrialisierung die Hand reichen. Welche Verschiebungen haben sich z. B. auf der Strecke Basel—Mannheim vollzogen! So erfährt die Grenzscheidkraft der Flüsse eine beständige Umwertung, und zwar offensichtlich in dem Sinne, daß mit der vorwärtsschreitenden Regelung des Laufes die Scheidkraft, das Trennende zurückgleitet, das Verbindende, die Lebensnheit eines großen Stromals in den Vordergrund tritt. (Abb. 60, S. 153.)

Aber innerhalb dieses allgemein gültigen Gesetzes, das sich z. B. in der Rheinfrage zu deutschen Gunsten auswirkt, an anderen Stellen zur Gefahr wird, wie an der Weichsel, stehen wir — entsprechend der wechselvollen geographischen Erschöpfung der Wasserläufe, der Flüsse, der Ströme — natürlich vor einer verwirrenden Fülle von Einzelercheinungen. Wir sprechen von alten und jungen Flüssen oder Strömen. Wir sehen sie allein nach dieser Eigenschaft beim Schaffen von Grenzen ganz verschieden verfahren: mäandrierend, Schleifen, Arme, Inseln mit Anwäldungen, Altwasser, Geröllbänke bildend, mit breiten, aber unter Kulturwirkung rasch zurückgehenden verkehrsfreundlichen Gürteln und Zonen, oder Einrisse, Schluchten, scharfe Ränder ausstufend, bei verwandten geologischen Kräften sogar ganze Klammernzonen (173). Wechselnde Wasserfülle, an einzelnen Strömen genau verfolgbare, periodisch (Nilschwellen), an anderen jäh wechselnd und unberechenbar (Schwellhöhen des Yangtse, der meridionalen Stromfurchen) (174) mit Unterschieden von 20 und 30 Metern, Abkommen der südwestafrikanischen Ströme, des Orange, macht die Übergangsmöglichkeit in einem Falle zu einer heiklen Aufgabe, im andern zu einer streng geregelten, fast rituellen Zermönung.

Neben Strömen, die sich fast zum Fabrikkanal entwickeln, ja neben hoch-

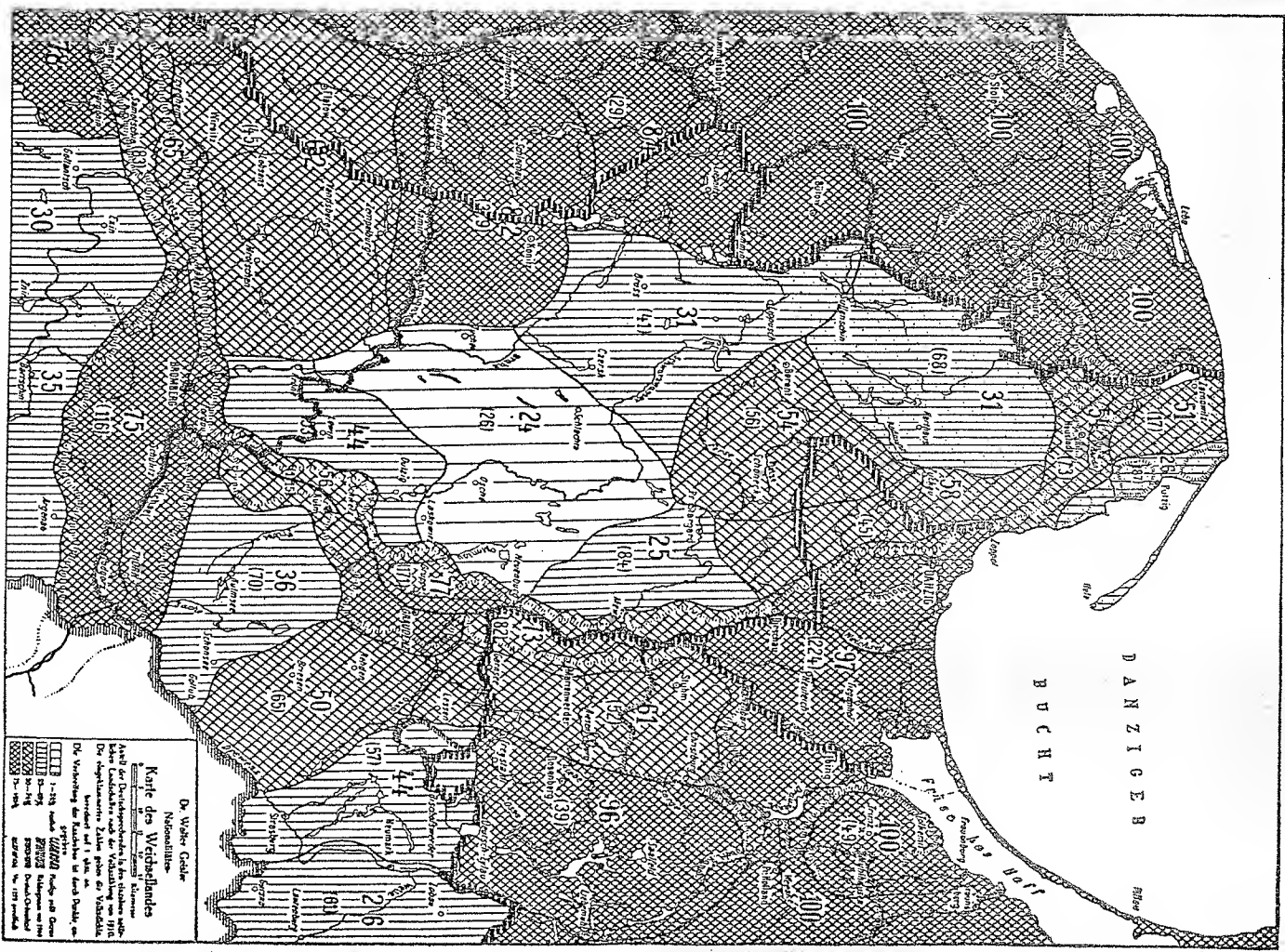


Abb. 59. Volkspolitische Spiegelung räumlicher Dynamik am unteren Weichselland

modernen Kraftanlagen am selben Strom finden wir so ursprüngliche Strecken, wie die des Inn zwischen Rosenheim und Krabburg, neben der mit Olanlagen auf tagelangen Fahrten am Ufer gesessenen Wolga ihren einsamen Sumpfenlauf, im Fernen Osten neben dem Dampfer die Renntierjagd der Koryäken im gestauten Strom.

Schalen wir nun die zuerst erwähnte verschiedene völkerpsychologische Einstellung mit der wechselvollen Erscheinung des Wasserfadens in der natürlichen und kulturveränderten Landschaft zusammen, so wundert uns nicht mehr, daß in dem Problem des Wasserfadens als Scheidelinie, als Grenze eines der feinsten völkerpsychologischen, wie politisch-geographischen „Arcana imperii“ gefunden werden kann.

Noch lange nach der ursprünglichen Siedlung, nach Verdrängung und Wanderung vertritt sich die von dem anfänglich die Rasse erzielenden Boden ihr auf-geprägte Art im Verhältnis zur Wassergrenze. Wasserarme, auf sparsamen Tränken- und Brunnennutrit gestellte Vorderasiaten haben ein geradezu raffiniertes Recht des Zutritts zum belebenden, herdenhaltenden Naß ausgebildet. Fast alle Stammfäden zwischen Mesopotamien und Syrien werden um Brunnen geführt.

Griechische Grenzaufassung folgt in vielen der vorderasiatischen. Die ganze mediterrane Grenzaufbildung ist die eines zunehmend austrocknenden Landes. Wie fein ist u. a. die Wasserunterscheidung der Türk-völker; sie sprechen von „süßen Wassern“, sie unterscheiden jede einzelne Quelle nach ihrem Geschmack.

Auf dem Wege durch die Mittelmeerkultur geht die Auffassung der Wassergrenze in den romanischen Volksinstinkt und die französische Völkerrechtsauf-fassung über. Die Germanen als Söhne wasserreicher Ursiedlungen haben ein grundsätzlich verschiedenes Verhältnis zur Wasserlaufgrenze, mißsaßen sie, neigen zu ihrer Überschreitung. Führende Kulturforscher (Nadler) haben die Franken geradezu ein fließbiges Volk genannt. Ein fließbiges Volk lebt aber auf beiden Ufern. Auch die Monsunländer haben wenig Stromgrenzen, so fein sie die Wasseraufspeicherung auch ausgebildet haben. Sie kennen weit mehr den Stromstaat, den Flußstaat, das Stromsystem auch als politische Einheit (Ganges-landschaft, Perijab, Birma, Siam, Kaschmir). Nun in ihren Grenzlandschaften gegen wasserarme Gebiete (Indus, Penjab) färben diese mit ihren Wasserrechts-vorstellungen ab.

Schon aus dieser durchverfolgbaren Auffassung möchte ich die Theorie einer nördlichen Germanenheimat unterstützen und für wahrscheinlich halten; wie auch vielleicht die Abwanderung der indischen Arier, auch der flußstaabildenden Chinesen unter dem Druck zunehmender Austrocknung eines ursprünglich wasser-reicheren Landes, in Innerasien, entstanden sein mag.

Die Grenzsitten der Germanen sind nicht die sonst von wasserarmen oder gar verdunstenden Landschaften anezogenen, und die Völker verhalten sich darin sehr konstant.

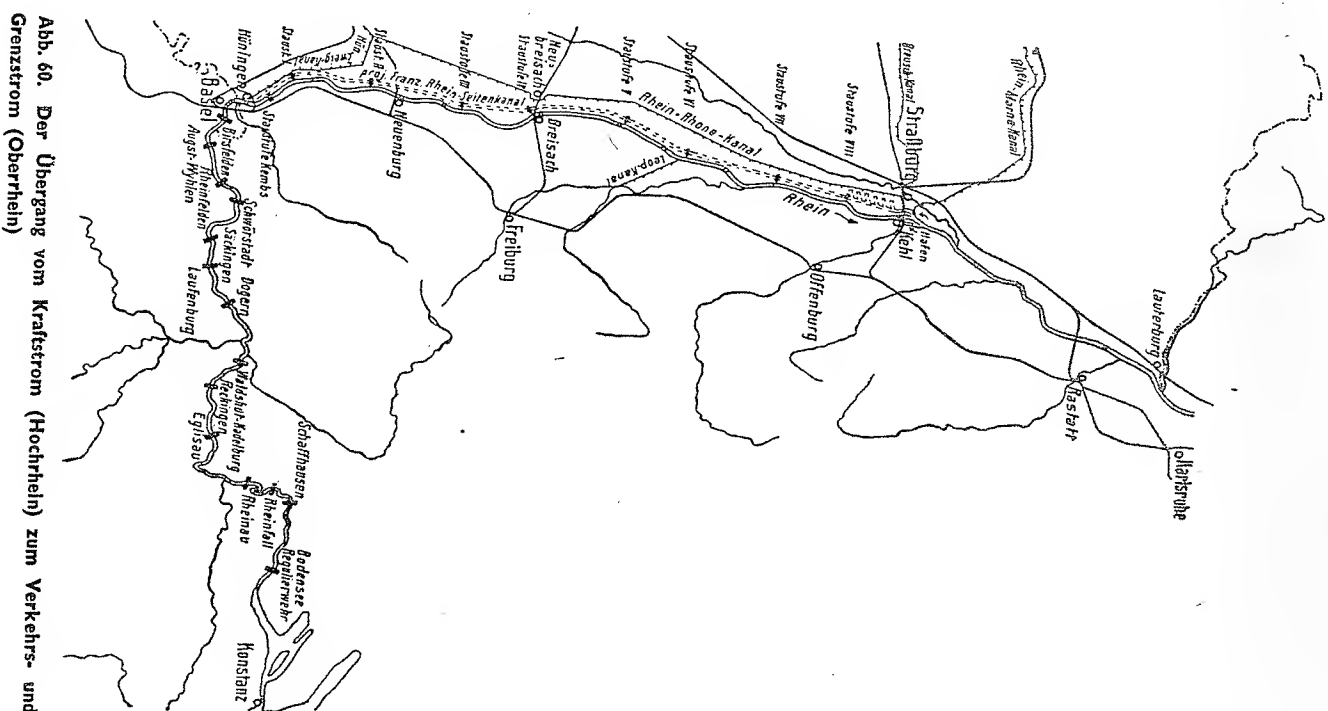


Abb. 60. Der Übergang vom Kraftstrom (Hochrhein) zum Verkehrs- und Grenzstrom (Oberrhein)

Elbe- und Yangtsegrenze, bei Deutschen und Chinesen eine verwandte Rolle spielend, sind vorübergehende Zustände. Stromüberspannende Einheiten als Lebensformen bilden sich bald gerade über die einstige Koloniascheide hinweg, wie auch in Japan im Kwantu.

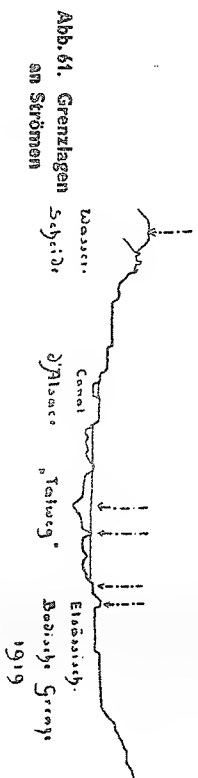
Flüsse, als so berühmte Dauergrenzen, wie Donau als Danubius und Ister und Rhein als Rhenus in römischer Auffassung, wie Rubico, Rhone, Bidassoa, Hays, von denen die Geschichte der Mittelmeerländer voll ist, sind im deutschen Siedlungsgebiet selten. Die Limes-Ledgrenze zwischen Alemannen und Bayern ist — wie verschiedene andere süd-deutsche Einteilungen schon bei Landnahmen — römischer Herkunft. Von Germanen ist sie nur einmal, im Bauernkrieg ernsthaft umkämpft worden. Die „fontana merla“ der Grabhünder ist ebenfalls romanischer Art.

Eine gewisse naturbedingte Benachteiligung, kraft des Gesetzes der Verlegung von Stromlinien entgegengesetzt der Erdumdrehung, findet ja bei nordöstlicher oder südöstlicher Stromrichtung zum Schaden des östlichen Anliegers statt.

Auf so geschaffenen Grundlagen erfaßt man erst die geschichtliche Entwicklung einer bekannten Stromgrenze, wie der des Rheines, von einer bequemen, leicht bezeichnetbaren und feststellbaren, wenn auch im Laufe wechselnden „primitiven“ Scheideline (dem römischen Ideal, aus dem heraus Caesar und seine Nachfolger Rhein- und Donaugrenze des Römerreiches schufen) hinweg zur Einheitsvorstellung des Stromsystems als eines Ganzen, als einer einheitlichen, untrennbaren Lebensform, die wir als eine vorwiegend germanische bezeichnen und beweisen können. Überall sehen wir innerhalb des deutschen Volks- und Kulturbodens die Stammes-, Kultur-, Bistumsgrenzen senkrecht über die Ströme weglaufen: die friesch-rheinfränkische, die fränkisch-alemannische, die bayrisch-schwäbische (über die Donau). (Vgl. Abb. 24, S. 74.)

Aus dieser germanischen Auffassung heraus entwickelt sich folgerichtig die weitere — wenn schon die natürliche Einheit eines Stromsystems durch Gewalt in einer Form zerrissen wird, die germanisches Landschaftsgefühl nie gefühlsmäßig anerkennt —, daß eine solche Trennung dann nur „gerecht“, also gleichläufig mit der Haupttalwucht des Wasserfadens, Baches, Flusses, Stromes, des „Talwegs“ eingemeißelt halbar geschaffen werden kann. Es können aber von der Gesamterscheinung eines Stromes sehr verschiedene seiner Teilerscheinungen grenzbildend verwendet werden: die Stromrinne; der auch im romanischen Sprachgebiet übernommene „Talweg“; es können einseitige Ufergrenzen, Dammgrenzen (wie an der Weichsel) gezogen werden, solche, die, wie am Oberrhein, wenigstens den Stromzutritt gestalten, wenn auch kein Recht an seiner Verthauung, seinen Brücken, oder solche, die, wie an der Weichsel, den festgelegten Stromzutritt zu Hohn und Spott machen (Skizze: 61, Grenzlage an Strömen), so daß die Dämme auf der Gegenseite, die Zufahrtstraßen, Landegelegenheiten einseitiges Eigentum eines Nutznießers bleiben. (Fall Kurzbrack! Ausschießung Ostpreußens von der

Weichsel, nur nicht von der Überschwemmungsgefahr; Werder.) Auch durch Wasserentführung, einseitige Kraftableitung, Baurecht einseitiger, aus dem Strom gespeister Kanäle, wie des Canal d'Alsace, kann eine Stromgrenze zur ständig blutenden Wunde eines Volkskörpers gemacht werden.



In solchem Lichte sieht Deutschland die Rheinfrage und ihre geopolitische Tragweite oder müße sie wenigstens so sehen (175). Analogien dazu finden sich, wie wir einleitend bemerkten, an der Yalu- und Tjumenengrenze des japanischen Reiches in Korea gegen die freilich im Süden von einem Netz japanischer Wirtschaft überzogene Mandchurie, am Amur zwischen dieser und Sowjetbünden, an der „mit Gefahr für den Weltfrieden“ geladenen Rio-Grande-Grenze (176) zwischen dem angelsächsischen und spanischen Amerika. Diese Gefahren steigern sich, weil in allen diesen Fällen Probleme der Grenzerährung durch Fluß- und Eisenbahnsymbiose, durch mehr oder weniger geschützte Begeleithahnen in entsprechendem Abstand vom scheidenden Strom, wichtiger — ihm in seiner Eigenschaft gleichlaufender — Kraftleitungen (Kraftversorgung Badens am Rhein entlang) mit den Fragen der reinen Stromgrenze verwickelt sind.

Ein lebendiger Widerspruch gegen die Stromgrenze als Norm sind die vielen Flußstaaten (Ratzels polamische Bildungen), die sich um gepflegte, aber auch ungepflegte und vernachlässigte Tiefenlandströme herumgehaust haben, wie einst um Nil, Hwangho und Indus- (Punjabstaaten) und heute der Weichselstaat Polen, dem man Quell- und Mündungsstrecke sichern zu müssen meinte, bis zur schroffen Ungerechtigkeit gegen die Arbeit jener, die allein den Strom wirklich gebändigt hatten (Werderkultur, Eindämmung gegenüber dem kongreßpolnischen Weichselzustand) (177).

Eine weitere Schwierigkeit erwächst für die Gültigkeit der Stromgrenze daraus, daß gerade Ströme von der Eigenart des Hwangho, des Indus, der Weichsel oder des Tigris in jenen Zeiträumen staatlicher Unsicherheit, in denen sie ihre Scheidekraft erst recht erweisen sollten, durch Betverlegungen und Laufabbrüche infolge mangelhafter Strombaupflege häufig versagen. So quitiert der Hwangho eigentlich jede Periode staatlicher Unordnung in China mit zerstörenden Ausbrüchen und Laufverlegungen (178), wie auch die Weichsel, der Indus und die hinterindischen Ströme.

Ganz besondere, vergleichbare geographische Erscheinungen mit vergleichbaren

geopolitischen Folgerungen sind die Stufenlandschaften der Donau und des Yangtse. Beide sind in erster Linie Verkehrsströme, haben aber dennoch klare, für die Staatsbildung wichtige Gefällstufen, mit einigen zur geschlossenen politischen Bildung geradezu einladenden Beckenformen und Vermittlungsgauen (179).

Freilich verriät eine genaue Prüfung der staatenbildenden Eigenschaften der Donau (180) die innere biogeographische Unwahrscheinlichkeit gewisser, viel behaupteter Grundlagen der Donaumonarchie, deren Anerkennung zur Legende gestempelt worden war. Aber der unvereinbare Gegensatz in Staatsrecht und Rechtsphilosophie zwischen Fluß- und Wasserscheidengrenze läßt sich vielleicht an dem ganzen Dreistromproblem Deutschlands, wie es R. Kjellen gezeichnet hat (181), schlagend erweisen.

Ein Zwischenstromland in „Zwischeneuropa“, das im Kleinen in zweitausendfähriger Geschichte die Schicksale des klassischen Zwischenstromlandes Mesopotamien (182) durch das Ringen um seine Stromgrenzen widerspiegelt, ist Bessarabien (183).

Hier ist die zweifelhafte Ehre, nächst dem Dreistromproblem Innereuropas mit Rhein, Donau und Weichsel und dem ausgeschalteten Isonzo die meistbesprochene Wassergrenze Europas zwischen Pruth und Dnjestr zu bilden, einem von ganz heterogenen Bevölkerungen besiedelten Landstreifen von rund 45 000 qkm zugefallen. An der schmälsten Stelle nähern sich die zwei schicksalbestimmenden Grenzflüsse auf 22 km, die Landgrenze gegen die z. Zt. im selben Reichverband lebende Bukowina beträgt 55,5 km, die Entfernung der geographischen Breite des Machtschwerpunkts Kischinew (Chisinau) 77 km, die weiteste Spannung an den Strommündungen in die Donau und die Liniankiste 198 km.

Man sieht ein in stärkster Weise durch die Eigenart zweier viel umkämpfter Stromgrenzen bestimmtes Land; und der an sich wohl dem Verkehr diensbar zu machende, wenigstens früher auf kleinen Strecken mit flachen Dampfern zu befahrende, wenigwundene Dnjestr ist heute durch seine aufgebühlte Grenzengenschaft ein in seinem Verkehrs- und Kraftwert völlig gelähmter Fluß. Er ist jetzt nur eine ausgezeichnete Stütze für den Schmuggel zwischen den verschiedenen Wirtschaftssystemen der Sowjets und des kapitalistischen Rumänien und ein Schauplatz politischer Umtriebe, ein Unruheherd nicht nur Europas, sondern der Welt — zumal Japan und selbstverständlich die Sowjets die Dnjestrgrenze sehr zögernd anerkannt haben und es mehr als zweifelhaft ist, wer sich wirklich für sie einsetzen würde.

Die ganze Geschichte Bessarabiens — von Ullrich ausgezeichnet in ihrem unlöslichen Zusammenhang mit den geopolitischen Daseinsbedingungen des schmalen Landstreifens aufgezeigt — ist eine große Anlage gegen die Naturwidrigkeit und Unmöglichkeit der Stromgrenze, die Zerreißung von einheitlichen Lebensgebieten, die um so schlimmer auf den Anliegern lastet, je mehr sich Kulturlandschaft an den Ufern entwickelt hat oder entwickeln möchte, je mehr sich einheitliche Be-

völkerungsschichten und Rassen längst über die Ströme weggeschoben haben und nur ortsfremde Mischgegensätze an ihren Ufern bestehen.

Hie Wasseraufgrenze — hie Wasserscheidengrenze!

Wenn man nach „Frontières naturelles“ ruft, muß man die eine oder die andere Form ablehnen oder wenigstens das Naturrecht der einen hervorheben, das der anderen verschleiern. Man kann nicht eine Lebensform nach angeblich gerechten Grundsätzen zerreißen und verstümmeln, an der einen Stelle, wo man es gerade braucht, nach der „Théorie des crêtes“, der Wasserscheidengrenze, wie Tirol am Brenner, wenn man sich dicht daneben, im Pustertal, über diese Theorie hinwegsetzt; man kann nicht mit allem wissenschaftlichen Scharfsinn die Wasserscheidenlinie in Pyrenäen und Seealpen als am besten auf die Dauer natürliche Grenzen bildend herausarbeiten und sie am Vogesenkamm so außer Kraft setzen, daß man sich am Oberthein nicht nur bis an den Strom, nein, über ihn hinweg legt. Daneben fallen in Einzelfällen in den Pyrenäen, an der Garonne, die Wasserscheiden wieder unter den Tisch; und in Siebenbürgen, in den Karpathen, in denen die natürliche Stufenlandschaft der Gane der Carik eine seltene Natureinheit bildet, in denen einst Ungarn (Trobustal) auch über die Wasserscheiden griff, ist ein beständiges Wechselspiel getrieben worden, bei dem die südöstliche Wissenschaft dem jähren politischen Umschwung mit ihren Beweisversuchen kaum mehr nachkam.

Eines aber geht sicher aus der flüchtigsten Betrachtung der Wasseraufgrenze hervor, daß die Wasseraufgrenze immer schlechter wird, je mehr sich der Wasserlauf im Rahmen der Kulturlandschaft entwickelt, je kultivierter er wird. Alle Flußgrenzen der Welt: Rhein, Donau, Weichsel, Pruth und Dnjestr, Indus, Schatt-el-Arab, Amur, Roter Fluß, Rio Grande werden im steigenden Maße Ausgangspunkt politischer Unruhe und Gefährdung, nicht nur für die Anlieger, sondern für alle, für den Frieden der Welt, je höher Verkehrs- und Kraftwert steigen, je untrennbarer die wirtschaftliche Entwicklung beiderseits die Anlieger verbindet, je mehr das lebens- und verkehrsteindliche Antlitz des Stroms vor seinen kraftpendenden und verkehrsfreundlichen Zügen zurücktritt (184).

XVII

DIE HÖHENFORM: DER LANDAUFRISS UND DIE WASSERSCHIED ALS GRENZE

(HYDROGRAPHISCH-MORPHOLOGISCHE GRENZFÜHRUNG)

Höhenformen, Erscheinungen des Landaufbaues, besonders, wenn sie zugleich Wasserscheiden sind, wirken als marksetzend am besten, je lebensfeindlicher, je verkehrshemmender sie sich erweisen. Klammerregionen, Sumpfgürtel, die den zutage tretenden Grundwasserspiegel verraten, wie das „Terai“, das Sumpfland des Himalaya, können viel wirksamer scheiden als die Hochkämme der Gebirge selbst, über die wegsame Paßregionen hinüberleiten, die von Weidereichen berggewohnter Nomaden oder Halbnomaden überschritten werden. An wenigen Stellen zeigt die von den Griechen ersonnene, von den Römern in der spitzfindigsten Weise ausgebaute „Théorie des crêtes“ empfindlicher ihre Lücken als in dem jahrhundertelangen Ringen um Flußgrenzen der glänzendsten romanischen Staatsform, der französischen – die frühzeitig gelernt hatte, Grenztheorien ihrer praktischen Politik dienstbar zu machen –, um Ebro und Rhein. Vom Ebro zurückgedrängt, verzählte sich die Grenzföhrung schließlich in den Pyrenäen. Vom Vogesenabsturz aber drängte sie erfolgreich gegen die deutschen Nachbarn, aber auch gleichzeitig gegen ihre eigene Grenztheorie, über den ganz zum deutschen Kulturboden gehörenden Strom. An sehr wesentlichen Teilen unserer Grenze sind wir Deutsche also Leidtragende einer unvollkommenen Bindung unserer Gegner durch ihre eigenen, sorgfältig ausgebildeten Grenztheorien; und an diesen Stellen können wir sie wenigstens vor dem Forum der öffentlichen Meinung der Welt mit ihren eigenen, wissenschaftlichen Waffen schlagen.

Aber selten finden sich hydrographisch-morphologische Elemente fast ausschließlich vorwiegend im Bau der Lebensformen und der Anlage ihrer Grenzen geschätzt und angewendet. Die außerordentlich widerstandsfähige Innenstruktur des japanischen Stammlandes beruht fast ganz auf einem Wasserscheidenzellenbau; die widerstandsfähigsten Gaue der Schweiz sind einheitliche Tallandschaften innerhalb von Wasserscheiden: Uri (der Reuß), Glarus (der Linth), Wallis (der oberen Rhone); Bern ist im wesentlichen der Staat der Aare. Beckenlandschaften,

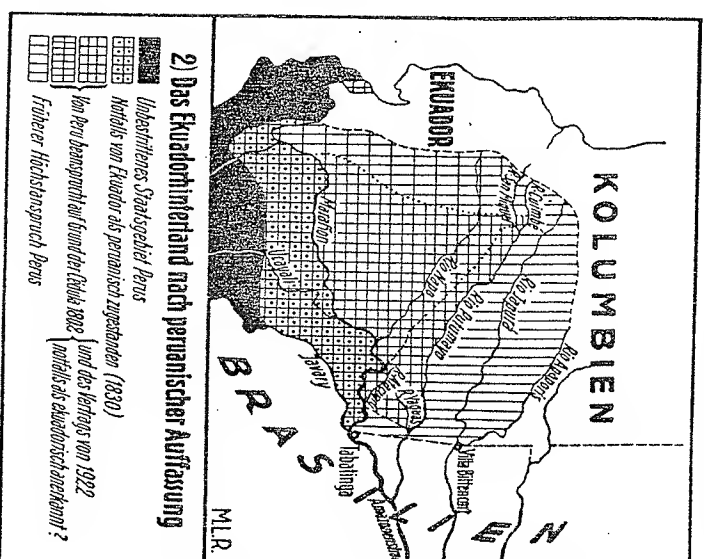
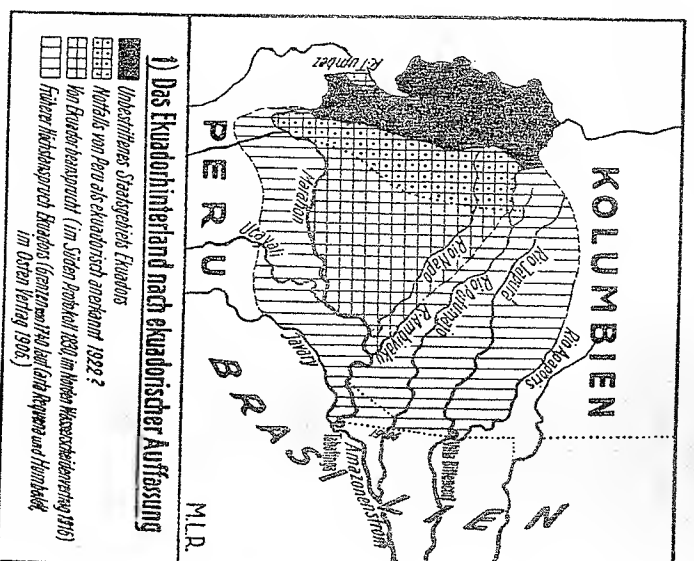


Abb. 62/63. Strom-
Zuritt, Strom-Besitz
und Wasserscheide im
Kampf in Südamerika

wie Fergana, Böhmen, Kaschmir sind besonders feste, einheitlich und eindeutig auf Flusssysteme und Wasserscheidengrenzen begründete, meist mit einem einzigen tief eingeschnittenen Ausgang versehene politische Bildungen.

Aber selbst bei ihrer Begrenzung treten die wasserscheidenden Großformen, die wasserformten Kleinformen sehr wechsell auf. Reine Wasserscheiden, zugleich als langhin trennende Gebirgszüge sind selten; einige der landläufigsten Gebirgsgrenzen sind in Wahrheit keine Wasserscheiden, sondern durchbrochen von so gewaltigen Wasserrinnen, wie das Himalayagebirge durch die Ströme von Nepal, Indus und Brahmaputra, der Chinggan durch den Amur, die Karpaten durch den Alt.

Gebirge, Bergzüge, Hochlandformen, aufgehogene Plateauwälder einerseits, Schluchten, Talengen, Riegel, Umlaufberge andererseits wirken außerordentlich vielfältig grenzsetzend; welche mannigfaltigen Bilder zeigte z. B. der vielgewun-

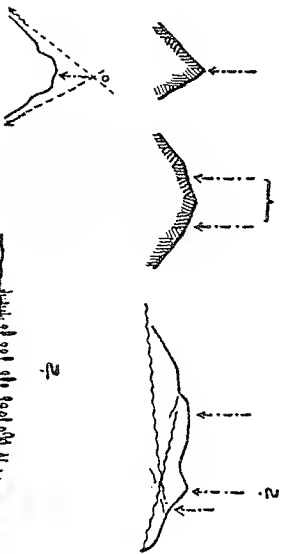


Abb. 64. Wasserscheiden
Quelle: Stumpf; Quellbüden

dene Lauf der Seile zwischen Vogesen und Mosel und das ihm begleitende Spiel der Hochformen in ihrem Verhältnis zur Vorkriegsgrenze.

Das Bild der Wasserscheide in der Natur ist doch alles eher als eindeutig (Skizzen), sondern zeigt verwirrenden Formenreichtum! Höchst selten decken sich die Raupentheorie vergangener kartographischer Methoden und die Wirklichkeit in einer Kammlinie mit beiderseits gleichmäßig verlaufenden, die Wasserabführung zeigenden Bergtrichtern. Schon alle Gebirgsformen mit ihren ruhigen Wölbungen, Domen, sargartigen Kastenformen verlegen die Wasserscheide in eine breitere Zone; in zerlegten Rücken geht sie als Zickzackband hin und her: höchster Punkt oder Rücken, Quellen der nach beiden Seiten abtaufenden Rinnale liegen an entgegengesetzten Seiten des Stocks. Das Hochmoor gar, das Naßfeld, die Quellregion ohne besonders ausgeprägte Scheide, oder gar unterirdisch kommunizierende Quellhorizonte, Karstgebiete mit zunächst unmittelbaren Do-
linenabflüssen: wie schwierig gestalten sie die Suche nach der Wasserscheide, die in solchen Fällen keine politische Kraft mehr hat, außer etwa durch un-
wohlwollende und verkehrsfürdliche Wirkung ihrer Begleiterscheinungen.

Philippons feine Definition der Wasserscheide mit ihrer Sonkrechten vom Schnittpunkt der beiden Falllinien mag uns wissenschaftlich aus der Klemme helfen, aber sie wird der praktischen Politik nicht viel nützen können (185).

Seit Aristoteles begegnen wir der Schwierigkeit gerade der Begriffsfestsetzung der Wasserscheide. Wir finden zu unserer Überraschung Alexander von Humboldt als Unterschätzer der wasserscheidenden und grenzsetzenden Kraft der Gebirge, wenn er atlantisch-pazifische Kanalverbindungen an neun Stellen für möglich hält, während die darin sehr hellhörige nordamerikanische Politik wegen ihrer Zukunftsmöglichkeiten nur auf zwei endgültig (Panama, Nicaragua), auf eine weitere vorbereitend Hand gelegt hat (Arao-Fluge).

Wer Gebirgsgrenzenführung in der Praxis, namentlich außereuropäischer, großräumiger Gebiete, schon verfolgt hat, kommt erst zur vollen Erkenntnis, wie wenig die Erde wirklich bekannt ist — in einem Umfang, der für Wissenschaftler, die Zukunftsaufgaben suchen, fast etwas Tröstliches hat, für die politische Wissenschaft aber beschämend ist. Im Himalaya, an den meridionalen Stromfurchen zwischen Indien und China, im sibirischen Jabloi- und Stanowogebirge, in den südamerikanischen Grenzstrichen stecken noch Probleme, gegen die Papst Alexanders VI. Scheidelinie ins Blaue, mit ihrer Abtrennung der Philippinen auf dreihundert Jahre von ihrem natürlichen Lebensraum und ihrer wahren Datunzugehörigkeit (186), ihrer Loslösung Brasiliens vom Rest Lateinamerikas noch harmlos ist (Abb. 35, S. 101). Der chilenisch-argentinische Grenzstreit mit seiner wirklich salomonischen Lösung durch Sir Thomas Holdich war eine Probe davon. Noch manche andere ruhen z. B. in der Grenzführung der Juan da Fuca-Straße (Abb. 32, S. 93) (187), an der unvermittelt eine auf zweieinhalbtausend Kilometer gerade laufende Kontinentalsscheide von wissenschaftlicher Kühle auf scharf abgestufte Küstenzutriffsfragen stößt. Die Frage der Donauversickerung zeigt (188), wie die Natur unausgesetzt durch fortwährendes Anzapfen eines aggressiven Stromsystems mit tiefer Erosionsbasis gegen ein müderes mit hochgelegenen Lauf der Abflußrinnen Veränderungen erzwingt, selbst wo sie die menschlichen Lebensformen nicht haben wollen.

Ein Kapitel für sich ist der völkerpsychologische Reiz der Plateauränder als Grenzen, die sich vielfach auf der einen Seite als den Horizont beschränkende Gebirge abzeichnen (Randgebirge am Amur, Dekkan, Vogesen von der Rheinebene!) und als willig anerkannte Landmark in die Volksseele eingegraben, auf der andern nur als Reiz wirken, als spielend in langsamer Rampe, unmerklicher Steigung erreichbare Ränder, von denen ein müheles verlockender, von unten schwer zu verwehrender Abstieg in reiche, vor begehrlischen Blicken ausgebreitete Täler hinabweist. So wirkte vor allem die Wasgaugrenze auf die auf seiner Höhe stehenden Franzosen (189), was man auf deutscher Seite so völlig verkannte. So wirkt der Tiefblick auf Peking von den Bergen über Nankau, auch der von den Südhängen der Alpen auf die Po-Landschaft, „die fette lombardische Ebene“, die

schon in Napoleons I. Proklamation an die Armee von Italien eine solche Rolle spielt.

Aus richtiger Erkenntnis dieser Reizefahr hat das dritte Italien so nachdrücklich die Theorie der Wasserscheiden nach Norden verfochten, die verhängliche Grenze vom Isonzo hinauf ins Unwirlliche, von den Vorbergen Südtirols auf Brenner und Maser Gleide verlegt und wünscht sie auch weiter westlich so zu verlegen. Schon aus den Erinnerungen Babers, des großen Erobers des Mogulkaisertums von Delhi (1505), wissen wir, welchen gefährlichen Reiz der Tiefblick auf das Industal für arme, aber wehrhafte Bergvölker hat, die von den Grenzhöhen binausehen, und noch der dritte Afghankrieg, der Ausstand in Waisiristan zeigten, daß mit solchen grenzpsychologischen Antrieben nicht zu spaßen ist. Gleiches gilt von der Geschichte Mesopotamiens und der ewigen Einfälle der Bergstämme in das Zweistromland. Auch weiter östlich im Himalaya zeigt uns die Geschichte der allerdings weniger massenhaften Durchdringungen des indischen Grenzraumes von den Hochflächen aus durch mongolische Völker, daß die suggestive Abschlußwirkung des mächtigen weißen Walles, wie er sich etwa von Darjiling oder Simla aus darstellt, einseitig ist; man sollte nicht vergessen, daß noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts der ganze Grenzwall selbst (Nepal, Sikkim, Bhutan, Bhopal) den Chinesen tributpflichtig war, wie Birma, Siam und ganz Hinterindien, und daß erst jüngst sogar einer so machtollen Persönlichkeit, wie Sir William Birdwood gegenüber, bei seinem Grenzbezug die Chinesen ihr Recht auf Bharno und Irawaddy, als Freihafen von Teng Yueh, geltend machten.

Recht und Leben — wer uns bis jetzt gefolgt ist, wird es nie vergessen — stehen eben gerade an der Grenze unausgesetzt im Grenzkauf. Das zeigt sich kaum auf irgendeinem Rechtsgebiet besser als auf dem der Hochweiderechte, das freilich manchmal wie ein Fossil in das moderne Verkehrsgefüge der Alpen, Pyrenäen, Vogesen, herrischer schon in indische, afrikanische, asiatische Landschaften hineinragt.

Uralt sind diese Weiderechte, so ehrwürdig, wie jene anderen am heimischen Volksboden, die sich germanische Scharen bei der Völkerverwanderung auszubehalten pflegten und so festhielten, wie die Vandalen Geiserichs, als sie schon in Nordafrika herrschten, ihr alles Recht am Stammvolksboden in der norddeutschen Ebene (191).

Aber zäh festgehalten, haben die Weiderechte bei den Walservwanderungen Grenzüberschreitungen geheiligt, die sich immerhin auf den weiten Raum zwischen Theodorpaß und Aosta-Tal, zwischen Montavon und Paznaun hineinspannen; Weiderechte haben an den Vogesen Grenzverhüllungen aufrechterhalten, die den langen Zeitraum vom Auffliegen der Abtei Remiremont als weltliche Herrschaft bis zur Rückführung des Münsterals in deutsche Herrschaft überdauerten; und erst jüngst schuf in den Alpen das Weiderecht von Schlenders im oberen Ötztal eine völkerrechtlich überspitzte Frage. Weder die Macht des

alten Zarenrußland, noch die zu Zeiten der Blüte des Kaisertums der Mandschu-Dynastie recht hartnäckige chinesische Grenzwehrung erwies sich als stark genug, die Winter- und Sommerwanderungen der Kirgisen zu unterbinden. Wegen der Höhe der Pässe und der verhältnismäßigen Dünflüssigkeit des Verkehrs zwischen Indien, Angloindisch-Tibet und Ostturkestan wird seine kulturansprechende Dauerwirkung leicht unterschätzt; und sie ist doch in ihrer ganzen Tragweite (u. a. Verbreitung des Buddhismus) auf die grenzüberschreitende Kraft des Weiderechts, der Karawane zurückzuführen. Ähnlich schließt sich ein Grenzen zerstörender und auflebender Wanderverkehr zwischen Mandschurei, Chili, Mongolei und Transbaikalien hin und her (192).

Die große Bedeutung von Weidegrün und zusammenhängenden Almböden in der Geschichte wird uns bei solchen Untersuchungen klar. Hochalpendelandschaften, wie die Pamire, die Hochalpböden der Gzik, die Gebirgsränder längs der chinesischen Seidenstraße, aber auch der riesige Bereich der Nomadenkultur, den wir jetzt aus den Grabbeigaben langsam als eine Frühkultureinheit von der Donau bis in die Mandschurei erkennen: sie erzeugen jene Führernaturen, denen dann die Vielen zu den großartigsten Grenzüberschreitungen der Geschichte, den Steppeneisgründungen, den Hunnen-, Mongolen- und Türkenstürmen folgten. Gewiß, sie ranneten manchmal schmerzlich an, und manchmal zerbrachen sie auch an den „künstlichen Linien“ aus Kleingliederungsgrenzen (Pancz), die alle Kulturräume vor ihnen schützen sollten und manchmal auch tatsächlich Jahrhunderte hindurch schützten, wie die römische Rhein- und Donaugrenze, der Siedlungs- und Wehrsraum der chinesischen Mauer, die Grenzhaute Indiens im Nordwesten, so daß der Strom in ganz andere Fluren, am anderen Ende Eurasiens hineinbrach. Aber der großartige Gegenrhythmus von Grenzüberschreitung und Grenzverwahrung, der die Geschichte der Alten Welt mit ihrem wirkungsvollsten Dauerleitmotiv versieht, nimmt vielleicht doch seinen Ursprung aus dem Gegensatz zwischen dem grenzüberschreitenden Viehzüchter, dem Nomaden oder Halbnomaden, dem naturgemäßen Vertreter des freien Weiderechts, und zwischen dem selbsthaften Ackerbauer, dem Schöpfer der Kleingrenze, des geackerten Raums, der festen Zelle (193). Einzelne natürliche Einheitslandschaften sehen wir mit einer solchen Zellenfestigkeit durchgebaut, gerade nach dem Prinzip der Wasserscheidengrenzen, daß sie kaum überrennbar sind und — dennoch über-schwennt — immer wieder formten importieren.

Japan mit seinem Aufbau aus lauter kleinen Flußniedergelassen, hydrographischen Einheiten, Teile der Schweiz, besonders auch Graubündens, Teile Thüringens, überhaupt der alten Germanengau, sind nach diesem Prinzip gebaut, dem nur als Gegengewicht irgendeine große zusammenfassende Note sich hinzugesellen muß, wie in Japan das die ganze Lebensform umspannende Meer: sonst werden solche Landschaften, die Grenze allzu dicht vor der Nase, vom Schatten des eigenen Kirchturms überdeckt, leicht was der Brite „pennywise but pound-

foolish" nennt (klug im Kleinen, unweise im Großen), hinter ihren alzu sehr in Länge abschließenden Riegeln, in ihrer „Verkastelung" (embottement), wie einmal ein kluger Franzose von Deutschland sagte.

Diese Gefahr lauten besonders die Paßstaaten, und darum sei ihnen eine eigene kurze Betrachtung an dieser Stelle gewidmet. Paßstaaten (in einer eigenen Arbeit von Dr. Albrecht Haushofer für die Alpen untersucht) sind eine alte, bis zu einem gewissen Grad primitive Form, und der beschleunigte Verkehr unserer Tage erschwert ihre einst berechtigten Daseinsbedingungen. Sie beruhen häufig darauf, daß die Hochkämme eines Gebirges selbst mit den sie beiderseits begleitenden Alm- und Weideböden und Talbecken zusammen sich lebens- und verkehrsfreundlicher erweisen, als die Klamme- und Durchbruchregion, die meist den Fuß des Gebirges etwas innerhalb des Gebirgskörpers, vor dem Austritt der Bergwasser in die Ebenen begleitet. Dadurch wird Lebensraum genug für selbständige Miniaturstaatsbildungen, die aber immer in Gefahr stehen, wesentliche Daseinsbedingungen von außen her vorgeschrieben zu erhalten, schließlich in den Bannkreis des Alpenvorlandes zu geraten. Paßstaaten sind also eine primitive, archaische Form und sind einmal zerstört, schwer wieder aufzurichten. In Savoyen, in Tirol, im Kaukasus sind sie von außen her zerstört worden, ebenso in Siebenbürgen. In der Schweiz bestehen sie noch in den Urkantonen und ihrem Verhältnis zum Tessin, auch in Graubünden, das noch heute mit seinen drei Zungen: Puschlav, Bergell und Misox zeigt, welche ausgesprochene, damals noch selbständige Paßstaatsbildung es war, als es Worms (Bormio), Veltlin und Clavaen (Chiavenna) noch besaß. Aber es ist mehr als fraglich, ob die eigentlichen Paßstaaten der Schweiz ohne die Kraft der Stadtstaaten des Alpenvorlandes, Bern, Zürich, St. Gallen, die Aufgangsperiode der Helvetik überstanden hätten.

Von den Paßstaaten des Himalaya bestehen heute noch Kaschmir, Nepal, Bhutan, Bhopal, in gewissen Formen auch Sikkim; Paßmotive finden sich in der Staatsgeschichte von Serbien wie Bulgarien, wie in Bolivien und Peru, und reine Paßstaatsgebilde in der Neuen Welt sind Pennsylvania, Panama und Tehuantepec gewesen.

Aber während der in kurzweiligen Stößen sich abwickelnde Verkehr des ausklingenden Mittelalters die Paßstaaten in Miniaturformat begünstigte, so daß die Alpen voll von Rudimenten dieser Art waren, daß alle bedeutenden Klöster (Andechs, Chiemseelöcher), Bistümer (Salzburg, Freising) Ansätze zur Paßstaatsbildung versuchten, bedarf es heute größerer Formelemente, um Paßstaaten lebensfähig zu erhalten; und Räume von großstaatlicher Vergangenheit erhalten heute Paßstaatscharakter, wie die Mongolei, Afghanistan, die chinesischen Binnenlandschaften Szechuan und Yunnan.

Je mehr Gebirgsgrenzen zur Verzahnung neigen, um so mehr werden die Paßstaaten natürlich auch von ihr erfaßt; sie versteuern, erhalten archaische Züge, bewahren politische Stilverspätungen neben solchen der Kultur und Wirtschaft.

Versuchen wir, den Gegensatz noch einmal herauszuarbeiten, nachdem wir einige seiner praktischen Anwendungen durchdacht haben, so zeigt sich, daß die Wasseraufgrenze mit dem Fortschreiten der Kultur und Zivilisation, der Industrialisierung und Siedlungsverdrängung liquider, flüssiger, kampffähiger wird, die Wasserscheidengrenze dagegen, die in Aufrißformen begründete Grenzföhrung mehr und mehr erstarrt, zur Verzahnung und Nahbildung neigt, also mit mehr Aussicht auf Dauer scheidet. Rein wissenschaftlich betrachtet, ist also der deutsche Volksboden südlich des Brenner am meisten gefährdet, am Rhein vielleicht am wenigsten, an der Weichsel mehr, und wieder mehr im Böhmerwaldgau und südlich der Sudeten.

Mit richtigem Gefühl haben Penck, Sieger und Sölich namentlich an der Südtiroler Grenze die höchste Gefahr erkannt und ihr mit klugen Gründen aus den Kleinformen und der geschichtlichen Siedlung gewonnene Waffen geschmiedet, die sich dann britische Beurteiler zu eigen gemacht haben (z. B. im „Manchester Guardian" vom 2. 2. 1927).

Die Psychologie der Wasseraufgrenze, wie die der Gebirgsgrenze hat immer die feinsten Beobachter und die klarsten Köpfe im Arbeitsfeld der politischen Erdkunde besonders angezogen. N. Krebs hat in seiner „Länderkunde der Österreichischen Alpen", Ratzel in seinem Aufsatz über die „Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegung", dann in „Höhengrenzen und Höhengürtel", Sapper in seinen „Gebirgsgrenzen", Maul in seiner „Bayerischen Alpengrenze" Zusammenfassendes von grundlegendem Werte geleistet. Das Verhältnis zwischen Berg und Mensch und zwischen Mensch und Strom mit seiner ganzen Seelentiefe liegt auf dem Grunde des Problems, und das gab uns wohl das Recht, eine flüchtige und zusammengehangene Übersicht darüber an die Spitze der beispielsweise Einzeluntersuchungen zu setzen (194).

PFLANZEN ALS SCHEIDE; VEGETATIONSGRENZEN

W^o Pflanzenreihen, zu Zonen und Gürteln verdichtet, menschliche Wirtschaftsbetriebe und Machbildungen, politische Lebensformen mit einiger Dauer scheiden sollen, da muß es sich um Grenzsaume handeln, die über den Durchschnitt der getrennten Siedlungsgebiete durch Bodenbildung (chthonisch) oder Wetterlage (klimatisch) beeinflusst sind. Vor allem weite Wald- und Mooregebiete, schwer durchdringliche Galeriewälder mit Sumpfstreifen, vielfach im Zusammenwirken mit jähem Wechsel im Geländeaufriß, an zutage tretenden Grundwasserspiegeln, haben völkerscheidende Kraft. Die Grenzen der Monsunländer mit ihrem Niederschlagsreichtum, der Sarmatenstaaten oder Amazonas mit ihren kaum feststellbaren, von Sumpfwald überwucherten Wasserscheiden, die Grenzen des Sudan mit ihrem Südd, ihrem im Fluß schwimmenden Pflanzengefilz, sind Typen, die sich der Menschheit besonders eingeprißt haben. Der Sumpf- und Urwaldbegleitgürtel des Himalaya, das Terai, heute noch Nepal und andere Hochlandstaaten vor völliger Aufsaugung durch das indochinesische Reich schützend, der birmanisch-chinesische Urwaldsaum am oberen Irrawaddy und Salween (195), Pripet- und Rokinosümpfe haben sich in alter und neuer Geschichte mit ihrer Scheidekraft der Pflanzendecke als politisch wirksam erwiesen. Die Sage von der unüberwindlichen Sargassosee ist ein ozeanographisches Gegenstück dazu.

Aber auch der Nadelwaldgürtel der Alemannen (196), die Schanzen der Waldfestung Böhmen, der nun verschwindende Kohlwald (197) als Scheide der Vlämen von den Wallonen, auch der Wasgenwald, die 68,4% Wald- und Sumpfgrenzen Polens gegen nur 31,6% offene sind Vegetationsgrenzen, die in der Geschichte des Abendlandes und Zwischenuropas eine große, oft ausschlaggebende Rolle spielen.

Wald- und Mooregebiete können mit den vorher behandelten Wasserlauf- und Wasserscheidengrenzen eine die Scheidekraft verstärkende Lebensgemeinschaft (Symbiose) eingehen oder, in gegensätzlicher Richtung auf sie tretend, sie an einzelnen Stellen, wie bei der Waldzone Oberschlesiens (198) in ihrer Wirkung ausschalten. Sie können — als Anwaldungen, Galeriewälder, Verhandlungszonen —

Begleiterscheinungen von Wasserläufen sein, wie einzelne wichtige, von Galeriewald begleitete Stromgrenzen Südamerikas, oder sie können an Wasserscheiden auftreten, z. B. als kommunizierende Quellgebiete. An den Naßfeldern der Tauernübergänge, in der japanischen Hochbeide der vulkanischen Lockerböden mit ihren dichter bestanden Rändern, in Quellböden, Verhandlungsmooren, im Spreewald mit seinem amphibischen Charakter kann jeder leicht die Probe machen, wie stark die abgrenzende Wirkung des Gebietes als Ganzes, wie schwer aber die Grenzverlegung innerhalb desselben im einzelnen ist, selbst wenn man besonders unübersichtliche und schwer durchdringbare Subtropen- und Tropenlandschaften

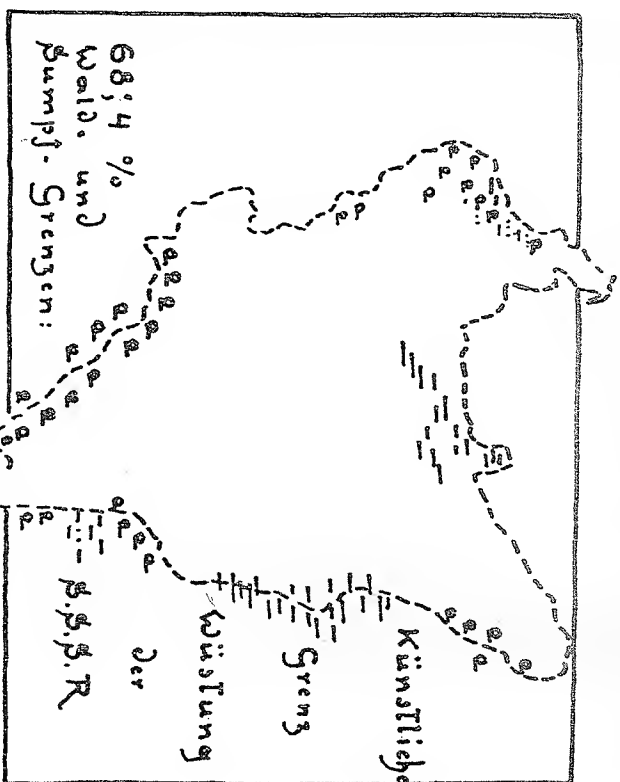


Abb. 65. Sumpf und Wald in der Umgrenzung Polens

gar nicht heranzieht (Erfahrungen der Grenzkommissionen in Kamerun, Neu-Guinea, Kongo, oberer Nilandschaften, Amazonien, Feldmarschall Birdwoods Grenzpatrouille an der birmanisch-chinesischen Grenze) (199).

Wie sehr in solchen Fällen nicht nur die Ausdehnung und grenzbildende Kraft nach Länge und Breite durch die Pflanzendecke, sondern auch der Grenzaufriß, das Höhenprofil beachtet werden muß, das hat in seiner außerordentlich feinen und an Anregungen für persönliche Beobachtung reichen Studie: „Höhengrenzen und Höhengürtel“ (200) F. Ratzel in seiner Talschilderung veranschaulicht. Er zeigt darin, wie man in der Regel in unseren Alpenländern mindestens fünf deutlich erkennbare Vegetationsgrenzen mit starker anthropogeographischer Rückwirkung auf Siedlung und politische Scheidung durchschreitet, die fünf Zonen

scheiden, von denen zwei siedlungsfreundlich und verkehrsgünstig, drei aber siedlungsfreundlich und verkehrerschwerend sind. Er denkt dabei an die Fluß-, Geröll- und Auenzone des Talgrundes (anökumenisch); die erste Talterrasse, wohnfreundlich, mit ihren Siedlungen, Wasserverbauungen, ackerbauend, weggezogen; dann den weg- und verkehrfeindlichen Steilwald; endlich die wieder verkehrsfreundlichen, dünner besiedelten, vielzählenden Almböden und schließlich Fels und Firn (Abb. 12, S. 52). Dabei kann sich natürlich das Wechselspiel zwischen Terrassen durch Zwischenlegung einer weiteren Terrassstufe vervielfachen.

Greifen wir zu exotischen Vorbildern, so finden wir die sehr deutlichen Vegetationszonen der Vulkanlandschaft, wie sie etwa A. Hofmann in seinen „Waldungen

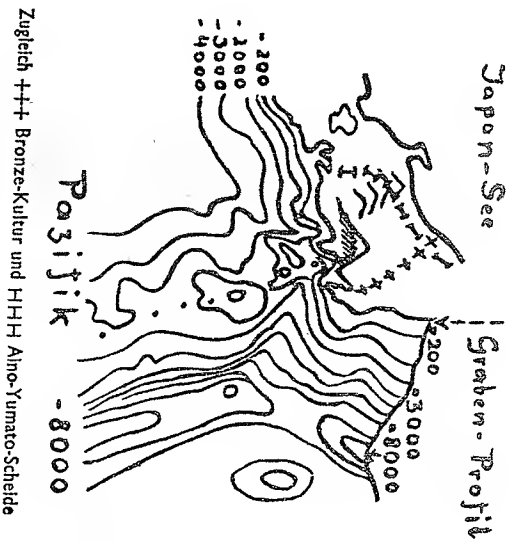


Abb. 66. „Fossa Magna“. Fata: Japans Westpazifik (nach Rutellan und Montandon)

des Fernen Ostens“ in großzügigen Diagrammen und feinen Einzelbeobachtungen für ganz Japan darlegt (201).

Besonders geeignet zur Veranschaulichung sind ja einzelne Vulkankegel: der viel dazu gebrauchte, Waldzone und Schneehaube so deutlich zeigende Fuji-San, die javanischen Vulkankegel, der Klimandscharo. Von anderer Seite, auf den Spuren von Ratzel an das Problem heranführend, hat M. Semple (202) Beobachtungen über Vegetationsgrenze und Baustoffgeographie niedergelegt, die auch von Ponten (203) angeregt worden sind. Dabei unterstützt der in seiner Herkunft oft einwandfrei nachzuweisende Baustoff, mit den auf ihn zurückzuführenden Kulturformen, den Nachweis des Zusammenhanges zwischen überwundenen und nicht überwundenen pflanzengeographischen Hemmungen und Trennungen politischer Gebilde.

Schwieriger sind solche Nachweise für die Verbindung von dichtem Pflanzenbestand mit reicher Wasserführung, namentlich für Sumpfgürtel, Moorwälder und ähnliche Erscheinungen zu führen, weil nicht alle so deutliche kultur-, wirtschafts- und wirtschafsgeschichtliche, in geschichtlicher Bewegung erprobte Unterscheidungen aufdrängen, wie etwa die Rokito- und Pripiestümpfe, in denen sich ja auch noch in der Neuzeit kriegsgeschichtliche Vorgänge abspielten (Ausleben leitender Kommandostellen über unerkannte Sumpfwälder), die an die Vorgänge des Zerbrechens römischer Offensiven in den germanischen Sumpfwäldern erinnern (Abb. 65, S. 167).

Auch die Sumpfwälder und zu Seen erweiterten Flußstümpfe Irlands, der Schutz des Terai, die ungewöhnlichen Schwierigkeiten des britischen und französischen Expeditionsvorgehens gegen die durch Küstensümpfe geschützten westafrikanischen Staaten (204), die Schwierigkeiten dauernder Betriedung gewisser vegetationsgeschützter Grenzräume in Insulnde, den Malaiensstaaten, in Hinterindien (Manipur, Siam) sind keine vereinzelte Erscheinung.

Wichtig ist dabei, daß man noch hundert Jahre lang den Unterschied zwischen natürlichen und nach Rodung wiedergekehrten Dschungel (205) erkennen kann; erst nach 100 bis 120 Jahren fängt der Unterschied an, sich zu verwischen. So lange dauert es selbst in so sehr den Pflanzenwuchs begünstigenden Gebieten, bis die Natur den Pflanzenschutz in seiner ganzen Urkraft wieder herstellen kann; viel länger natürlich in gemäßigten Zonen. Der einstige, vielfach in Kriegszeit, zuletzt noch 1805 benutzte Schutzwald des „Erlach“ am Stüfner des Ammersees ist heute völlig verschwunden!

Die Geschichte Mitteleuropas lehrt uns aber, daß solche Wald- und Sumpfwaldgebiete als Schutzräume eine sehr große, auch Fremdrassen erhaltende Rolle gespielt haben (Wälsche, Walchen, Walen südlich der Donau, Wenden im Spreewald). Die neueste Entwicklung des Luftkrieges zeigt, daß ihr völliges Verschwinden Völker noch wehrloser macht, als sie mit ihren Waldgürteln wären. Deren schirmende Kraft wird keinem aus dem Gedächtnis geschwunden sein, der die zwischen den Heeren hin und her gespülte Bevölkerung Galiziens oder Polens in ihren Wäldern mit dem flüchtbaren Teil ihrer Habe kampieren und sich unter unglaublichen Daseinsbedingungen immer noch erhalten sah, wo im Westen unter gleichen Umständen einfach keine Daseinsmöglichkeiten mehr für sie bestanden.

Bot nicht der einzige hahnmahe Wald südlich von Duisburg Schlageter die letzte Möglichkeit, einen Versuch zur Unterbrechung der Bahnlinie zu machen?

Welche Rolle spielte im politischen Kleinen Italiens, wie Spaniens der Schutz der Mäcchie, in deren Deckung Napoleon von einer flüchtenden Mutter geboren wurde; wie schwer war der Busch- und Heckenkrieg der Vendée, Tirols, der Schweiz gegen die Helvetie, Belgiens und Nordfrankreichs, Transvaals und des Oranje-Freistaats zu überwinden; wie doppelt gefährlich ist er in den Subtropen,

wo er Widerstand in Südostasien z. B. bis zu einem Grade begünstigte, daß nur das Erblahmen der Zentralgewalt in China den französischen Kolonialerfolg ermöglichte, dem er sich in den annamisch-chinesischen Grenzräumen entgegenseitzte! Wie ohnmächtig stand die reguläre Taktik in den Vereinigten Staaten widerholt dem Busch- und Heckenkrieg an ihren von der Pflanzendecke zum Kleinkrieg begünstigten Waldstümmen gegenüber, so daß zuletzt in Indien, in Nordamerika, in Spanien, weltgeschichtliche Entscheidungen auf die Unüberwindbarkeit von Pflanzengrenzen mit allen Mitteln der Kriegs- und Verkehrstechnik zurückgeführt werden können.

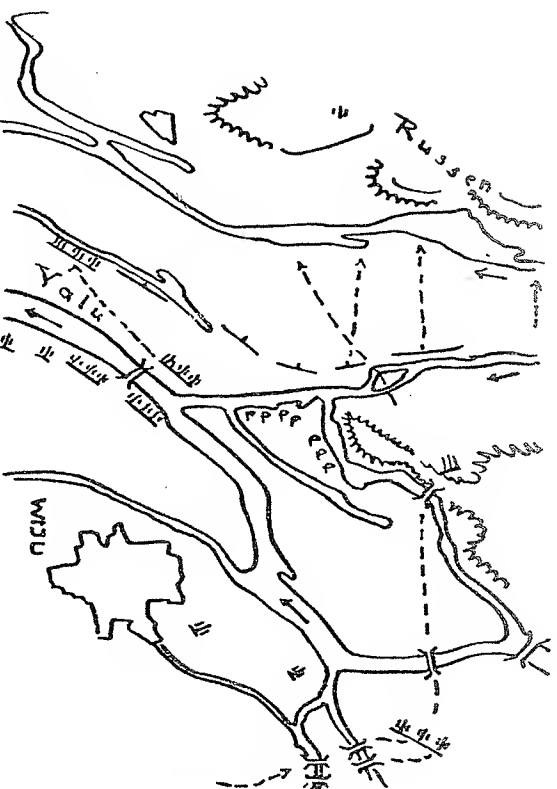


Abb. 67. Yalu-Übergang

Eine Erscheinung, die im allgemeinen dem Bilde der natürlichen, wie der kulturveränderten Landschaft in Mitteleuropa fremd ist, die deshalb hier besonderer Erwähnung bedarf, ist der hochgelegte, bepflanzte Wasserlauf. Er hat in anderen Kulturlandschaften der Erde, in der Lombardei (die Entscheidung von Magenta hing wohl daran, ebenso die mancher napoleonischer Schlachten!), in China, Indien und Japan (206) eine ganz entscheidende Bedeutung für den inneren Grenzwert der Teillandschaften, natürlich auch bei der Aufhebung von Bindegrenzen durch einen wirklichen oder angenommenen Kriegszustand. Den zweimaligen Feldzug der Japaner in Korea und der Südost-Mandschurei beeinflusste z. B. bis in die sich wiederholenden Einzelformen der Operationen, ja der Taktik (Yalu) hinein die Eigenart des hochgelegten Wasserlaufs zwischen seinen

bepflanzten Dämmen; den Japanern war sie etwas Natürliches, den Russen etwas Fremdes: daher die verschiedene Geschieklichkeit bei der Überwindung.

Eine ganz merkwürdige Erscheinung finden wir bei der Grenzverteidigung des Singhalesenreiches in Ceylon gegen die Einbrüche der Drowida und Tamilen aus Indien. Dort handelte es sich um hochentwickelte Kulturgebiete mit raffiniertem Wasserbau einerseits, unehört wuchernder Pflanzenwelt bei reichen Niederschlägen anderseits. Wir sehen planmäßige Vor- und Rückverlegung des Beschutzel als bewegliche Schutzgrenze einer sonst nicht mehr widerstandsfähigen Hochkultur, ganz ähnlich, wie wir vom römischen Reich Schutzwaldgrenzen und Sumpfgürtel verwendet finden (206).

Im Zusammenhang mit dieser Erscheinung mag einer weiteren Pflanzenschutz-bereicherung der Klein- und Flurgrenze gedacht werden, aus der sich häufig (auch nach Penck) größere und bedeutendere Grenzen zusammensetzen. Der bepflanzte Damm, die bepflanzte Kunststraße (Chausee), der Knick, der künstliche Hag in irgendeiner Form treten aus dem Anlitze der Kulturlandschaft als scheidende Züge hervor: die gegen den Mistral schützenden, so außerordentlich markanten Zypressenhage der Provence, die Reihen der lombardischen und venetianischen Pappeln, die u. a. den napoleonischen Heerweg bezeichneten und aus der Landschaft hervorhoben, die Pflanzungen der Öl- und Obstbäume. Dahin gehören auch die in der Kriegsgeschichte berümt gewordene Lebensbaumreihe von Colombey bei Metz; die Angriffe hemmenden Obstanlagen von Wörth und Magenta; die Kakteenpflanzungen der Mexikaner, die beim ersten nordamerikanischen Feldzug gegen Lateinamerika in Mexiko von den nordischen Eindringlingen so peinlich empfunden wurden; Dornhecke und Scrub, mit denen der Australier, der Marokkaner, der Südafrikaner sehr wirksam Feld-, Flur- und Weggrenzen schützt. Die Hecke der britisch-französischen Kanallandschaft, und zwar beiderseits — im französischen Departement Nord, wie im englischen Kent — ist ebenfalls eine Grenzform, die Übersicht und Bewegung sehr erschwert und der sonst so gepflegten Kulturlandschaft einen primitiven Zug, stieher aber auch einen gewissen Schutz, eine bewahrende Kraft gibt — wie jeder bestätigen wird, der etwa militärisch den Unterschied zwischen Bewegungskämpfen in dem hecken-durchzogenen Departement Nord oder den weiten Ackerbauflächen der Picardie zu erproben hatte.

Beobachtungen darüber sind deshalb von Wert, weil einzelne Völker schon im Frieden sich klugweise, soweit es möglich war, diesen Schutz in langjähriger Arbeit ihrer Straßen- und Flußbaubehörden vorsahen, wie die französische, darin schon von Napoleon I. zum Sehen und Handeln erzeugte Verwaltung. Andere Völker — wie wir — erkannten die Bedeutung eines solchen „Korrigierens des Gluckes“ erst im Kriege, als sie die Hilfe der natürlichen und künstlichen Mäse, die Kunst des Tarnens, unter dem Eindruck herber Verluste im Grenzkampf später und mühsamer lernten, als andere (207).

Erst als Scharen von teuer bezahlten weiblichen Hilfskräften auf eingeschienenen Straßen mühsam Drahtnetze zwischen eingerammte Träger hingen und mit Laub bedeckten, kam manchem zum Bewußtsein, daß durch vorbeugendes Bepflanzen wichtiger eingesehener Straßen und Bahnen mit ausladenden Laubbäumen und Fichtenhecken in gewisser Höhe und Richtung gerade dem Verteidiger, dem bonafide im Grenzland Stehenden außerordentlich viel Blut von Landwehr- und Landsturmlanten, vorwiegend Familienvätern, den Trägern der Friedensarbeit, hätte erspart werden können. Es ist die späte, zu späte Einsicht, daß eben bei dem Verteidiger, bei dem wahrscheinlich von überlegener technischer Kraft, von Flugsstreikrällen angegriffenen Volke, eine gewisse vorbeugende Deckung von Verkehnsstrecken ein Gebot der Selbsterhaltung wäre.

So prägt — von der großen, geschichtlich anerkannten Völkerscheide bis zu den Kleinformen, aus denen sich doch wieder manche von ihnen zusammensetzt — die Pflanzenwelt den Trennungen menschlicher Lebensformen einen gewichtigen Stempel auf. Sie macht fühlbar, daß sie nicht ungestraft vernachlässigt werden darf, daß vor allem jedes Volk das Bild seiner Kulturlandschaft von oben her, mit ihrem Pflanzenkleid zu allen Jahreszeiten kennen sollte. Die Pflanzengrenze kann zur menschlichen im Verhältnis hilfreicher, gestaltender Mitarbeit (Symbiose) oder störenden Gegensatzes (Antithese) stehen; sie kann natürliche oder künstliche Scheidungen darin verwalten lassen; sie kann durch Bodenart (climatisch) oder dauernde Weiterbedingungen (klimatisch) vorbetont sein — immer aber bedarf sie sorgfältiger Beachtung! (308).

XIX

LEITPFLANZENGRENZEN DER WELTWIRTSCHAFT STOSS VERSCHIEDENER WIRTSCHAFTSFORMEN KULTURBEGLEITPFLANZEN ALS GRENZZEUGEN

Nur ein Teilgebiet des großen Fragenbereichs der Pflanzengrenze in ihrer Rückwirkung auf menschliche Abgrenzungen ist die Betrachtung von Leitpflanzen der Weltwirtschaft (Weizen, Reis in Indien, Hirse, Reis in China z. B.) des durch sie bedingten Stoßes verschiedener Wirtschaftsformen gegeneinander (vorwiegende Weide- und Wiesenwirtschaft gegen Getreidebau, Naß- oder Trockenbau, Terrassen- und Hackbau oder Flachfeld und Zugviehbetrieb z. B.); endlich die Prüfung wichtiger Kulturbegleitpflanzen der Menschheit als Grenzzeugen, wie etwa der Edelkastanie und des Weines für die romanische Kultur, des Bambus für die Malaien, von Reis, Tee und Bambus für die Japaner, von Mais, Kakao und Kartoffeln für die Peruaner und ähnliche.

Aber es ist für die Empirie der Grenze und ihre wissenschaftliche Betrachtung eines der feinsten Grenzbeobachtungsgebiete, und es ist noch lange nicht erschöpft. Nicht einmal über die Begriffe extensiver und intensiver Bodennutzung, über die Grenzen bodenständiger oder bodenvager, schweifender Kulturen herrscht innerhalb der Wirtschaftskunde Einmütigkeit. Habe ich doch selbst Landschaften der japanischen Inlandseuter, bei denen in achtehn- und zwanzigfachen Terrassenfeldern übereinander drei Ernten in unmittelbarer Folge gezogen wurden, in denen Fischdünger in sorgfältiger Zusammensetzung angewendet wurde, von Dernburg (der gerade an dem Tage durchfuhr, wo die Bestellung zwischen der zweiten und dritten Ernte wechselte) als nur extensiv ausgenutzte Flächen bezeichnen hören, während ich in Mitteleuropa höchstens im Rheingau oder der Wetterau, allenfalls am Rande des Kaiserstuhls annähernd ähnlich intensiv genutzte landwirtschaftliche Flächen kenne. Das ablehnende Verhältnis der Träger einer südseestammenden, küstenafenden Reiskultur zu den nordisch-kontinental bestimmten Bergwäldern und den Hochweide- (Hara-) Flächen mag einem solchen Auseinanderklaffen der Urteile zugrunde liegen.

Die derbere und deutlichere Möglichkeit der Beobachtung an Randkulturen von Wirtschaftsgebieten, namentlich des alpweltlichen Wüstengürtels, gibt uns gewisse Schlüssel in die Hand. Wüstenränder, Steppenbergänge, Heidekanten leiten so-

wohl anthropogeographische Bildungen (Nomadengürtel nördlich der pontischen, kaukasischen, altaï-mongolischen Landschaften) als auch Wanderungen der Kulturpflanzen (wie sie uns V. Hahn [209] im großen Stile schauen gelehrt hat) schneller und hemmungsloser. Auch Grenzen selbst lernen wir ja oft an bestimmten Formen der Grenzüberschreitung oder Durchbrechung, die sich gesetzmäßig vollziehen, leichter wahrnehmen.

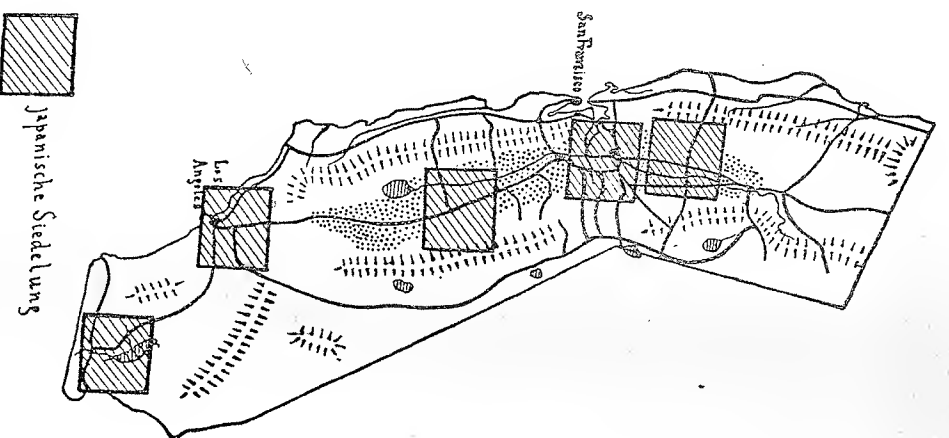
Eiszeit- und Firnschranken, aber auch wüstenhafte Grenzen der Verbreitung prägen sich noch lange an Zusammendrängungen an den Windungen der Wanderstreifen aus, selbst wenn sie schon überwunden, ja verschwunden sind.

Weit reichende Grenzerweiterungen einzelner Kulturpflanzen über ihre ursprünglichen optimalen Verbreitungsgebiete hinaus, oft, wie bei menschlichen Rassen, unter besonderer Entfaltung von Dauerverten und Kampflichkeit gerade an den eroberten Grenzen, drängen sich auf: Beispiele sind *Oryza sativa* und Tee in ihrer die ganze Monsunlandschaft überspannenden Verbreitung von ihren Stamngelieten in Assam aus; der Wein; Obstarten (aus dem oberen Indus, dem Pandj). Der Weizen ist gemeinsames Erbgut der westwärts und südwärts aus Innerasien ziehenden arischen Stämme, der ostwärts wandernden Chinesen; sie kommen erst später zum Reis.

Die gewaltige Entfaltung des Weizengürtels zeigt uns die Aktualität des Problems in Umstellungen weiter Erdräume und im Zusammenstoß mit der Reis- und Hirsekultur bei ihrem Versuch zur Anlehnung an die nordische Anökumene. So ist das russische Bestreben des Herumtragens des Weizengürtels um die ganze nordische gemäßigte Zone in größerem Zusammenhang zu verstehen. Im Russisch-Japanischen Krieg und seiner Vorgeschichte wird die innige Verflechtung von Leirpflanzengrenzen der Weltwirtschaft mit denen menschlicher Reiche klar; und die Gegenstreblichkeit des pazifikwärts wandernden russischen Siedlerstroms, des westwärts versickernden chinesischen durch Inner- und Nordasien wird an Wirtschaftspflanzen deutlich.

Sehr viel Stoff zum Nachdenken mag auch gerade dem Friedensfreunde die unleugbare Tatsache der Allgegenwärtigkeit dieses Kampfes zwischen Leirpflanzengrenzen der Weltwirtschaft und ihrer Einwirkung auf den Stoß verschiedener Wirtschaftsformen geben. Die Geschichte weist uns beständige Grenzerweiterungen der Kulturpflanzen nach. Sie zeigt uns die regelmäßigen Schwellungen der frühgeschichtlichen Hochäcker, wo wir heute nur mehr Weidetrieb aufrechterhalten können, die abgestreiften Weinberge (Kellheim-Winzer, Donauufer, Saale), wo heute kaum noch Mais oder Gemüse in dem so wohl vorbereiteten Terrassengärtchen stehen. Feine Grenzbeobachtungen an Wasgau und Hardt zeigen uns heute, wo längst die anderen Spuren römischer Ackerbaukultur verschwunden sind, noch die künstlich im Viereck angeordneten Wein-, Kastanien- und Pinienstreifen und -flecke, die Pinienschöpfe über den drei andern Begleitpflanzen der römischen Georgia: Vinetum, Salicetum, Castanetum, pinetum. Es ist das spätrömische Weinland, mit

Abb. 68. Weizengürtel und japanische Siedlung in Kalifornien
 Hauptverkehrswege
 Weizengürtel



dem dazugehörigen Landstreifen für das Aufbindemittel (Weide), die Rebpfähle (Kastanie — wie denn die Edelkastanie nach Scharfetter überhaupt der typische Begleitbaum der Romanen an der deutsch-romanischen Grenze ist) und die Pflanz als Pfeiler des Weingartens.

Auch Vordringen und Zurücksinken von Reispflanzkulturen sind Symptome für Erlahmung oder Erneuerung von Volks- und Rassenkraft an Grenzen. Mohbau und Opiumkasper hängen zusammen; so auch Hanfbau und Haschischverbrauch. Der Kampf zwischen Weizen, Hirse, Reis erfüllt die Welt im größten Stil und

ist unloslich von seinem Zusammenhang mit Grenzverlegungen von Macht- und Wirtschaftskörpern. Auch die Gespinnstpflanzen kämpfen untereinander, die Baumwolle dringt vor (210). Innerhalb scheinbarer Alleingelungsgebiete setzen sich Mais z. B. in den frostlosen Gebieten der Vereinigten Staaten (211) oder Hafer (Nordeuropa), Buchweizen, Roggen mit mehr oder weniger beschränkter, wechselnder, wirtschaftlicher Geltung durch. Auch die Textilpflanzen ringen nicht nur miteinander, auch gegen tierische Stoffe (Seide, Wolle). (Baumwollgürtel, reichsbritische Loslösung des Sudan von Ägypten hauptsächlich wegen des Baumwollertrags.) Wie rücksichtslos verdrängt der Gummitierant *Hevea brasiliensis* den gemischten holzreichen Urwald der innerindischen Halbinsel, namentlich in den Verbündeten Malaienstaaten, und verlegt den Stoß der Holz- und Gummiausfuhrlandschaften, mitteilbar der Reisausfuhrlandschaften, an andere Stellen. Wie sehr drückt der Kampf zwischen Zuckerrohr und Zuckerrübe z. B. dem napoleonischen und späteren Zeitalter seinen Stempel auf und führt Kontinentalstapern, Grenzverlegungen, Zollsysteme mit Neabgrenzungen großen Umfangs herbei (212). Kaffee-, Tee-, Opiumkriege werden zur Grenzverlegung geführt.

Gerade in unseren Zeiten haben wir Umstellungen großen Stiles in Kalifornien, mit entscheidenden Veränderungen der Volkschichte und Verlegung der Rassen- und Staatsgrenze (213) in der Mandschurei, im Sudan im Verlaufe pflanzengeographischer Veränderungen erfahren.

Aber es handelt sich hier darum, nicht nur die handgreiflichen Massenbeispiele der Macht, der Politik zu sehen, sondern das die ganze Natur beherrschende Phänomen auch in unserem kleinsten Beobachtungsbereich der Heimat zu gewahren, es im Kampf ums Dasein zwischen Buche und Fichte, in den Hexenringen unserer Wiesen, in den Moosen am Baumstumpf zu sehen, um von seiner Gesetzmäßigkeit überzeugt zu werden.

Erst aus der Erkenntnis von der Allgegenwart in Raum und Zeit der Allnotwendigkeit und Unvermeidlichkeit dieses Ringens ums Dasein steigt in voller Überzeugung auch die Erkenntnis von der Notwendigkeit überlegener Tauglichkeit und der Tatsache der Symbiose von Tier- und Menschenrassen mit den Pflanzen innerhalb gewisser Grenzen empor; im Zusammenhang mit ihr die Überzeugung von der Lehnhaftigkeit vergleichender Naturbeobachtung zwischen beiden und die Einsicht, daß viele Lebensformen und Völkereigenschaften — die über sich selbst klarer sehen gelernt haben — es darin viel weiter gebracht haben als die Mehrzahl der Inneneuropäer, daß diese also noch erhebliche Fortschritte in dieser Richtung zu machen hätten. Vor dem Spielen mit dem Gedanken des Unterganges eines Kulturkreises kommt jedenfalls die Forderung, ihn in sehr wesentlichen Richtungen erst noch so gut zu erfüllen, wie viele andere das mit ihrem Kulturraum getan haben. Deshalb mag uns als Anhalt von Wert sein: die von Scharfetter so schön (214) nachgewiesene zweckbewußte Symbiose des Römertums mit Edelkastanie und Wein, des Arabers mit der Dattelpalme, des

Südtsee-Insulaners mit der Kokospalme, des Malaien mit dem für See- und Strandkultur so geeigneten Bambus, des kontinentalen Germanen mit gewissen xerophilen Gewächsen, des Tschechen mit *Andropogon-Ischaemum* der Steppenheide, des Magyaren mit *Sipa capillata*, dem Federgas der pontischen Steppe, des Paläo-Asiaten mit der Weide (Zaubergerte), der westpazifischen Kulturen mit der Dreikeil: Reis, Tee, Bambus, der ostpazifischen mit: Mais, Kakao, Kartoffeln, deren regelmäßige rechteckige Feldfärbungen schon den ersten Conquistadoren auffielen. Für die Germanen hat man, namentlich an ihrer Streugrenze im Osten, vielfach die Buche, wie für die Slawen die Linde, die Angelsachsen die Eiche, die Kelten die Eibe in solche Beziehungen bringen wollen.

Gewisse Grasarten sind mit der alten indisch-javanischen Kultur gewandert und bezeugen deren einstmalige Anwesenheit noch heute an Stellen, aus denen sich ihre menschlichen Vertreter längst zurückgezogen haben. Nur Bauräste beständigen noch den Zusammenhang. Auch Weltreligionen oder örtlich bestimmten Erdräumen entsammte Kulte haben solche Begleitpflanzen als Grenzzeugen mit sich geführt. So zogen Efeu, Lorbeer und Ölbaum mit den mitteleuropäischen Kulturen; so hielt sich das Christentum die aus den Mittelmeerländern stammende Palme, das keltsche Priestertum die Eibe; so pflegte der Buddhismus *Ficus religiosa*, den heiligen Bobaam, den er überall hin mit sich verschleppte und anpflanzte (durch die Wachstüchtigkeit der vielstämmigen Pflanze in der Verbreitung unterstützt), und die Lotusblume; so hegte die japanische Shinto-religion den immergrünen Sakakistrach als Toten- und Grab schmuck, den in fremden Landschaften der Lorbeer ersetzen muß.

Grenzzeugen aus dem Pflanzenreich für die oft von den Völkern selbst in langen geschichtlichen Prüfungen nicht erkannten Grenzen ihrer Siedlungsoptima verraten ein Arbeitsgebiet, auf dem noch vieles aus den Anfängen heraus zu schaffen wäre. Aus dem Pflanzenreich unserer allerengsten bayrischen Heimat benennt Troll einige solche Grenzzeugen, deren Aussagen uns viel zu denken geben könnten (215). Denn die biogeographische Grenze der trockene Wärme liebenden (xerophilen) Kontinentalwanderpflanzen gegen ozeanische Einflüsse der Wasserkante ist ein Problem, das für Deutschland überhaupt auch anthropogeographisch Anlaß zum Nachdenken über das Vorwalten seiner kontinentalen oder ozeanischen Bestimmung und Veranlagung bieten könnte. Der bescheidene *Adonis vernalis* (215) ist ein solcher Grenzzeuge für die überwiegend festländische Grundrichtung des deutschen Lebensraums.

„Der Deutsche hat das Meer nicht verstanden“, klagte Tirpitz einmal im Unmut. Ja, der vorwiegend Kontinentale hat es eben überhaupt schwerer, das Meer zu verstehen, als der ozeanische Mensch, und wenn man wollte, daß er es verständnisvoller behandeln sollte als andere Kontinentale, hätte man das Verständnis dafür der Mehrheit der überwiegend kontinentalen Deutschen eben besser an-erziehen und beibringen müssen!

Ähnlich ist in noch engerem Rahmen *Betula nana* — (die Zwergbirke der Eiszeit, nicht zu verwechseln mit *Betula humilis*) — ein typischer Grenzzeuge für das, was wir unter „Oberland“ verstehen. Wir finden sie in der ganzen Grenzzone des Oberlands noch: im Schöneramer Filz bei Reichenhall, fossil in Kolbmoor, im Galletilz und Oppenrieder Filz südwestlich Bernried, um Eschenlole, Stepperg, Eining bei Garnisch, Rotenbuch, Wiggachbach bei Kempfen, Reicholzried. Wir betonen einen solchen Restzeugen deshalb, weil er beweist, was sorgfältig verzeichnende Heimatkunde noch zu diesem bedeutsamen Lebensgebiet beibringen kann.

Den wichtigen Zusammenhängen zwischen Pflanzen und Menschen, von vielen geholt, manchmal berührt, fehlt noch eine übersichtliche Behandlung. Nur zum Teil geklärt ist die Beziehung zwischen Kulturgrenzen und Völkergrenzen, z. B.: Tabak, Wein, Haschisch, Opium, Plätztrinken, in ihren geheimnisvollen gegenseitigen Abgrenzungen zwischen Erzeugerländern und Verbraucherländern. Noch fehlt eine naturwissenschaftliche Beleuchtung der Tatsache, warum das an der einen Stelle der Erde immer nur maßvoll, als Arznei, gebrauchte Naturgeschenk an anderer Stelle zum verwüstenden Völkerverderben wird, die wirtschaftlichen Zusammenhänge solcher Grenzüberschreitungen, wie des Opiumkrieges, bedürfen noch sehr der Aufhellung.

Wohl leuchten uns einzelne erfolgreiche Arbeiten entgegen: über die von der größten Zahl Verbraucher aufmerksam in Verbreitung und Ernteerträgen verfolgte Stumpfpflanze des Reis (216), für den als Machtgrundlage der weißen Rasse so entscheidenden nördlichen und südlichen Weizengürtel um die Erde (217).

Die Möglichkeit der langsamen Austrocknung wichtiger Kulturgebiete der Alten Welt erschreckte die Menschheit (218), und sie forschte schwindenden Grenzen früher innegehabten Lebens und deren pflanzengeographischen Zeugen nach. Oder der innere Kampf zwischen Textil- und Nahrungspflanze (Baumwolle gegen andere Pflanzungskulturen) (219), der zwischen frostempfindlichen und kälteharten Getreidearten (Mais gegen Weizen) ließ Werke entstehen wie die amerikanischen Atlanten.

Aber trotz den Erfahrungen des Weltkrieges hat die Prüfung der Zusammenhänge zwischen Leitpflanzen der Weltwirtschaft, den durch ihre Verbreitung bedingten Zusammenstoßen verschiedener Wirtschaftsformen, wie der Naß- und Trockenwirtschaft beim Reis, noch lange nicht die Durcharbeitung gefunden, die sie verdient hätte; nur wenige Landschaften der Erde (220) vermochten sich in der Not wirtschaftlicher Blockaden Rechenschaft zu geben, wovon eigentlich die Menschenmasse lebte, die auf ihnen siedelte. Das ist ein der Menschheit unwürdiger Zustand und verspricht wenig Aussicht auf Lösung ihrer ungeheuren, innerhalb der nächsten Jahrhunderte aber notwendig zu lösenden Zukunftsaufgabe, wie sie denn die Übervölkerung begrenzen und gerecht verteilen wolle, der sie entgegengeht, wenn sie sich so weiter vermehrt wie jetzt.

Gerade die Grenzfragen von Bestreungsgebieten wichtigster und womöglich im Ertrag wesentlich zu steigender Wirtschaftspflanzen, die Verteilung und Abgrenzung namentlich der fruchtbaren Subtropen- und Tropenboden, die allein eine wesentliche Ertragssteigerung bieten können, werden dann eine entscheidende Rolle spielen (221). Der geringe Ernst, mit der die Massen der Hauptkulturländer sich auch nur bemühen, das Problem der Übervölkerung der Gesamterde zu sehen, das den Wissenden mit furchtbarem Ernst entgegensteht, gibt wenig Hoffnung, daß dieses umfassende Grenzproblem in seiner ganzen Größe rechtzeitig erkannt werde.

Nur eines ist sicher: die Inhaber der Reservieräume der Erde würden sich täuschen, wenn sie glauben sollten, daß die dichtgedrängten Millionen des chinesischen, deutschen, italienischen und japanischen Volksbodens ohne Versuch geheimer Grenzverziehung gutwillig im Angesicht leer gelassenen Siedlungslandes, etwa des mit sechs Millionen erfüllten, für sechzig Raum bietenden Australiens verhungern werden. Selbst wenn sich Innereuropa dazu entschloß: die mit den 170 Millionen der Sowjetbünde zusammenwirkenden etwa 450 chinesischen Millionen, die mit 300 Köpfen auf den Quadratkilometer zusammengedrängten Javanen haben schon gezeigt, daß sie nicht dieses guten Willens sind. Japan folgte 1931 und 1937, Italien 1935/36 dem Beispiel.

GRENZEN VON TIER- UND MENSCHENRASSEN

Grenzen der Tier- und Menschenrassen zu erkennen, ihre Übergangsräume zwischen Entstehungs- und Kerngebieten (die in der Regel mit den ihren Wuchs am meisten begünstigenden Landschaften, den Raum-Optima zusammenfallen), dann den Räumen noch möglicher Verbreiterung und den Verkümmerrungs- oder Veränderungsgebieten sehen zu lernen, womöglich Zusammenhänge zwischen Erzeugungsgebieten ihrer Lieblingsnahrung, ihrer tierischen Helfer und Feinde herauszufinden: das ist ein Ziel der Rassenkunde in ihrer Anwendung auf die Grenzen.

Das Problem liegt darin, dem Beobachter einen geschärften Blick für die Auseinanderlegung wie für die Überschiebung von Rassen anzuerziehen, etwa in der von Lenz und Scheidt angestrebten Art (223). Die Überschiebung aber, die Kon-taktimetamorphose, ist weit häufiger als die reinliche Abgrenzung. Hehn ist ein ehrwürdiges Zeugnis dafür (224). Selten ist ungestörte Rassendurchbildung und die Klarheit ihrer gegenseitigen Scheidung auf der verkehrerschlossenen Erde — wenn wir auch im Gegensatz zu übersteigerten rassengeschichtlichen Ideologien die Umbildung gegenwärtig anerkannter, die Neubildung von Mischrassen wie Arten aus den augenblicklichen, sehr wenig vor der Praxis bestehenden Unterscheidungen für durchaus möglich halten. Gerade Wahrnehmungen in Ost- und Nordasien, z. B. in der Mandchurei, an der Neubildung der Massen zwischen Russen, Koreanern, Mandtschu, Chinesen und Paläasiaten bestärken uns darin.

Auch heute noch scheinbar ungewöhnlich rein in besonderer Lagengunst erhaltene Rassen, wie die Japaner, sind ja doch das Ergebnis einer Verschmelzung sehr heterogener Wanderströme in „Reservaten“: Inseln oder Inselbögen (Japan), Gebirgslandschaften und Becken (Angaraland der geologischen Vergangenheit; Ferghana; Baskentlän; Himalaya-Zwischenplateaus, Westhang der Pamire, des Hindukusch).

Vielfach zersetzen sich Rassen in scheinbar günstigen Einheitslandschaften (Ostanatolien); Rückschlagserscheinungen wirken grenzverschiebend. Grenzen von

Neubildungen, wie z. B. bei den „Massen“, müssen gesucht werden, wie der Pferdezüchter, der Taubenliebhaber an Schlägen seine Studien macht, wie in botanischen und Akklimatisationsgärten künstlich die Bedingungen zum Gedeihen ortsfremder Rassen erst geschaffen werden müssen. Für das an der Wasserkante geschaffene Alpinum oder im Trockengebiet hervorgezogene Verlandungsmoor, die in der Schotterebene erhaltene Buntsandsteinregion, für die kostspieligen Pferde- und Rindviehrassen, Schafe, Schweine, Hühner und Tauben erkennt man aus praktischer Erfahrung ohne weiteres an, was man für die Menschen vorläufig noch vielfach in Abrede stellt.

Streifenweise Anordnung in der Ostwest-Richtung fällt uns in den am meisten durch Wanderungen erschütterten Räumen der Alten Welt auf, entsprechend dem geographischen Kettenbau in Nord- und Zentralasien, dem Verlauf der Wanderstreifen zwischen oder nördlich an ihnen entlang. So lagert sich der vielfach auseinandergerängte, teilweise auch durchbrochene Ural-Altaier Streifen mit seinen an der agglutinierenden Sprache leicht feststellbaren Völkerresten, so lagert sich in Nordasien der russische Kolonialstreifen, „ein verwilderter, mäandrierender Strom in unordentlichem Bett“; so zieht ihm der spätchinesische, westwärts flutend, entgegen, zum Teil neu rückkolonisierend auf dem Wege, auf dem sich einst der frühchinesische längs der Seidenstraße, dann im Tale des Wei und Hwangho herabgeschoben hatte, wie die spätere Störung durch die den Islam tragenden Rassen. Umbiegungen nach Süden erkennen wir überall da, wo sich der pazifische Ketten- und Staffebau vorwiegend meridional gestaltet.

Gebirge, Wald und Sumpfreionen (Südafrika) wirken als Schlitzer von Rassen- und Völkerresten; so der Kaukasus, so der Hang von Altai und Tianschan, so die breiten Täler der Romanen und Ladinier in den Alpen. So halten sich in den Pyrenäen noch die Basken, in den Hochtälern der Landschaft am Ararat, den sie richtigerweise als Wapenzichen angenommen haben, die Armenier.

Die landschaftliche Umgebung des Kyberpasses in besonders zum Schutz geeigneten Tälern birgt in großer Zahl Rassengrenzen, die oft zugleich mit Gausgrenzen zusammenfallen. Längs der Ghats halten sich die Gonds, Wudars und Bhils, am Himalaya die Churkas und viele andere, deren eigentlichen indischen Rassengemisch rassenfremde Bergstämme, in den Längszügen der Malaienhalbinsel die von Martin und neuerdings von Schobcsia untersuchten Senoi und Semang, die ein Gegenstück auf Ceylon an den Weddah haben.

Ringgebirge und Hochplateaus wirken oft ganz besonders bewahrend bei Tier- und Menschenrassen und helfen Dauergrenzen festhalten: so behaupten sich die Singhalesen gegen die Dravidarassen und die Tamilenstämme aus Vorderindien, zuletzt auf winzigem Hochflächenraum zusammengedrängt (um Polunaruwa-Kandy), so gegenüber den Malaien und Tagalen die negritartigen Menschen des Innern, Moros und Toriadja auf den Philippinen, den Sundainseln.

Noch schwerer ist es natürlich in den Subtropen und Tropen, tiergeographi-

schen und Menschenrassengrenzen zu folgen, als den immerhin mehr am Boden haften Pflanzengrenzen. Kühne, gutgewählte Arbeitshypothesen können sich dabei als ausgezeichnete Hilfskonstruktionen erweisen, wie Leo Frobenius' großzügige Einteilung Afrikas in chronische, tellurische und hyalische Kultur. Aber freilich müssen sie immer erst in den Einzelheiten erwiesen werden (225).

Hier ist der dankbare Arbeitsgrund für die Feldarbeit des Einzelnen. Die Schwierigkeit, Rassen-, Stammes- und Artgrenzen zu folgen, sie an Sprach- und Kulturmerkmalen zu belegen und zu bestätigen, ist selbst auf vertrautem Heimatboden schon groß genug. Man versuche nur, etwa in dem Raum zwischen Ammersee, Hoesgau, Werdenfels und dem breiten Zungenbecken romanischer Kultur am Austritt des Lechthals zwischen den alten Wellenklöstern, dort der schwäbisch-bayerischen Stammgrenze zu folgen! Wie mengt sich da alemannischer und bayerischer Brauch, auch die Mundart, noch dazu in den Zuschlägen aus „Walchen“ und alpinen Resten!

Holzbearbeitung, Metallverwendung, Keramik, Bauweise, Feststellung und Viehhaltung, das alles muß helfen; und dennoch entstehen, wie Dr. B. Schweizers Arbeiten beweisen, zahlreiche Karten mit verschiedenen laufenden Einträgungen fast für jedes Charakterwort, für jeden Brauch, wenn sie sich auch im allgemeinen, im großen Zuge ihrer Grenzen vielfach decken oder nähern (226).

Begrifflich ist es, daß solche Arbeiten vorzüglich am Stoß besonders stark erhaltener Rassen und Stämme entstehen, in deutlich ungrenzbaren Übergangsgebieten, wo die Bedeutung des Problems früher als anderwärts sich dem Bewußtsein aufdrängte. Daher das vorbildliche Angehen in der Schweiz, z. B. durch den schweizerisch-oberitalienischen Sprachatlas von Jaberg und Jud (227). Aber auch geschlossene Rassenbildungen und Rassenmischungen, wie die Franzosen (228) und die Niedersachsen (226) machten sich diese Darstellungsweise früh zu eigen; und eine höhere Stufe von Grenzgefühl kommt hierbei, je nach der früheren oder späteren Aufnahme der Arbeit, zutage. (Herausarbeiten der deutsch-polnischen Sprach- und Rassengrenze durch Penck und Volz, nach dem Kriege Abgrenzung Osteuropas durch die Wiener Schule) (229).

Daß so bunt zusammengesetzte Staatenbildungen, wie der alte Habsburger Staat, zwar ein brennendes Interesse an der Kenntnis dieser Fragen, aber ein geringeres an ihrer Behandlung in der Öffentlichkeit hatten, versteht sich von selbst. Auch wenn man von dem wohlfeilen Spott in einer einst in Paris veröffentlichten Monarchengalerie absieht, die den greisen Kaiser Franz Josef statt jeder weiteren Spitzzeichnung als „Empereur de Babel“ vorstellte, wäre schon die Analogie des Hetherrichts mit seinem gleichfalls neunsprachigen Staatsarchiv hezeichnend, das ein freundlicher Zufall, zugleich mit der Möglichkeit sprachvergleichender Lösungen, in die Hände der Archäologen spielte. Aber damals schon erkannte man, daß so lose, um äußerliche Zusammenhänge, um die verschiedensten Stämme und Rassen gespannte Grenzen wenig Anwartschaft haben, auf die Dauer zu halten.

Die geographische Berechtigung geschichtlicher Schlüsse, die solchen Lebensformen gegenüber zur Vorsicht mahnen, dürfte schon daraus hervorgehen!

Stelle sich die Gefahr einer oder mehrerer, die Staatsgebiete durchschneidenden Rassengrenzen unmittelbar drohend schon vor solche Reichsbildungen, wie das Heiter- und das Habsburger Reich, so steht sie mittelbar doch auch vor der ganzen Menschheit mit ihrem politischen Aufbau und ihren Hoffnungen auf größere Zusammenschlüsse. Gewiß sind Arbeiten, wie die von Lothrop Stoddard, von Madison Grant und J. W. Gregory (230) — was schon ihre aufreizenden Titel verraten (Rising tide of colour, Menace of colour, Menace of the underman) — derb verallgemeinernde und übersteigende Fanfaren; aber sie zeigen doch durch die Wirkung ihrer Übersetzungen, wie die Aufnahme der deutschen Worte von Günther (231) die erwachende Erkenntnis der Inneneuropäer für ein Arbeitsfeld, das sie allzulange der nicht vorhandenen Vorsorge einer nicht vorhandenen Rassenkunde überlassen zu können glaubten.

Gewiß läßt sich vieles gegen die rückstichlosen amerikanischen Generalisierungen der europäischen Rassengrenzen, z. B. in Stoddards „Race realities of Europe“ einwenden; aber es ist doch besser, die Amerikaner kennen diese derben Rassengrenzen innerhalb Europas, als sie wissen gar nichts davon, wie stellenweise ihr Präsident der herümmten 14 Punkte, Wilson, an die außer Deutschland wohl niemand glaube.

Gewiß lassen sich einige Einwände gegen Hellpachs „Geopsychische Erscheinungen“ (232), vielleicht noch mehr gegen sein „fränkisches Gesicht“ oder seine Unterscheidung zwischen Metrotypus und Mimotypus finden. Aber es ist doch besser, die Deutschen werden überhaupt zu Beobachtungen über das starke Einwirkungsverhältnis von Landschaft, Wetterlage und Menschen zueinander in Hellpachs Sinne angeregt, als sie dämmern ohne persönliche Einstellung zu diesen für ihre ganze Zukunft doch recht wichtigen Fragen dahin; und es ist besser, sie lernen Rassengrenzen, vor allem schwindende gute Rassenbestandteile mit den Augen Günthers sehen, als gar nicht. Das Dritte Reich hat ihnen die Augen geöffnet.

Es hat keinen Sinn, leugnen zu wollen, daß die Anthropologie auf diesem Gebiet des Erkenntnislehrens von Rassengrenzen, Rassenotypen und Rassenüberschneidungen, aus Überkritik und Meßfraidigkeit, der Kulturwissenschaft, der Macht- und Wirtschaftslehre ganz ebenso eine notwendige Popularisierung stichfester Erkenntnisse schuldig geblieben ist, wie die Anthropogeographie geraume Zeit seit Ratzel, — was erst unter dem Druck des Krieges eilig nachgeholt werden sollte, ohne daß die unbedingt nötige Massenwirkung noch rechtzeitig erreicht werden konnte.

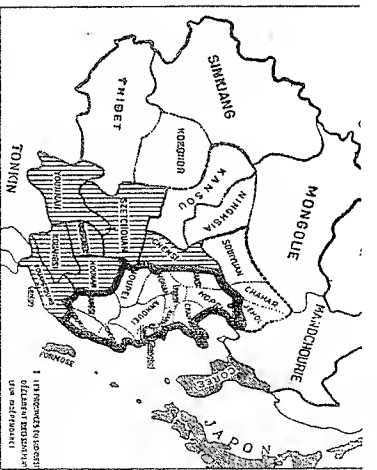
Das ist der umschönigte Stand der Frage; und wenn nun allerlei dazwischen springt, was man nicht gerne in der Arena wissenschaftlicher Kämpfe sieht, so muß man zugestehen, daß es eben durch zu breite Zwischennäume eindringt, die

vom Nichtanhandlegen der Spezialwissenschaften zu weit offengelassen worden waren, bei denen man vor lauter Akribie in Einzeldarstellungsfeldern versäumt hatte, notwendige Anschlüsse im Auge zu behalten.

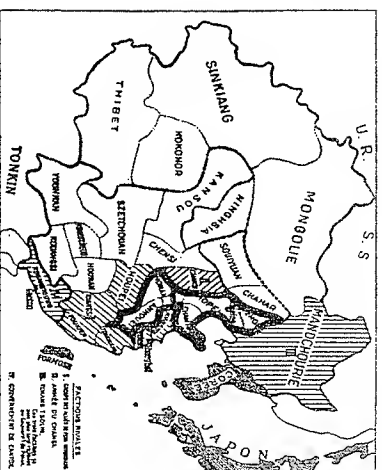
Nur so war es möglich, daß bei der jüngsten Verlegung von Grenzen im größten Stile, trotz gelegentlicher Hieranziehung, die Wissenschaft so wenig die Rolle des Generaldirektors spielte (die Kjellen für sie haben wollte), daß es nicht einmal zu der des Registrars reichte, daß vielmehr grobe Irreführungen leitender Staatsmänner durch kecke Tatsachenfälschungen, z. B. von zwischeneuropäischer Seite — von polnischer, tschechischer, französischer wie italienischer — ungestraft blieben ja sogar durch Länderweiterungen belohnt wurden, daß die politisch-geographische Ahnungslosigkeit von Männern wie Lloyd George und Wilson sprichwörtlich werden konnte.

So fand denn die Verlegung der Grenzen, namentlich Europas, in ihren geographischen Formen so gut wie ohne Beteiligung der Wissenschaft, ja unter Protesten selbst der wissenschaftlichen Vertreter der Hauptnutznießer statt, wie die ostentative Entfernung des einsichtigeren Keynes bewies und Percy M. Roxbys „Far Eastern question in geographical setting“ — das noch erhebliche Korrekturen erfährt.

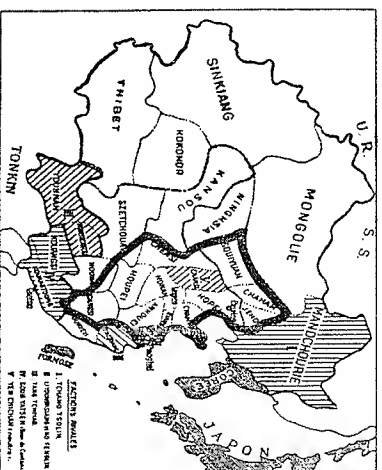
Den Rest, der wenigstens von der Wissenschaft der alliierten und assoziierten Mächte gerechtfertigt werden sollte, spiegelt am besten J. Bowman in „The New World. A study in political geography“ (1933), ein Werk, in dem mit den reichen Mitteln der New Yorker Geographischen Gesellschaft die schlimmsten Stunden gegen die Wahrheit der Rassengrenzen bei der politischen Nachkriegsgestaltung der Welt mit Feigenblättern versehen werden, ohne daß die Schönheitsfehler darunter verschwinden. Man lese nur, was über Innereuropa, Indien und Ostasien darin gesagt ist (334).



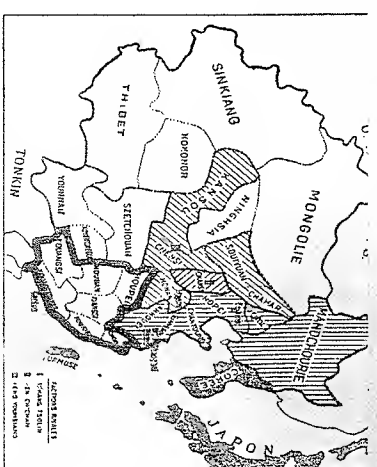
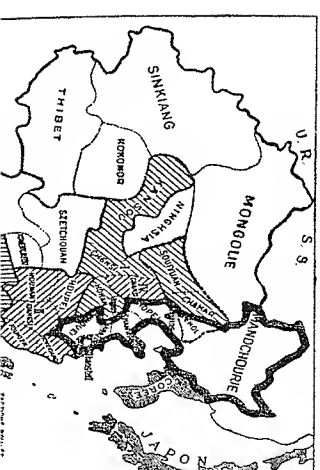
1915. Regierung Yuan Shikai
(1912-1916). Zentrum Peking



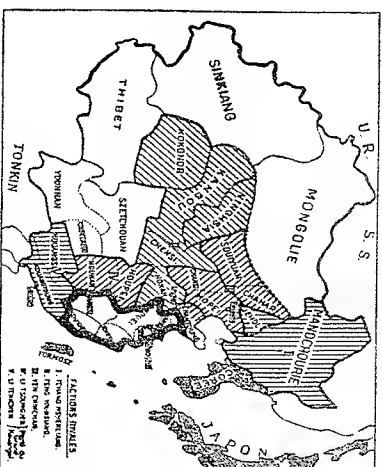
1917. Regierung Tuan Shijui
(1916-1920). Zentrum Peking



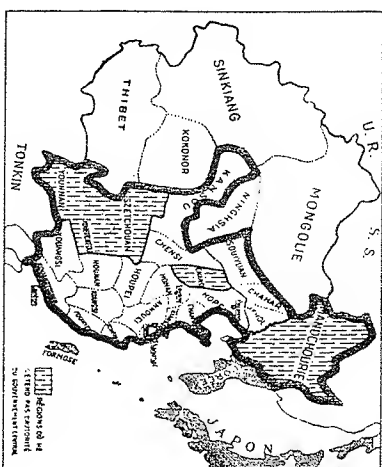
1924. Chihli-Regierung (1920 bis
1924). Weiteste Ausdehnung



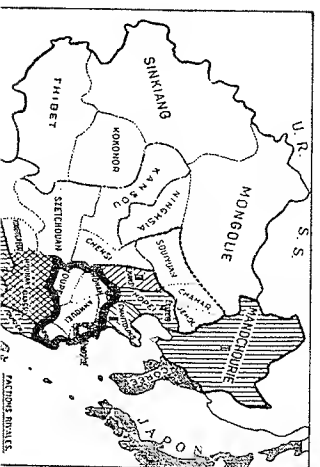
1927. Nationalistisch-revolutionäre
Militärregierung. Zentrum
Kanton, später Nanking



1929. Nationalistisch-revolutionäre
Militärregierung. Zentrum
Nanking. Engster Machtbereich
Tschiang-Kaisheks



1930. Nationalregierung Nanking.
Nomineller Einflubereich



XXI DIE POLITISCH-GEOGRAPHISCHEN FORMEN DER GRENZVERLEGUNG

Wie verrät sich zuerst die unmerklich werdende, wie vollzieht sich zuletzt unaufhaltsam die notwendig gewordene, innerlich berechnete Verlegung von Grenzen, deren natürliche Bedingungen wir bis jetzt untersucht? Unter welchen Formen erkennt die Welt ihre Abänderung politisch-geographisch an? Diese Fragen setzen unschwer einen der wichtigsten geopolitischen Fragenkreise.

Überreizt oder tatsächlich unausgleichbar überschäumender Volksdruck, die Raumanne überfüllter Kulturlandschaft gegenüber dem Menschenhunger raumweiter, aber unterfüllter Naturgebiete, das Wanderungsproblem des Einzelnen, der Gruppe oder des Stammes (23), ganzer Völker und Rassen, seine Ursachen und Wirkungen liegen ihm zugrunde.

Aber die Formen der Grenzverlegung, die auf diese Weise angebahnt werden, sind natürlich so grundverschieden, wie uns die Natur sie auf allen anderen Gebieten zeigt: etwa in Physik und Chemie bei der Vermengung von Flüssigkeiten als Einsickerung fremder Stoffe und dann plötzlichen Auftrieb neuer Gemenge oder fast unmerkliche Verfärbung und Vermischung; in der Geologie hier die Intrusion weit unter der Erdoberfläche, die erst nach und nach bloßgelegt wird, oder dort den wilden vulkanischen Ausbruch; oder in der Biologie die stille Unterwanderung von Insekten und Mäusescharen, bei der man erst, wenn die Eindringlinge unvertreibbar geworden sind, wenn im Felde oben die Ähren fallen, im Hause Vorräte schwinden, die unliebsamen raumbeengenden Gäste bemerkt, im Gegensatz zu den Schwärmen von Heuschrecken, die sichtbar die Lüfte verdunkeln. Bei gewaltsamen Vorgehen aber überschieben sich wohl ganze Bevölkerungs-schichten wie emporgedrückte Eisschollen über die Schläge unserer Hochland-seen, bald in wild gegeneinanderstehenden getürmten, aber schmalen Gürteln, bald in breitflächig überschobenen Feldern.

So kann tatsächlich der Einbruch einer Grenze, die Grenzverlegung in den verschiedensten, durch Analogien der Naturwissenschaft belegbaren und oft belegten

Formen erfolgen: durch Abbrechen unterhöhlter, unterpflühter Randgebiete, durch Herausstoßen aus unterwanderten Teilen, durch gewaltsame Überschiebung herrschender Schichten von außen her; und die bedrohte Grenzlandschaft — wenn sie nicht erliegen will — begegnet ihr dann durch Aufzangung, wie es die siegesichere chinesische Rasse allen fremden Einsprengungen gegenüber erfolgreich tat, oder durch Gegendruck oder durch Gegenstoß. Bald ist solche Grenzunterminiervorgabe der tropfenweisen Höhlung des fließenden Wassers vergleichbar, bald der immer nur einmal schlagartig erschütternden Wirkung des Dampfhammers, bald der des am schwersten auszuhaltenen hydraulischen Druckes, aber immer steht die Grenzfestigkeit einer Lebensform auf Probe.

Grenzfestigkeit! Ihre Untersuchung zeigt uns ganz am Ende durch die ganze Reihe geschichtlicher Erprobungen geographischer Grenzscheinungen hindurch und auch in ihren formalen Festlegungen die ungeheure Überlegenheit der elastischen, biologischen, allen Grenzstörern lebendig entgegenarbeitenden Grenzauffassung und Grenzerhaltung. „Zu allen Zeiten, wo die Kunst vertiefte, vertiefte sie durch die Künstler“, auch die Staatskunst, zumal in ihrer vornehmsten Aufgabe, der formalen Grenzerhaltung einerseits, der Fortbewahrung eines hinter dieser Form pulsierenden und sie überall voll ausfüllenden Lebens andererseits. Der schlimmste Feind wirksamer Grenzerhaltung ist immer der Formalismus bei ihrer Durchführung. Es hat hohen Reiz, von diesem Gesichtspunkt aus das Gegenspiel positiver und negativer Grenzen zu verfolgen, wie etwa der russisch-angolandschen in Zentralasien, der russisch-mongolischen von den Pamiren und Il bis zur Mandschurei, der romanisch-angelsächsischen in Amerika.

Verfolgt man solche Vorgänge der Grenzerweiterung in ihren Einzelheiten, so wird man dazu kommen, ohne den Entwicklungen Gewalt anzutun, mehr ozeanische, meerestamige und mehr kontinentale, festlandbestimmte Typen der Grenzerweiterung, der Grenzerlegung zu unterscheiden, mit zahlreichen Zwischenformen, z. B. potamischen, litoralen u. a. m. Man wird das Wort Ratzels bestätigt finden, daß gerade durch den Gegensatz ozeanisch, thalassisch oder kontinental einer der größten ausgedrückt werde, der überhaupt zwischen politisch-geographisch bestimmbar Lebensformen zu finden sei (236).

Man wird ferner in den meisten Fällen eine unbestreitbare Vorliebe für einen der beiden großen, auch in der Strategie und Taktik als Gegenpole herkömmlich gewordenen Begriffe der Umfassung und des Durchbruchs finden; man wird sehen, daß kompliziert aufgebaute Reiche, so die ozeanischen, meerumspannenden Bildungen, häufig die Umfassung im Großen und Kleinen bevorzugen. Zentralistische Mächte, allerdings öfter die kontinentalen, als die küstenumspannenden Bildungen, neigen zur Form des Durchbruchs, des Zusammenfassens der Kräfte an einer Stelle, oft unter zählen Wiederholungen an diesem selben Einbruchspunkt.

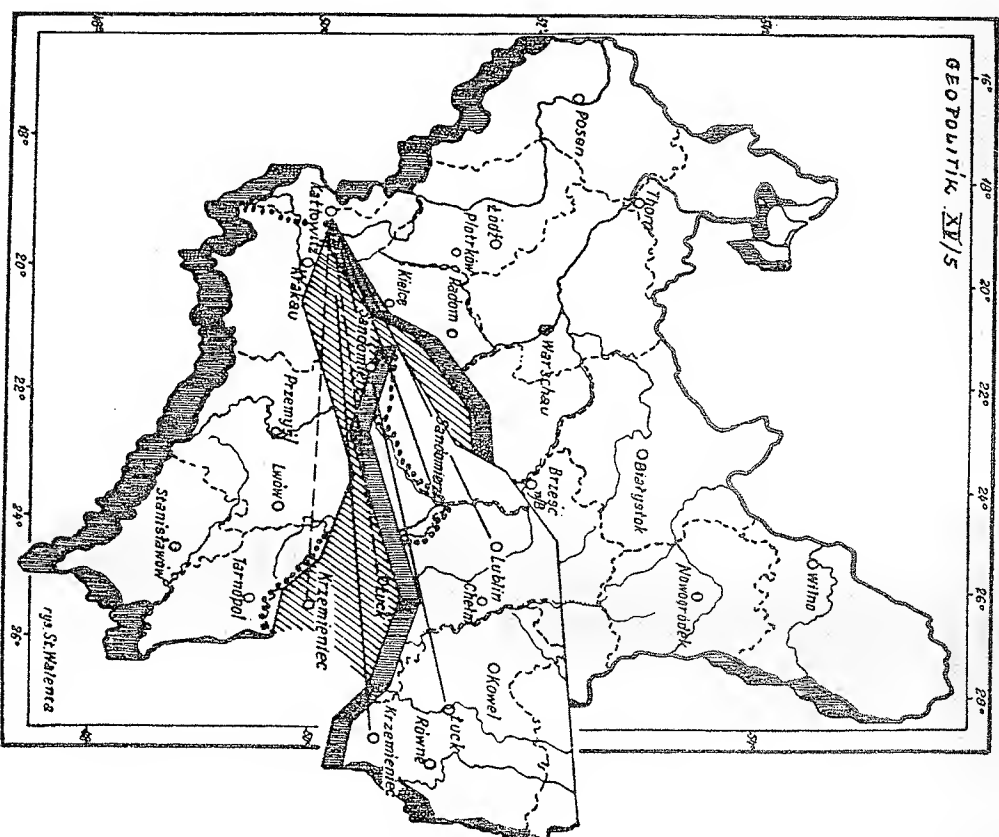


Abb. 69. Das gegen die Industriegebiete von Schlesien, Dabrowa und Krakau isolierte Mittelstück Polens. Dieser bisher tote Raum wird jetzt in einem Mehrjahresplan zum „Zentralen Industriegebiet (C.O.P.)“ ausgebaut.

Häufige Formen der Grenzerweiterung und Verlegung sind die Siedlungsstreifen oder Siedlungsströme, die sich gleichläufig mit der Grenze, unter einem Winkel oder senkrecht, durchstoßend oder umfassend sich verbreitern. Selten fließt fremde Unterwanderung, wie etwa die polnische im Ruhrgebiet, diffus über das Land. In Lothringen vollzog sich die Überformung in streifiger Verbreitung. Typisch für solche Einbruchstreifen in fremde Grenzräume sind Formen, wie der

schon erwähnte russisch-sibirische Siedlungsstreifen in Nordasien. Aber auch die frühere römische, die spätere chinesische Straßen- und Streifenkolonisation — wie die russische sich zwischen Ural-Altaier hineinpressend — bevorzugte diese Form.

Auch in den Hoblformen der pazifischen Küste Amerikas, den Küsten-Längstätern von Nord- und Südamerika erscheint die Grenzverlegung in Straßen-Kolonisation; ebenso gehen in Afrika (Barkaländer, Nordafrika und Sudangüter); Grabenbruch der ostafrikanischen Seen) Wanderstreifen mit Grenzverlegungen Hand in Hand.

Die Erscheinung von Reichstreifen mit entsprechender Grenzverlegung kennen wir in der am meisten überzeugenden Dauerform aus der Geschichte der chinesischen frühen Reichsbildungen im Hwangho- und Wei-Tal. Wir sehen dort, wie lange die Verbindung mit den wahnscheinlichen Ursprungsländern der chinesischen Reichsbildung längs der später ausgebildeten Seidenstraße festgehalten wurde, wie sie in Erschlaffungszeiten verlorengeht, doch immer wieder aufgesucht und unter jeder starken Regierung neu eröffnet wird und dann in kleineren Grenzlandschaften wieder ernaltet und erstarrt.

In einer eigenen Studie (237) habe ich an einer mir genau bekannt gewordenen Lebensform der Monsunländer, dem japanischen Reich, im einzelnen nachzuweisen versucht, auf welchen geographischen Grundrichtungen sich die Grenzverlegung des wachsenden Reiches abspiele. (Abb. 22, S. 65.) Die japanischen Festlandgrenzen in ihren wechselvollen Gestaltenspielen sind besonders lehrreich, weil sich das auf ozeanische Grenzformen (Inselbögen) meisterhaft eingespiegelte Reich auf dem Festland auch erst die kongenialen Formen suchen und daher experimentieren mußte. — Weit über die schnell als ungünstig erkannte Flußgrenze des Yalu und Tjumen hinausgeschoben bestand ein außerordentlich geschickt aufgebautes, meist wirtschaftlich verfestigtes Gewebe von autonomen Eisenbahnzonen, im Umfang von mehr als 22 000 qkm, und Flußschiffahrtsrechten auf 7000 Flußkilometer. Diese entwickelten sich — auf ausgesprochene chinesische, japanische und russische Monopolbildung hin — darin ganz gegensätzlich zu dem in der Angelegenheit der Internationalisierung der deutschen Wasserstraßen (Rhein, Elbe, Oder, Donau, Raab der Weichsel) beliebten Verfahren. Hier ist es also in erster Linie eine Verkehrsdurchdringung mittels eines beherrschten, elastischen Netzes, die eine Grenzverlegung mandschurewärts für 1931 vorbereitet hatte, eine Grenzgefährdung durch Festlandvölker koreawärts hintanzuhalten suchte. Dabei sind die Flußbreche begründet auf natürliche Wasserstraßen von mehr als 6000 km Ausdehnung (Amursystem allein 6000) (also immerhin, verglichen mit Innereuropa, der Mitte wert) und durch Küstenfischerei und Küstenbetriebsrechte an einer der fischreichsten Küsten erweitert (Ochotskisches Meer, Japansee-Küste am Russen-ufer, Sachalin). Sonst besteht (238) für die wichtigsten Fischereigründe der Welt-

meere fast ein angelsächsisches Monopol, von dem vor allem auf Kanada ein erheblicher Anteil trifft.

Bei der literarischen Vorbereitung von Grenzverlegungen lassen sich bis zu einem gewissen Grad verschiedene nationale wie völkische Methoden unterscheiden. Die französische, ehedem römische Methode der Angriffsvorbereitung durch das Vorgehen bedrohter Sicherheit — ausgebildet an einem fast tausendjährigen planmäßigen Grenzraub an Westen des deutschen Volksbodens — ist am besten durchgebildet; dann folgt die russische und die angelsächsische und die hauptsächlich an ihr ausgebildete japanische. Sie alle gehen mit anderen ihnen wesensgemäßen Beweisgründen vor, wie z. B. den Schlagworten „Offene Tür und gleiche Gelegenheit für alle“ u. a. m.

Selbst ist die Wahrnehmung, wie ungleich schlechter die auf Abwehr eingestellten Lebensformen ihre Grenzen durch wissenschaftliche Grenzlandarbeit vor ungünstiger Verlegung zu schützen wissen, als die andern, angreifenden Mächte Grenzcinbrüche und Landrummerweiterungen vorzubereiten vermögen!

Abwehr von Grenzverlegungen muß, wenn sie erfolgreich sein soll, von juristischer Sturheit oder passiver Beharrung in wesentlichen absehen und moralische und physische Grenzorganisation einfach gleich dem deutschen Worte für „Organisation“, der Belegung, der Durchgliederung setzen. Und zwar darf eine solche Belegung, eine solche Durchgliederung völkischen Widerstandes oder besser Entgegnens kein Gebiet wirtschaftlicher, kultureller oder machtpolitischer Lebenserweckung übersetzen, am wenigsten das überaus wichtige der Bodenverteilung in Grenzländern, den lebendigen Anteil noch eben gerade wurzelfester oder schon wurzellos gewordener Volksschichten am Volksboden. Wo es nicht gelingt, Mehrheiten in ein positives Verhältnis zum Lebensraum zu bringen — und sei es übersteigert das von Keyserling (239) geschilderte und nicht von ihm allein gerühmte metaphysische Liebesverhältnis zur Nation in Japan — als Auswirkung eines hoch organisierten Volksbodens, da wird alle andere materielle und ideale Grenzlandarbeit auf die Dauer verloren sein. Sehen wir doch nur zu, wie uns an der Stelle, wo uns Deutschen die durch den geringsten Raumrückhalt und die geringste Massenschoßkraft verstärkte fremde Bevölkerung grenzenverschleibend entgegenrat, bei der dänischen Kolonisation in Nordschleswig, eine nicht gezahlte Vitalität übertrasselt! Sie ist vielleicht im wesentlichen das Verdienst eines einzigen Mannes: Grundvig!

Mit Recht warnte man da von Apenrade aus: „In dänischen Kreisen sind zur größeren Ausnutzung des Bodens in Nordschleswig Bestrebungen im Gange, durch weitgehende Besiedlung die Bevölkerungszahl zu heben und Platz zu schaffen für neue Heimsätten.“ Es ist die vitale Kraft der Grundvig-Bewegung, ursprünglich auch nur vom Schmerz eines ganzen Mannes über die Trügestaltung seiner Rasse ins Leben gerufen, die sich da auswirkt! Man geht von der Erwägung

aus, daß Nordschleswig außerordentlich dünn bewölkt ist (eine Gefahr, die aber auch über den jetzigen deutschen Ostmarken schwebt). Es kommen auf einen Quadratkilometer nur 4² Menschen gegen 7⁵ im übrigen Dänemark. Deshalb sollen die größten Besitzkomplexe, in erster Linie die früheren preussischen Domänen und die fast jedem nordschleswigschen Pastorat angegliederten Ländereien ausgeteilt werden und die Grundlage zu vielen kleinen Bauernhöfen hergeben.

Die schmerzliche Frage ist nur, warum in Preußen zwischen 1864 und 1918 nie jemand das nordische Grenzproblem von dieser Seite gesehen hat? Verließ man sich zu stark auf das in einem wesentlichen Punkte unerfüllte formale Recht von 1864?

„Hier kommt nicht nur das soziale, sondern auch das nationale Moment in Betracht“ (— als ob das im Grenzland irgendwo zu trennen wäre —!). „Nordschleswig zählt 36 Domänen; von diesen liegen 24 im Kreise Hadersleben, 4 im Kreise Apenrade, 4 im Kreise Sonderburg und 3 im Kreise Tondern. Im ganzen umfassen diese Domänen 13 000 ha Land. Sie sollen allmählich alle in kleine Bauernstellen zerlegt werden; auch die Güter des Herzogs Ernst Günther bei Grafenstein wird dasselbe Schicksal treffen. Zu einer allgemeinen Ausstückung kann man nur jetzt noch nicht schreiten, weil Dänemark die Domänen vertraglich von der deutschen Regierung übernommen hat und die meisten Verträge noch nicht abgelaufen sind.“

Dies ist nur eine zufällig aus Licht getretene Stelle falscher Grenzbodenpolitik, die auch anderwärts sehr verbreitet war. Die westslawische Grundberaubung in Polen, Böhmen, im Südslawenstaat, die Güterenteignung des deutschen Großgrundbesitzes in den Baltenländern kann sich desselben Spiels bedienen. So geht die südost-europäische Agrarrevolution zum großen Teil auf Kosten deutschen Raum- und Bodenrechts vor sich.

Die ganze Problematik des Minderheitenrechts — das doch zur Voraussetzung eine geographische und statistische Erfassung des Wanderungsproblems und aller Grenzverschiebungen im Volks- und Kulturboden hätte — zeigt etwa das „Wörterbuch des Völkerrechts und der Diplomatie“, herausgegeben von Strupp, oder Kurt Wolzendorffs „Grundgedanken des Rechts der nationalen Minderheiten“ (240). Aber eben man an eine Rechtsfestlegung gehen könnte, mußte doch eine einigermaßen übereinstimmende Rechtsauffassung und Rechtsanschauung vorausgehen, und dieser wieder eine zutreffende geographische Unterlage; gerade aber die wirklich viele Grenzverlegungsarbeit zeigt, wie unmöglich heute noch ein ernsthafter Versuch ist, solche Grundlagen von allgemeiner, überstaatlich anerkannter Gerechtigkeit und Gültigkeit zu schaffen. Weit eher wird man sich die herbe Anschauung von John Bakeless: „The origin of the next war“ (241) zu eigen machen können!

Wie planmäßig ist doch dem heutigen Grenzenstand Europas durch die vielen

Bücher in Frankreich vorgebahnt worden, die alle irgendwie nicht von Frankreich in erster Linie sprachen, sondern von Europa, die „L'Europe et la question d'Aulriehe“, „De l'Empire Ottoman“ auf ihren Tischen trugen, aber im Grunde doch nur an Grenzverlegungen zugunsten der französischen Lebensform dachten! Und damit trafen sie sich mit der russischen und angelsächsischen Grenzliteratur. Darum hatten die hohen alliierten und assoziierten Mächte Kriegsziele genug — selbst ganz offen eingestandene des Landraubes —, und wir in den Zentralmächten hatten keines; dafür bürdete man uns zur Strafe die Kriegsschuld auf — zuletzt doch, weil wir nicht begriffen hatten, wie man Grenzen vorbeugend beschützt — in der öffentlichen Meinung der Welt! (242.)

GRENZWEHR UND WEHRGRENZE

(WEHRTECHNISCHE GRENZORGANISATION)

Außeres Bild und Wesen der wehrgeographischen Grenze hat scheinbar in kurzen Zeiträumen große und sinnfällige Veränderungen erfahren. Dennoch ist ein durchgehender Zug unverkennbar: daß die Wehrbauten, die festgewordenen Einzelformen der Grenzwehr, wie ihr immer wichtiger werdender Zusammenschluß zu einer nach großen Gesichtspunkten durchorganisierten Wehrgrenze, stets weit zurückbleiben hinter dem sonstigen geographisch erfaßbaren Leben der Grenze auf den Gebieten der Kultur, Macht und Wirtschaft. Auch was an der Grenzsicherheit technisch ist, muß mit jedem Tag technisch veralten — was an ihr geistig ist, bleibt ewig und darum vorbildlich.

Jede festgewordene, als Bauleistung erfaßbare Schutz Einrichtung, Umbauung, Ummantelung, Bepanzerung lebender Grenzschilder: Burgen, Einzelcastellen, Grenz- oder Sperrforts, in Umzug geschlossene oder zusammenhängende lineare Landwehren, Landbefestigungen — vor einem Glacis und einer eigenen Militär-grenze (Slawonien) oder vor den unter gleichen Bedingungen mit dem Hinterland lebenden Grenzlandschaften (Ostpreußen), vor der in der Regel eigenartig ausgestalteten Verkehrsorganisation eines Grenzgebietes (alle Reichsländer): alles das ist notwendig der Ausdruck der wehrgeographischen Anschauungen einer bestimmten Zeit; es muß, wie alles Technische, mit dem Augenblick der Vollendung hinter dem Wandel dieser Anschauungen zurückbleiben.

Sehr selten ist es möglich, bei weitschauender erster Anlage, durch Umbauten eine Zeitlang dem Wechsel dieser Anschauungen zu folgen; auf längere Zeiträume gelingt es nie.

Es ist auch keine Entwicklung etwa im Sinne Spenglers festzustellen, sondern eher ein an- und abschwellender Rhythmus zwischen Häufung vereinzelter Grenzwehren, ihrem Zusammenschluß zu einzelnen oder zusammenwirkenden Wehrgrenzen im ganzen Umzug der Lebensform, auch vor lebenswichtigen Teilen unter Vernachlässigung anderer — oder kraftbewußter, stolzer Vernachlässigung des erstesten und ortgebundenen Schutzes von Grenzsetzungen zugunsten des Ver-

kehrs, der Eisenbahnentwicklung, zugunsten sprungbreitartiger Ausgestaltung der Grenze.

Dieser Wechselschwingung hängt mit dem politischen Kraftbewußtsein und der geographischen Selbsterkenntnis der Lebensformen, der Völker, die sie bilden, der Reich, die sie haften, unmittelbar zusammen und kann natürlich auch als ein Symptom ihrer kulturgeschichtlichen Entwicklungsstufe und Lebenskraft beobachtet und untersucht werden. Je nachdem das Gefühl der Kraft des Wachstums oder der Wunsch nach Sicherheit aus dem Empfinden schwindender Kraft heraus vorwaltet, wird der örtlich haftende Grenzschild, die Schutzsetzung und die wieder durch Festungsbau geschützte, starke, ortgebundene Bewachung bevorzugt oder aber die Verkehrsorganisation. Man kann gerade an berühmten Schutzgrenzwehren der Weltgeschichte, wie Limes, chinesischer Mauer, Sperrburgengürtel der Höhenstufen in den Vogesen, ostfranzösischen Festungs- und Fortgürtel, diesen Wandel sehr deutlich verfolgen: er verrät nichts anderes, als was auch die verschieden starken Jahresringe einer Eiche über gute und schlechte Zeiten ihres Wachstums auszusagen vermögen. Auch die Maginot-Linie ist ein volkspolitisches Schwäche-symptom, der Gegendruck nicht.

Es ist deshalb auch von großer Bedeutung, den Schwankungen in den Ansichten des Schrifttums über den Festungsbau etwa seit dem Entstehen der Anschauungen Napoleons I. über Grenzwehr und Wehrgrenzen zu folgen und dabei festzustellen, wie gesunde und vom Erfolg gerechtfertigte und ungesunde, durch Mißerfolg verurteilte Anschauungen über Grenz- und Länderbefestigung zwischen den großen europäischen Lebensformen hin und her wechseln. Jede einzelne Geschlechtsfolge muß gerade in Grenzschildfragen immer neu erwerben, um zu besitzen, was sie von ihren Vätern ererbt hat — aber sie erwirbt es oft von den Gegnern!

Ein zweckmäßiger, zeitlicher Ausgangspunkt ist dabei das fast persönliche Aufeinanderprallen der geistigen Führer der französischen und niederländischen Befestigungsschule (der Nachfolgerin der alldutschen): Vauban und Coehorn, bei der Belagerung von Namur, das Macaulay schildert (2/3). Dann gleitet über die französischen Fortentwickler Vaubans, die Erzieher Napoleons (2/4) einerseits, über Friedrich den Großen andererseits der Erfahrungsschatz zu Napoleon I., einem großen Zusammenfasser; niedergelegt ist er von ihm selbst in den freilich auf viele Bände zerstreuten Lehren seiner Korrespondenz. Einen verdienstlichen Auszug daraus hat der Österreicher Wlaschütz (2/5) zusammengestellt, den er nur zweckmäßig durch die Gegenüberführung von Erbprinz Karl (2/6) und Clausewitz (2/7) ergänzt hätte, um ein Werk von bleibendem Wert als Ausgangspunkt für die Neugestaltung des europäischen Grenzschild- und Grenzwehrgedankens an der Schwelle des XIX. Jahrhunderts zu schaffen.

Immerhin kommen Napoleons Gesamtanschauungen gut zum Ausdruck, so in der Beurteilung der Etschlinie, der Flußverteidigung (in den Bemerkungen über Peschiera, seine Ansichten über Gebirgssperren, Feste Bard) (2/8), über die pol-

mischen Grenzschutzverhältnisse durch das fünfte Element des Drecks, in dem alles steckenbleibt (Raspuitza), die Bedeutung von Danzig und Thorn, die Führung von Stromängsfeldzügen (Donau 1805 und 1809, Befestigung von Passau, Übergang bei Wien, längs wichtiger Gebirgsenzen, durch zahlreiche Flußabschnitte hindurch).

Napoleons Erfahrung wird zunächst in Deutschland lebendiger aufgenommen, als in Frankreich selbst; sie führt zu den Ideen der neupreussischen Befestigung über die zusammenfassenden Gedankenwege von Clausewitz (349), die sich dann leider wieder in mehr geographische (Roon, Ritter) und mehr wehrtechnische (Generalstab) spalten, nur von Moltke werden sie zu einem Gedankengehäude ver-

69

GEORGIUS K./N

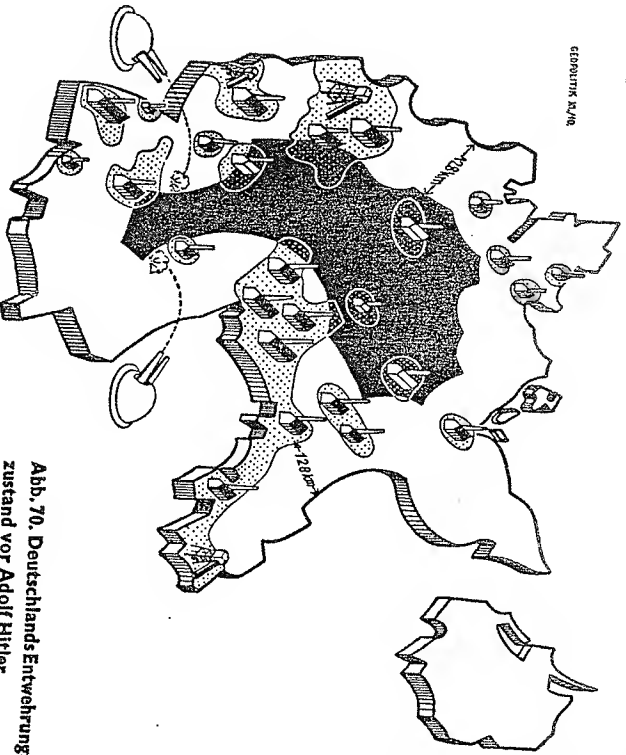


Abb. 70. Deutschlands Entwehrungs-zustand vor Adolf Hitler

einigt, das freilich, wie das Napoleons, aus vielen verstreuten Stellen seines umfangreichen Lebenswerkes zusammengeholt werden muß (250). Auch diese Gedankenarbeit am Grenzschutzproblem ist zum Teil von Schröder (251), zum Teil allerdings mit einer gewissen Scheu vor dem Weiterfolgen und Aussprechen angeschlagener großzügiger Ideen. Leider sind dabei gerade einige der geistreichen wehrgeographischen Wahrnehmungen Moltkes (Österreich 1859, Türvorbreitung nach Osten und Westen) nicht voll ausgewertet worden. Dann tritt die neu erstarkende Idee der französischen Landesverteidigung durch einen zu-

194

sammenhängenden Wehrgürtel wieder in den Vordergrund: Klar (253), E. Ténot (254) und F. M. von Donat (255) führen sie von österreichischer, deutscher und französischer Seite heftig vor; Brialmont (256) ruft praktisch die Schutzwehr Rumäniens gegen Rußland ins Leben und schafft den Kern der belgischen Landesbefestigung, dem nur eine kongeniale Ausgestaltung der lebenden Streitmittel nicht beschieden war. Die Folge der durch Brialmont bewirkten Überschätzung der toten Schutzmittel der neuen Eisenbahn ist dann das geistige Ringen zwischen Brialmont und dem Bayern Sauer, der dabei die praktische Entwertung des unzulänglich verteidigten Lüttich von 1914, Bukarest von 1916 geistig

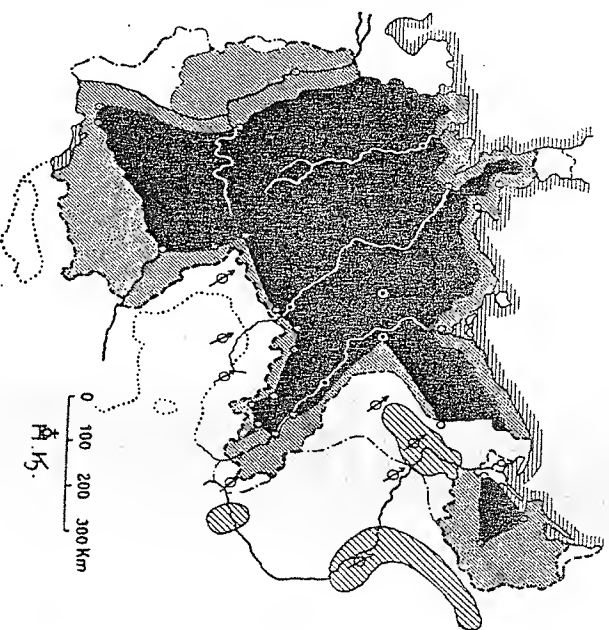


Abb. 71. Grenzdruck auf dem deutschen Lebensraum von 1919-1933

vorwog. Was wenige Jahre später eine Selbstverständlichkeit wurde, die Anwendung der Eisenbahn auf den bis dahin, wie immer, hinter den technischen Mitlein der Zeit weit zurückgebliebenen Festungsbau, z. B. in Meyers Schritt: „Metz durch Panzerfronten verteidigt“, konnte Zurückgebliebenen wie eine Revolution erscheinen und war doch nur die Befestigung einer sonst überall geographisch wie wehrtechnisch und in der Wirtschaft längst durchgesetzten Evolution! Das Zurücksinken Österreichs, auch gegen die Gebirgsbarrieren Italiens, bestätigt Tolows Schrift über Länderbefestigung (257). Die Sonderanschläge der britischen Grenzwehrvorstellungen, namentlich aus den indischen Erfahrungen heraus, zeigte Sir Thomas Holdich in geographischer Anwendung, Lord Roberts (258)

195

195

von Delhi bis Kandahar und Kabul in kolonial-wehrtechnischer Durchführung, Kitchener in der Praxis seines Nifeldzuges (259) und noch mehr bei der Beendigung des Burenkriegs. Von dieser Zeit an ist auch die neu einsetzende Reihe der kriegsgeschichtlichen Einzelschriften (260), ganz abgesehen von den Massenerscheinungen über den russisch-japanischen Krieg (261), dem keineswegs raschen und auf der Höhe der wehrgeographischen Erkenntnis stehenden Wandel der Befestigungserfahrungen wider lebendig gefolgt. Diesen Vorgang hat vor dem Kriege N. F. Maude wohl mit der klarsten Beobachtungsfähigkeit geschildert (262). Nach dem Kriege hat ihn F. Seessberg in seinem „Stellungskrieg“ (263) zusammengefaßt, in einer weit über die Aussage des Buchtitels hinaus große Durchblicke öffnenden Darstellung.

Von 1919–1933 kannte Deutschlands furchtbare Nachkriegs-Wirklichkeit überhaupt keine Grenzwehr und vollends keine Form der Wehrgrenze mehr, vielleicht mit einziger Ausnahme der Feste Lötz in Ostpreußen, die wenigstens als Bruchstück den Erinnerungswert daran festhielt, wie eine solche Grenzwehr liegen mußte und allenfalls auszuselen hätte. Im ganzen übrigen Umzug des deutschen Volkshodens (Skizze 23) war überhaupt nur mehr ein schmaler zentraler Raum für bescheidene veraltete Schutzmaßnahmen erlaubt; seine Lage veranschaulicht am besten die Raumeinbuße der Deutschen in Inneruropa durch den verlorenen Krieg. Nicht nur, daß die westlich des Rheines und südlich der Donau gelegenen Gebiete jeder Schutzmöglichkeit verträgnmäßig entbehren, war am Rhein selbst, wie an der Wasserkante, das Zurückweichen jeden Schutzes um 50 km von unserer Seite anerkannt.

Kernzellen, Verkehrssammelpunkte wie Köln a. Rhein, Karlsruhe, Mannheim-Ludwigshafen, Freiburg, Augsburg, München, Regensburg lagen völlig außerhalb irgendeiner Schutzmöglichkeit; Berlin drei Märsche, nur 90 km von der Schutzgrenze; Schlesien östlich der Oder, der Südoften des deutschen Volkshodens, das ganze Siedlungsgebiet des bayrischen Stammes war jeder Schutzvorrichtung beraubt. Man vergleiche diesen Zustand, der den ganzen Umzug der deutschen Restlebensform traf, die unter stark geschützten Nachbarn nur mehr den Spottnamen eines Reiches führte, mit der furchtbaren, tiefen und wahren, durchaus echt gemeinten Schmerzempfindung, aus der heraus nach 1870 E. Ténot (264) in „la frontière démembrée“ die vermittelte, entgliederte, niemals anzuerkennende, zu vergessende neue französische Grenze beschrieb, die doch nur an einer schmalen Stelle und nur gegenüber einem Nachbarn Einbuße an einem früheren Raub erlitten hatte. Man hat dann im argumentum ad hominem, im praktischen Fall den Grund auf der Hand, warum Grenzwehr und Wehrgrenze als Idee aus der öffentlichen Meinung des deutschen Volkshodens, aus der Schule und Erziehung, besonders aus den Hochschulen nicht eher verschwinden dürfen, bis alle anderen Völker Europas auch mindestens die Entwehrung ihrer Grenzen, die Abrüstung etwa in der Tiefe der Hochschußweite ihrer Zeit jenseits des deutschen Volkshodens als selbstverständlichen Ausgleich zugestanden haben würden, oder bis das Dritte Reich den unwürdigen Zwang abwarf. Statt dessen fiel die öffentliche Meinung Inneruropas auf den von der französischen politischen Wissenschaft zweckbestimmt konstruierten Begriff der Sicherheit (sûreté) nach der falschen Seite herein. Aus diesem Grund haben wir an dieser Stelle eine breitere Darstellung der Entwicklung des Schrifttums über die Ausgestaltung von Grenzwehr und Wehrgrenze geben müssen, weil wir nur auf dieser Grundlage zur Erprobung in der Zeitgeschichte übergehen können.

Prüfen wir nun, was uns Geschichte und Gang des Weltkrieges in Europa über den Wert künstlicher Grenzverstärkung zu lehren scheinen, so finden wir, entsprechend der klaren Vorstellung dessen, was man politisch von dem Kriege wollte, daß das Problem auf französisch-russischer Seite auch klarer durchdacht war.

Die „région fortifiée“ als Ganzes hat an sich doch ihren Zweck des Aufhaltens von Angriffskraft in Frankreich und in Polen lange Zeit erfüllt; der einzelne Platz, das kleine Sperrfort wie der große geschützte Verkehrskopf allein vermochte das allerdings fast nirgends.

Die Sperrfortreihe von den Sundgauböden bis zur Maas, mit Epinal, Toul und Verdun dahinter, hat doch die — gegenüber Schlieffens nur halb befolgtem und dennoch als leidend anerkanntem Plan — zu große Wucht des linken deutschen Heerflügels aufgefunden, im Zusammenhang mit einer vorbereiteten Landschaft und Bevölkerung. Sogar die „trouée de Charnes“ hätte um ein Haar das Hineinrennen der VI. Armee erlisset, für das sie doch gebaut war — als strategische Risikofälle bekannt und oft geschildert —, aber im Ernstfall, in der Hitze scheinbarer Erfolge in ihrer Gefährlichkeit dennoch überschauen und verkannt. Aber auch die Sar-Linie — so sehr von Tollov verspottet —, die Sumpflinie am Narew mit ihren veralteten Sperrplätzen, die italienische Bergbefestigungsreihe haben als Anfangsvorrichtungen durchaus ihren Zweck erfüllt, und zwar nicht nur einmal. Natürlich wirkte sich das geographische Lokalkolorit der einzelnen Grenzwehrräume sehr verschieden aus; aber gewisse gemeinsame Grundzüge bewährten sich doch. Dazu gehört die Verlegenheit, die allwärts der Kriegführung aus der großen Siedlungshäufung erwuchs, aus der Verstärkung, dem „Urbanismus“, Lille, Lodz, Lemberg, Warschau, Brüssel, Kijew, Bukarest zeigten sie besonders deutlich. Von jetzt ab konnten Wien in seinem offenen Becken, Berlin mit seiner labilen Bevölkerungsmasse 90 km hinter dem äußersten Grenzschutz zu ähnlichen Erlebnissen vorbestimmt sein.

Aber erproben sollten sie zunächst Smyrna, Shanghai (1932 und 1937) und Madrid (1937, 1938).

Auch die Tatsache, daß nur mehr ein einziger größerer deutscher Wasserlauf noch als „Deutscher Strom“ bezeichnet werden konnte, die Weser, war noch nicht genügend in das Bewußtsein des deutschen Volkes über den Grad seiner Entweh-

rung eingeungen. Auch unsere Schienenstraßen gehörten bis zur Machtergreifung der NSDAP. tatsächlich Fremden, die Handhabung ihrer Rieseugliederung für Wehrzwecke konnte in absehbarer Zeit ein verlorenes Geheimnis sein; auch die mit so viel Geräusch verkündeten neuen Wasserstraßen bauten wir für Fremde, bis das Dritte Reich die deutsche Gewässerhoheit wieder an sich nahm.

Kein Ausländer in Indien und China wagte es heute mehr, den Geringsten dort anzusehen, was der Pfälzer auf deutschem Boden schweigend ertragen mußte; wir waren tatsächlich im Selbstbestimmungsrecht weit unter den Standpunkt des größten Teils der aufstrebenden Mousunländer herabgeglitten, und Hankau und Kiating, Kanton und Mukden erfreuten sich eines ganz andern Schutzes von den See- und Landgrenzen her, als Hamburg, München oder Köln.

Nach einem solchen Streifblick auf die Wandlungen des Grenzschutzbegriffes in Innereuropa durch den Krieg und die nach ihm beliebte, in diesem Umfang anfangs bei den Gegnern gar nicht vorgesehene verkehrsgeographische Entwertung seiner Bevölkerung durch eigenes Verdienst seiner innerpolitischen Mehrheiten scheint es fast überflüssig, auf die technische Durchführung in den Einzelheiten und die Lehren des Kriegsverlaufs über sie noch einen Blick zu werfen. Dennoch war er nötig und lehrreich z. B. für den Fall, daß die aus den westpazifischen Ereignissen her möglichen Machtverlagerungen in der Welt eintreten, die uns schnell von gewissen Fesselungen des Grenzschutzes befreien konnten, falls wir uns entschlossen, die Gelegenheit zu nutzen. Dazu mußte man allerdings das Nötigste darüber vorbereitend kennen! Das ist von 1933–1937 schnell Volksgut geworden.

Wehrhafte Grenzerhaltung fordert zunächst unsichtliche Kleinarbeit aller im Staat an dem erreichbaren Grenzschutz, ohne Ressorteforschung, ohne den im früheren Deutschland so schädlichen Zwang für alle Sachverständigen im Wehrwesen, in der öffentlichen Meinung im Inneren mit viel Geschrei das Dreifache von dem zu fordern, was man schließlich als Mindestmaß erlangen mußte von den durch die jahrhundertelange Kleinstaaterei bis 1933 im Buchstabsinn des Wortes bornierten Volksvertretern. Denn diese Übertreibung schreckte natürlich im Ausland auf. Die Vermeidung dieses Übelstandes bedingt nächst führender Willenseinheit eine erziehungstechnische Vorbereitung und Erneuerung des Grenzgefühls aller, wie sie etwa Ténols Schrift und die Schule von Gilbert-Bonnal-Foch-Langlois für Frankreich bewirkte. Sie war wichtiger, als Soldatenspiel aller Art, als der Ersatz der fehlenden Kampfwagen durch Holzkutissen, der fehlenden Flugschwerader durch Märchen über fabelhafte, die feindlichen Flugzeuge herabholende Strahlen. Eine Erziehung zur Nutzung besonderer Naturgüter, von Flüssen und Gebirgsschranken, von See- und Sumpflandschaften, wie sie Lötzen, früher Mantua so sehr in der Geschichte von Grenzkämpfen bewährte, aber auch Kenntnis von den verkehrshemmenden Wirkungen industrialisierter Landschaft ist dazu wünschenswert, wie sie etwa Verdy (265) in seinen „Ereignissen in den

Grenzbezirken“ aus den unscheinbaren Erfahrungen der Grenzkämpfe von 1870 herausholte. Ein Werk, wie das von Seesselberg, das zunächst einmal die greifbare Erfahrung als Gedankenarbeit zusammenfaßt, war die Vorstufe dazu. Hier lagen Aufgaben für unsere vielen Bünde und Vereinigungen vaterländischer Vereine, die wirklich der Zukunft dienen konnten; aber sie fordern entsagungsvolle und geräuschlose Arbeit und waren deshalb minder beliebt, als fahnenschwenkende Phantastereien im Gelände, die wehrtechnisch nur wenig mehr praktischen Grenzschutzwert haben, als dramatisierte Erlebnisse im Stile der Reisewerke von Karl May für die Erklunde.

Die psychische Einstellung der gesamten Volkheit auf den alleseitigen Charakter des Wehr- und Schutzproblems ihrer Lebensform — die weit über lineare und Wehrzonenlösungen hinausgreift —, die wir vor lauter ressortmäßiger Tüchtigkeit und Scheidungslust, um nicht zu sagen Haarspalerei (an der sich die Hochschulen mit feindseliger Fakultärentrennung redlich beteiligten) vor dem Kriege mehr als andere Völker vernachlässigt hatten, die hat sich uns im Kriege als die erste und wichtigste Forderung geöffnet. Wo sie vorhanden war, da wirkte sie sich aus in der Steigerung der Einsicht in die Verkehrsbedeutung, die Verkehrsleistung, den Wert organisierter Vorbereitung gegenüber der Häutung starrer und toter oder ressortmäßig allzu heengler, zu wenig blickweiter Abwehr.

Dieser Gegensatz stand im Hintergrund des Verhältnisses zur Entscheidung an der Marne und dem dahinterliegenden Blickziel Paris, aber auch in dem Seelen Grunde zu dem verhängnisvollen Zögern in Metz, das soviel Initiative aufsaugte, und dem viel zu langen Festhalten an dem in der Überraschung verunglückten Verdun-Unternehmen. Die Grenzwehren des Krieges von 1914 bis 1919 bestärkten mich in der schon vor dem Kriege vertretenen, damals allerdings in Deutschland als militärpolitische Ketzerei empfundenen, aus Japan mitgebrachten Erfahrung: daß nichts falscher für eine politische Lebensform sein kann, als den Schutz ihrer peripherischen Organe dem Heer und Generalstab, der Marine und dem Admiralstab, irgendwelchen Ressorts, und seien sie in ihrer Spezialität noch so tüchtig, allein zu überlassen, oder gar allein einem Auswärtigen Amt, das leicht die Fühlung mit der Volkseele über dem Stieren in Akten, Berichte und Notizbücher ebenso verliert, wie Holstein und seine Schule sie verloren hatten. Nicht umsonst hat sich Japan als eines der wertvollsten Ergebnisse seiner Kriegserfahrung von 1905, gleichberechtigt neben den beiden Wehrministerien und dem Großen Generalstab, der Landesverteidigungskommission — einer, wenn sie lebendig bleibt und nicht zum Fossil wird, sehr guten Einrichtung —, das Kyokur-Hombu, den Erziehungshauptstab geschaffen. Das ist eine Einrichtung, deren Hauptzweck darin besteht, die Fühlung zwischen der Volkseinstimmung, der öffentlichen Meinung und den Ressorts des Landheeres, der Flotte, des Verkehrs, der Innenstruktur aufrechtzuerhalten, mit dem letzten Ziel der Erhaltung des äußeren Umzugs der Lebensform. Gewiß, auch dabei können Mißgriffe gemacht werden. Aber vor

dem schlimmsten Danebengreifen schützt schon die Vielseitigkeit des Amtes und seine Berührung mit der Presse; und es ist jedenfalls besser, eine solche Stelle mit Anreiz für die besten Köpfe ist vorgesehen, als sie wird aus Zufallsfinden im Kriege, also post festum improvisiert.

Zur Wiedererweckung der Einsicht in den Nutzen der Wiederaufrichtung einer Grenzwehr, eines lebendigen, wirksamen Grenzschatzes bedurfte es also zunächst der Verbreitung geographischer Überzeugung von seiner weltumspannenden, überall empfundenen Notwendigkeit, die der Mehrheit unseres Volkes bis 1933 fehlte. Die „suggestive Karte“ als Forderung (266) wird hier vor allem ihre Schuldigkeit tun müssen: zuerst im Sinne einer Grenzbefestigung, wenigstens im Auftritte des Willens zum Halten der Grenze bei der Bevölkerung; dann des Willens zu einer Erweiterung auf den Umfang des zusammenhängenden Volksbodens mit den Waffen des Geistes, deren Anwendung jeder andern Grenzwehr vorgehen muß. „Ich war genötigt, Europa durch Waffen zu händigen; der nach mir kommt, wird es zu überzeugen haben, denn immer wird der Geist den Degen besiegen...“, so schrieb Napoleon von St. Helena an den König von Rom; und Erfahrungen über das Wesen von Grenzwehr und Wehrgrenzen standen ihm wahrlich zu Gebote. Frankreich ist bei ihrer Anwendung nicht schlecht gefahren (267).

XXIII KULTURGEOGRAPHISCHE UND POLITISCHE GRENZORGANISATION

Kulturgeographische und politische Grenzorganisation, die ihrem Volke über rein wehrtechnische Schutzformen hinaus Grenzen wahren will, sucht Marken, die zwar noch geographisch erfassbar sind, aber nicht an Wehrbauten der Befestigung, des Verkehrs allein geknüpft, durch sinnreiche Belebung und Gliederung der Grenzvollständigkeit zu festigen, dann weiterhin die Grenzschränker zum Vortragen der Grenze zu befähigen. Ihrer Stellung des Grenzproblems liegt der scheinbare Widerspruch zugrunde, der zwischen Pflege und pfleglicher Erhaltung der Grenzlandschaft selbst besteht, und ihrer Rolle als schützendes Glacis im Dienste der Macht, als Machtwortzeug, in ihrer Schutzverwendung für ihr dann offenbar für wertvoller gehaltenes Hinterland, dem die Grenzmark unter Umständen geopfert werden soll.

Zwischen diesem Gegensatz gilt es, einen verbindenden Zusammenbau zu suchen. Häufig endet der Versuch allerdings bei entsprechender Stärke des Volkstums damit, daß der Grenzmarkbegriff sich im Sinne einer Weiterhinauslegung der Marken verschiebt.

Glacisbegriff und Bodenwertgedanke widersprechen sich (wie Festungs- und Reichshochschulgedanke in Straßburg!). Im einen Fall entsteht leicht der Wunsch, das von vornherein als Kampfgebiet bestimmte Stück eines Grenzstreifens vorwärts der eigentlichen Widerstandslinie, der Wehrlinie möglichst deckungslos und wertlos zu gestalten, mit Ausnahme des für kriegsrischen Verbrauch unentbehrlichen Lebens (Abbrennen, Räumen des Glacis!). Im andern Fall führt der gesteigerte Blutdruck, die Verkehrsbochenentwicklung des Hinterlandes unwillkürlich ein Hineinströmen stärkeren, erhaltenen und schützenswerten Lebens gerade auch in den Grenzstrich herbei. Damit entstehen besonders hochwertige Siedlungen, Anlagen, die man wieder schützen will, womit man den Blutdruck der Grenze steigert (Diedenhofen, Nancy!). Es entstehen Vorgänge wie bei der Selbstverteidigung saftreicher Koniferen gegen Forstfrevelinsekten. Es ist für die Schädlinge, die Rindenzerstörer, leichter, an Stellen unterbundenen, stockenden Lebens ein-

zudringen, als an solchen besonders intensiven Lebens, wo der ausströmende Saft, das Harz, sie ersäuft.

Das Hin- und Hergerissenwerden zwischen zwei so schwer ausgleichbaren anthropogeographischen Gegensätzen ist der Fluch aller Glacisländer, unter denen wir als geographische Typen von vier Jahrtausenden Reizdauer die indische Nordwestgrenze hervorheben, als Typen von immerhin tausendjähriger oder mehrere Jahrhunderte langer Erprobung die linksrheinischen Landschaften, besonders Flandern, später Belgien, Eupen-Malmedy, Elsaß-Lothringen; als Zerrlandschaften zwischen Inner- und Westeuropa Galizien und zwischen Ost- und Westeuropa etwa Litauen, die Baltenländer und Bessarabien.

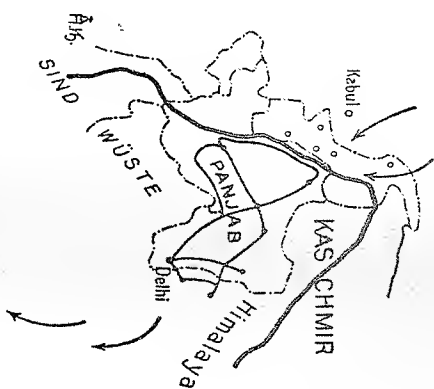
Geschichtliche Typen aus der Vergangenheit mit mehr oder weniger abgelaufenen Vorgängen zeigt der Hals zum Peloponnes, zeigen die „agri decumates“, die Donaumark des Römerreichs weiter stromab mit ihren „Traians“-Wällen; einen Vorgang größten Stiles, den wir schon erwähnten, enthillt die Organisation des chinesischen Ackergründels mit seinen Neunfelderwirtschaften hinter der chinesischen Mauer. In viel kleinräumigeren Verhältnissen entwickelt sich grenzorganisatorisch das Mittelalter; im Gegenspiel seiner Burgengruppen, etwa zwischen den Elsässer Burgen und Gérardmer oder Remiremont-Rombach, den Sarazenen-Turmgerüden der Mittelmeerländer oder den Burgkirchen Siebenbürgens mit der zugehörigen Sammel- und Wehrorganisation, Gaubildern aus der Türkenzeit Mitteleuropas, wie etwa das dafür höchst charakteristische obere Trotustal. Doch kennt es in großen Zeiten auch großzügigen Markenaufbau, wie den König Heinrich I.

Das Bild Europas nach dem Kriege zeigt die leichte Möglichkeit der Umkehrung wie der Abschnürung von Grenzorganisationen, falls nur der betreffende Landstrich überhaupt seiner geographischen Bestimmung entsprechend durchgegliedert war; damit offenbart sich die große Gefahr der Behandlung eines Teiles des für eine Volkheit mindestens in der Theorie überall gleich hochwertigen Volksbodens unter den Sonderbedingungen eines Glacis. So zeigt das Bild von heute die Umkehrung des Elsaß und der Rheinbrückenköpfe, die in dieser Form nicht möglich wäre, wenn man vom rechten Rheinufer aus den über den Strom hinweg verbindenden Verkehr mehr in den Vordergrund geschoben und den Grenzstrich reicher aus dem Hinterland gespeist hätte; die Wandlung des Uberselsch in Alto Adige, die Leiden Ostgaliziens (368) wie Bessarabiens (269). In weit größerem Maßstab lehrhaft wirkt die Glacislandschaft der Mandschurei und der vielleicht reinste Typ organisierter Grenzlandschaft von heute, das indische Glacis mit seinem Prototyp, der indischen Nordwest-Grenzprovinz, in der sich das gewaltige Raumbild des indischen Glacis, wie es Lord Curzon gestaltet hatte, konzentriert — ähnlich wie etwa Caesars Raumbild in der Rhein-Donaugrenzbildung des jüdisch-claudischen Hauses und seiner Nachfolger.

Bei der Bildung, Umkehrung und Abschnürung von Grenzorganisationen vom

Hinterland oder von gegenstrebigen Lebensformen wird scharf zwischen Staats-, Volks-, Gruppen-, Privat- und Individual- (Persönlichkeits-) Leistung unterschieden werden müssen; denn jede hat geographisch und politisch ein ganz anderes Gesicht, soweit es in der Schutzraumorganisation zum Ausdruck kommt.

Abb. 72. Indiens Nordwestgrenze



Aber hier ist vielleicht die Stelle, an der lebendigen Geschichte eines besonders geprüften und persönlich erfahrenen und erlebten Stückes hochorganisierter Grenze, wie der indischen Nordwestgrenze (Abb. 26 und 72), einige dieser Gesichtspunkte an einem praktischen Fall zu erörtern. Man wird ihm dann späterhin mit Vorteil einen ähnlichen, abgelaufenen Vorgang aus der Vergangenheit in Theorie und Praxis gegenüberstellen und endlich den Gegensatz eines örtlich beschränkten „Polis“- (stadartigen) Stückes organisierter Grenze, in Gestalt der Wachstumsspitze. Die Wachstumsspitze zeigt uns Ratzel als Gesamterscheinung, Grünfeld auf dem chinesischen Küstensaum, März (270) als überseeische Form; man wird sie gleichfalls als einheitlich betrachteten Typ eines hochorganisierten Grenzantakels, wenn auch an langer, empfindlicher Verbindung zum aussendenden Körper, betrachten können.

Vielleicht dürfen wir aber, die aus dem eigenen Augenschein gewonnene Erfahrung vorwegnehmend, für uns Inneneuropäer ein tröstliches Ergebnis feststellen: die überlegene Stärke des Kulturwillens gegenüber der reinen Macht und Vergewaltigung, aber auch gegenüber der Wirtschaftskraft als das Beobachtungsergebnis langer, säkularer Grenzentwicklung. Wir erkennen in Ausbau und Rückbildung so stetiger organisierter Grenzräume, wie des indischen und chinesischen Kulturkreises — die wir nun bei der Einzeluntersuchung des indischen Nordwest-Grenzstreifens betrachten wollen —, wie bei dem Mikrokosmos einer einzelnen Wachstumsspitze doch immer wieder Natur, wie sie das Feste läßt zu Geist ver-

rimen, wie sie das Geisterzeugte fest bewahre....!" Darin liegt Trost: denn geistige Waffen allein waren uns bei unserer Grenzorganisation bis 1933 geliebt, und eben sie sehen wir auf die Dauer siegreich, gerade in Gestalt der Bewegung Adolf Hitlers, wenn man nur den Willen behält, sie anzuwenden. Denn eben darum handelt es sich ja, das fremde Feste, die Gewalt und ihre Stützen vertreiben, das eigene Geisterzeugte aber fest bewahren zu lassen. Jung-China in seinem Kampf gegen den Imperialismus machte uns vor, wie man die Aufgabe in großen Stil angehen muß. Aber wir schlugen es seither um viele Nasenlängen.

In der Tat zeigt der Grenzschutzgürtel, der die ostasiatische Kultur bis heute, die indische doch mindestens bis zum Eindringen der Fremdgewalt über See her (mit der wachsenden Tonnage des Massenverkehrs) zu erhalten vermochte — so daß die Aufgabe ihrer Angleichung an die westliche Zivilisation jetzt wohl die größte der Menschheit bildet —, wohl die großartigste Entwicklung kulturgeographischer und politischer Grenzorganisation im Lichte vertausendjähriger geschichtlicher Bewegung und Erfahrung.

Alle europäischen Grenzprobleme, selbst die aus der Erbschaft des hellenistischen und römischen Weltreichs stammenden, sind demgegenüber verhältnismäßig jung, was man wegen der einseitigen Frisierung der Geschichte der Mittelmeerländer als Weltgeschichte bei uns leicht vergißt; und sie sind zumeist, diesem Grenzproblem gegenüber, kleinräumig.

Da wir die Fragen des Grenzschutzgürtels der ostasiatischen Kultur an anderer Stelle (277) behandelt haben, und dieser Gürtel auch noch in seinem ursprünglichen Sinne hält, während der indische Nordwestschutzgürtel die gewaltigsten Umwertungen, Umkehrungen und Umstellungen erfuhr, also ungleich reicher an Lehrwert ist, stellen wir hier die engere und weitere Geschichte und die geographische wie politische Erscheinung der indischen North-West-Frontier-Province in den Vordergrund (272).

Zunächst: wie stellt sie sich heute dar? Als reines Grenzorgan, bei dem die Eigenschaft als Grenzstrichorganisation alle andern überwiegt: Eigenleben, wirtschaftliche Nutzung, Bevölkerungswohl.

Am 9. November 1901 aus einem vielgeprüften größeren Grenzstrich, dem Panjab, ausgeschnitten und als eigene Provinz errichtet, ist sie ein Seitenstück zu den Dekanatenanden, der kroatischen Militärgrenze, den russischen Saporogi (Abb. 72).

In der vorgezeichneten Form, einer reinen Grenzwehrform, vor das westliche Industrie gegen Hochasien vorgeschoben, wurde die neue Provinz dadurch gebildet, daß man die zwei Distrikte Peshawar und Kohat als Ganzes abreante und von drei weiteren Gauen von Bannu und von Dera-Ismail-Khan im Süden davon und von Hazara im Norden wichtige Teile vom Hauptland Panjab, das solange Grenzland und Kernlandschaft zugleich war, löste und die Grenzstäme von Belutschistan bis Chitral, das dem Namen nach zu Kaschmir gehört, hinzufügte.

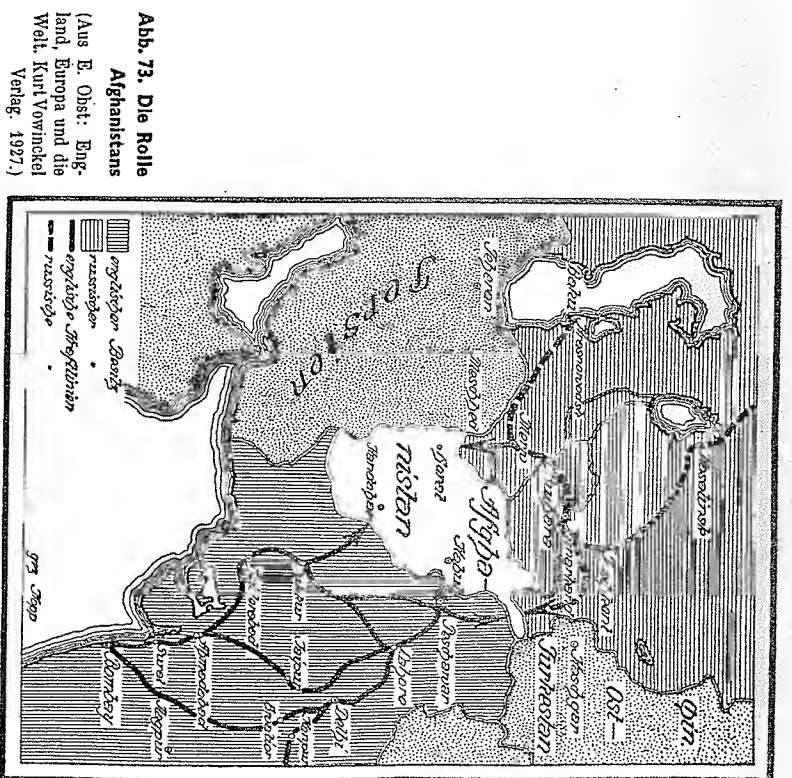


Abb. 73. Die Rolle Afghanistans
(Aus E. Obst: England, Europa und die Welt. Karl Vowinkel Verlag, 1927.)

Dieses geographische Grenzgebilde umfaßte 1901 $42\ 645$ Quadratkilometer ($13\ 197$ Quadratmeilen) mit $2\ 125\ 460$ Einwohnern (Volksdichte 50 Einwohner auf den Quadratkilometer), mit ganz ungleichwertiger Bodennutzung; rund $1\ 000\ 000$ ha ($2\ 500\ 000$ acres) waren bestelltes Land, davon rund $1/4$ Million Hektar ($717\ 000$ acres) künstlich bewässert. Die Ausgaben der Grenzprovinz betrugen das Dreifache der Einnahmen. Hier entsteht also das Bild eines solchen reinen Grenzorgans unter unsern Augen. Die Neuformung der chinesischen Marken gegenüber Mongolei und Tibet ist ein anderes Vorbild, das freilich in Szechuan jüngst völlig zusammenbrach (Abb. 74). Die Umbildung des Elsaß, namentlich wenn die Vogeandurchstiche neuer Bahnen, der Canal d'Alsace Wirklichkeit werden sollten, mit ausschließlich französischem Oberhebesitz, ist ein weiteres derartiges Beispiel aus dem ersten Viertel des 20. Jahrhunderts. Galizien war bis 1918 ein solches Grenzgebilde, aus dem heute nur die Leiden der Ukrainer in Ostgalizien als Restzustand bleiben (368). Die russische Küstenprovinz südlich des Amur, die russisch infiltrierte Nordmandschurei ist ein vielleicht schon in voller Rückbildung begriffener Grenzkörper des russischen Reiches, der heutigen Sowjetbünde, die Südmandschurei ein von Japan zuerst aus russischem Besitz umgekehrter, dann

gegen die siegreiche Wirtschaftskraft der Chinesen wohl vergeblich vorgetriebener Wachstumsansatz gewesen.

Auch von der indischen Nordwestprovinz stand es keineswegs fest, ob sie sich als Ausschnitt aus dem seit tausend Jahren als Grenzkörper Indiens erprobten Panjab als eigener Grenzkörper würde halten lassen. Schon ihre Unwirtschaftlichkeit, die natürlich von Gegeninteressenten unter Klagen bei jedem vizeköniglichen Besuch dem hohen Herrn vorgeführt wird, setzte ihre Lebensdauer in Zweifel. Es gibt da wunderliche plötzliche Übergänge zwischen hypertrophischem Grenzland, Wachstumsstippen, Verkehrsstößen, sobald ihnen der Zustrom aus dem Hinterlande abgedünnt wird und dessen Struktur sich ändert.

Gerade die indische Nordwestgrenze kann nur im großen Zusammenhang der Indus-Schwellenlandschaft vom Nordwestknie des umarmenden indischen Stromes bis zur Sindhküste betrachtet werden. An sie heran fluten wahrscheinlich zwischen 1700 und 150 v. Chr. die erste, zwischen 1000 und 550 die zweite Arierwelle, die erste nördlich Kabul auf den Kyberpaß zu; die zweite ist vermutlich weiter nördlich über Chitral und den Indusdurchbruch hereingeschlagen. Ihnen folgten die Reichsbildungen im Panjab, dem Schwellenland, das fast alle Kriegszüge in seiner charakteristischen Form einer liegenden Acht durchstoßen, die heute auch noch von den Eisenbahnen beschrieben und imgehalten wird. Südlich der Durchgangs- und Schwellenlandschaft des Panjab mit Delhi, dem wichtigen Machtschwerpunkt Indiens in seinem Südostzipfel, dem immer wieder umkämpften, in einem der größten Ruinenfelder und einer bevorzugten Schlachtenlandschaft der Erde aufgetauten alten Indrapastha, engt dann das Aufstiegsgebiet der Wüste Tharr, mit dem gleichfalls Bewegungen verzögernden Bergland Radputana dahinter, die Völkerbewegungen auf diese liegende Acht ein, von der sie weiter ins Nabade-Tal ziehen. 512 wird die Schwellenlandschaft als persische Indusprovinz, umgekehrt wie heute, indienwärts organisiert, mit Front nach Südosten, unter einem persischen Satrapen, dessen Name heute noch im indischen Kshatrapa fortlebt. In ihrer Eigenschaft als persische Grenzprovinz fährt Alexander der Große wie in einen vererbten Stiefel hinein. Wir finden ihn 326 dort, an der Schwelle des eigentlichen Indien zum volkreichen Ganges-Tal, von seinem Heer oder von der eigenen Einsicht in die Grenze seines Machthebels zum Rückzug gezwungen, der ihn den Indus hinabführt. Dort hinterläßt er trotz kurzem Aufenthalt den dauernden Schatten seines Namens und die griechische Verkehrsprache — die wir uns als eine Art Pridin-Englisch jener Zeit vorzustellen haben —, die sich dort lange, bis ins 8. Jahrhundert, hält, trotzdem ein einheimischer Herrscher Chandragupta von der Indusprovinz aus das Mauryareich aufgerichtet hatte. 185–120 v. Chr. sieht die heutige Nordwestprovinz die Blüte der gräko-baktrischen Mischkulturen. Aber schon 160 v. Chr. treiben die Yuechi die Saker über das Karakorumgebirge nach Seistan und dem Panjab, wo wir sie 110 v. Chr. finden; von 60–57 v. Chr. brechen die Parther über die Grenzschwelle, 60 n. Chr.

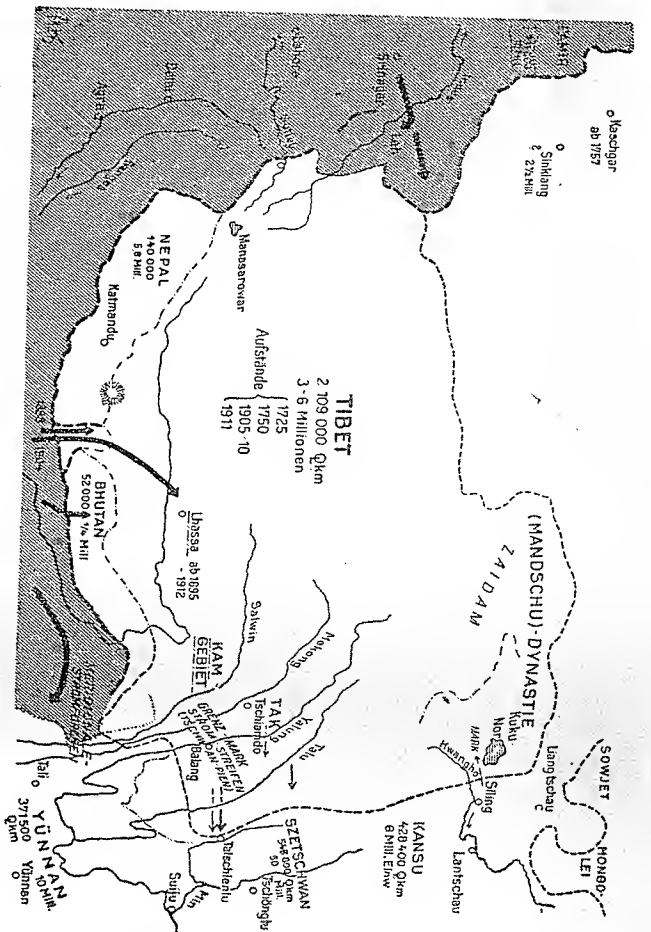


Abb. 74. China-Tibet-Mark

die Yuechi-Kushana; und eine mächtige Grenzreichsbildung umfaßt als Vorklang vieler späterer Afghanistan, Panjab und Kaschmir. Der afghanische Machtraum von einer Erneuerung dieses Grenzreiches hat also manche Vorgänge (Präzedenzfälle) in der Geschichte der indischen Nordwestgrenze; es darf hier an Jan Hamiltions, eines guten Indus-Kenners, Wort erinnert werden: „Es ist Menschenroßstoffs genug in Nordindien und Nepal, den künstlichen Gesellschaften Europas in seinen Grundfesten zu erschüttern, wenn es einmal wagt, mit dem Militarismus zu brechen, der es allein mit einem höheren Ideal erfüllt, als der Jagd nach Geld und nach dem Luxus, den dieses Geld schaffen kann“ (273).

Der „Maha-Kshatrapa“, der sich wieder selbständig machende Statthalter einer starken natürlichen Grenzlandschaft, erscheint dann im Panjab als Vorläufer ähnlicher Erscheinungen, wie z. B. später des Galkwar (von Baroda), des Nizam (von Hyderabad), aber auch des Tschun Chang-Tso-Lin in der Mandschurie, nämlich als die geschichtlich vertraute Figur des an einer tüchtigen Grenzlandschaft mit geographischem Eigenleben vom Statthalter zum Herrscher aufsteigenden Markgrafen oder sonst benannten Grenzführers. So finden wir in der „West-Satrapie“ 124 n. Chr. Chashana, den Tiastenes des Ptolemäos, eine uns geographisch vorgestellte Größe.

Nun aber wird die Herrlichkeit der selbständigen Grenzlandschaft am Indus von der See her aufgeblockt! 712 sind die Araber im Sindh, 635–1010 im Pen-

jah, und die Verkehrssprachen des Islam verdrängen das entartete, abgeschliffene Idiom von Hellas.

1191—1193 erleben wir in diesem Grenzstrich die Überwältigung der auf den Penjab zurückgedrängten, verwinkelten Ghazneviden durch die Choriden, mohammedaniserte Tadjiks.

1526 erprobt sich die Grenzlandschaft aufs neue bei der Invasion Babers auf Hilferuf des Penjab-Statthalters Daulat Chan Lodi. Da Baber, der Gründer des Großmogulreichs, einer der interessantesten Tagebuchschreiber der ganzen mohammedanischen Welt, schon 1530 stirbt und sein Sohn Humayun die Kraftquelle des Reichs, Kabul und Westpenjab, deren Kern die heutige Nordwestprovinz ist, zunächst seinem Bruder Kamran abtreten muß, bleibt das neue Imperium, „das Reich“, in der Schwebe, bis es hier in der Grenzlandschaft wieder gewonnen wird. Immer mehr bildet sich das Penjab zur Schicksalslandschaft Indiens aus. Nach der Sikh-Periode erfolgt von hier aus wahrscheinlich die Rettung aus dem Zusammenbruch der Company-Herrschaft in der sog. Meuterei durch Lawrence. Brach damals das Rückgrat der Britenherrschaft im Penjab, so brach damit das „british raj“ überhaupt zusammen, wenn auch „Swraj“, die Selbstherrschaft noch lange nicht bereitstand und selbst heute noch nicht herbeisteht.

1888—1894 sehen wir hier Lansdowne als Schöpfer des „Imperial Service Corps“, Elgin in Chitral Ordnung schaffen, die Pendschdel-Spannung, das Vorgehen in den Pamiren den russischen Schatten über die Grenze werfen (274) (Abb. 73, S. 205).

1899—1905 schafft endlich Lord Curzon, geographisch und politisch gleichmäßig geschult, die zwei eigenen Grenzkörper, die er für Indiens Fernschutz von innen her für notwendig hält: die Nordwest-Grenzprovinz, vorläufig mit dauerndem Erfolg, und Ostbengalen mit Assam nur vorübergehend, wo gegen den östlichen Teil der Himalaya-Grenze viel später und viel dünner Völkerströme anbränden (Taisan und Tibeto-Birmanen im 6. Jahrhundert und 1228 und 1540, wo aber der chinesische Volksdruck und Staatsrechtsanspruch z. B. auf Bharno, Arakan dahinterstand). Im Osten blieb ihm, angesichts der inneren Schwierigkeiten in Bengalen, der gleiche Erfolg wie im Nordwesten versagt; doch ist Tibet auf Younghubsunds Weg in die anglo-indische Machtsphäre gegelitten.

Der Weltkrieg und der dritte Afghanenkrieg, unmittelbar an ihn anschließend (vielleicht eben doch aus den Anregungen des Weltkrieges im mittleren Osten im langsameren Rhythmus Asiens hervorgegangen), mußten nun zeigen, wie weit Lord Curzons Schöpfung den Stürmen der Praxis gewachsen war. Sie hielt sich gut. Schon während des Krieges (275) waren in Hazara (120 km östl. Peshawar am oberen Indus, Januar 1915) beim Chaghatai-Stamm um Oghi, in Malakand (60 km nördl. Peshawar), bei den Orakzai, bei den Afridi und an der Kurramgrenze Unruhen; ebenso in Chitral, Dhoob und Waziristan, das sich später in einem regelrechten Aufstand erhob. Dies alles konnte die Grenzprovinz innerhalb ihrer Schutzorganisation ausparieren. Das war natürlich unmöglich beim dritten

Afghanenkrieg, der bei der Unruhe im indischen Hinterland ein solches Aufgebot von Flappenschutz nötig machte, daß an der afghanischen Grenze kaum die notwendigsten Truppenkörper im Feld gehalten werden konnten, und am 8. August 1919 in Rawalpindi ein wenig rühmlicher Friede zur Beendigung des seit 2. Mai währenden Feldzugs geschlossen werden mußte. Er befreite Afghanistan gegen sehr beschiedene Gegengaben völlig von der bisherigen Bevormundung seiner Außenpolitik und löste es aus dem indischen Glacisgürtel zwischen Tibet-Kaschmir-Chitral im Norden und Kelat im Westen.

Zwiespältigkeiten innerhalb der Grenzorganisation, wie zwischen ihr und der Regierung in Simla, die reichlich ihren Anteil an der Schuld für den ungünstigen Ausgang des seit langer Zeit wichtigsten Grenzkrieges an der indischen Nordwestgrenze haben, enthüllte Arthur Moore in „Lessons of Afghan War“ (Peshawar, 7. April 1922). Die „Times“ (4. Mai 1922) sprachen davon: Lord Reading habe mit Weisheit und Voraussicht das Staatsschiff durch die getrübbtesten Wasser seit der Mutiny gesteuert. Seine geschickte Art persönlicher Information in den Landschaften, die seit der Arter, Alexanders, Mahmuds des Ghazneviden, Timurs, Babers, Nadir Schahs Zeiten als Tore Indiens gelten, wird gerühmt. Klar ist der geopolitische Zusammenhang dieser Grenzkonstruktion mit Stehen oder Fallen des indischen Reiches vor den Augen der Wissenden; das macht alle Vorgänge dort politisch-geographisch so interessant. „Viel hat sich geändert, aber die ewigen Berge ändern sich nicht; die Pfade, auf denen die ersten Eroberer niedersiegen, sind dieselben geblieben. Aber Naturhollwerke müssen verteidigt werden, und von Rußland angeregt, versuchen die Afghanen ihre Kraft an ihnen...“ „Nicht die Berge allein sind unser Schutz, sondern der Charakter unserer Beziehungen zu den verschiedenen Stämmen der Bergbewohner: Wazirs, Afridis, Mahmuds...“ Das ist die Erkenntnis der überragenden Bedeutung einer grenzgewußenen Organisation als Nutzung jedes noch so starken natürlichen Schutzes.

Wird es unter dem Eindruck so selbstverständlicher Grenzerfahrung erprobter Grenzwertigkeit dem Geographen auch nur möglich sein, z. B. zwischen der Angliederung der Rest-Ostmarken Preußens an andere Provinzen oder ihrer Selbstständigkeit um jeden Preis in eigenen Grenzkörper als Grenzmark Posen-Westpreußen zu schwanken? Was immer damit an wirtschaftlichen Opfern zu bringen sein wird, das muß der Gesamtstaat tragen, wenn er nicht seine Zustimmung bestiegeln will.

Es ist sehr charakteristisch, daß hier eine Trennung der international und der national gerichteten Parteien automatisch eintreten mußte. Wenn auch die neue Provinz nur auf 7769 Quadratkilometer 312 000 Einwohner hatte, entzweigeschnitt sie nur 30 km an breiteren Stellen, an schmälteren 5—10 km breit war, — die eigene grenzgewußte, grenzlebige Organisation war es, auf die es hier ankam und die ein abhängiger Kreis, eine Untergliederung nicht ersetzen kann.

Wenn ein geschichtliches Vorbild der indischen Nordwestprovinz, des Ostmarkenrestes zur vergleichenden Betrachtung reizt, der findet es wiederholt in der Geschichte der römischen Grenzablösungen im Norden, auch der beherrschten Provinzen von Provinzen, die im Hauptraum aufgegeben worden waren, wofür Trajan ein Vorbild ist (276). Aus unserer engeren süddeutschen Heimat beschreibt einen solchen Fall Narziß: „Bayern zur Römerzeit.“ In seinen Abschnitten: Rätien und das römische Maingebiet; Militärorganisation und Zivilverwaltung; Bürgerliches Leben; Römerstraßen; Kohortenlager und Feldbefestigungen; Pfahl-Limes (Teufelsmauer!); dann von 7–16: Wichtigste Römerorte und Kastele, in 17: Römische Kultur, 18: Christianisierung, sind merkwürdige Analogien zu diesem so aktuellen Problem behandelt.

Zusammen mit der reinen Limes-Literatur und anderen Spezialarbeiten ist eine solche Leistung ein Zeuge für das Gochthwort: „Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken, das nicht die Vorwelt schon gedacht...“, wenn wir römische Provinzialorganisation von Südbayern mit Lord Curzon's und Readings neuesten Schöpfungen und der bitteren Notwendigkeit der Ostmarkenreste oder vielleicht kommander des bayerischen Nordgates vergleichen. Aber ein großer Reiz mehr kommt in die Heimatkunde durch eine solche lebendige Vertiefung in die Kulturgeschichte des Bodens, auf dem wir zu wirken haben; wir sehen auch seine Fragen und Aufschlüsse aus vergangenen Tagen angesichts viertausendjähriger geographisch-politischer Zusammenhänge nicht erschöpft!

Ein letztes, besonders hoch organisiertes Stück Grenze betrachten wir noch gesondert, das in seinen Verkehren schon von Hellenen und Römern vorgetrieben wurde und schon lange vor ihnen von Kulturen, von denen sie selbst lernen (Parassos!). Es ist die von Ratzel „Wachstumsspitze“ getaufte und trefflich beschriebene Form, die mit dem Instinkt oder der Absicht gebildet ist, von hier aus ortsfremdes Leben in andersartige Lebensformen vorzutreiben. Der Ausdruck ist der Pflanzengeographie, der Biologie entlehnt, aber außerordentlich bezeichnend. Er findet sich wohl am häufigsten angewendet da, wo unterorganisierte, in Zersetzung begriffene Lebensformen mit neuem Leben durchdrungen werden, wobei natürlich bei der flächigen Ausbreitung des Lebens auf der einmal verteilten Erde immer „altes Recht irgendwie aufgelöst, neues geschaffen werden muß“. Selbstverständlich kann es auch schwere Täuschungen über den Grad ersterbenden ansässigen Lebens und die Möglichkeit eindringenden fremden Lebens gerade bei fremdartigen Lebensformen geben, und das Abschüttelungs- und Abstoßungslos der fremden Wachstumsspitzen in China ist ein sehr lebendiges Beispiel dafür. Namentlich Shanghai ist eine durchaus falsch konstruierte, sehr schwer wieder in Ordnung zu bringende fremde Wucherung am chinesischen Reichskörper (277). Die Groß-Shanghaifrage ist im Spätherbst 1937 in ihrer ganzen Gefährlichkeit aufgerissen worden.

Ohne Rechtsbruch und Rechtsbegung geht es daher nur dort ab, wo es sich

zum das Weitertragen des Lebens ins unbewohnte oder doch bisher für unbewohnbar gehaltenes Gebiet hinein handelt (Ratzels Begriff der Anökumene, vgl. Kap. 5). Die größten und erfreulichsten Fortschritte der Menschheit sind allerdings mit Erweiterung der Ökumene verbunden, wenn auch gar nicht immer aus ethnischen Motiven! Nur ist heute, wo sogar die Eiswelt der Polargebiete größtenteils politisch aufgeteilt ist (unter Australien, Neuseeland, Britenreich, Kanada, Vereinigte Staaten, Sowjetbünde, Norwegen), wenig Spielraum mehr für derartige Großtaten der Erweiterung menschlichen Lebensraums.

Auch die Grenze der Ökumene haben wir früher als relativen Begriff erkannt. Fast immer wird bei Grenzlandorganisationen darüber hinaus noch irgendein Lebensrecht, und sei es bodenarmer Lebensraum, zunächst gekürzt oder beschnitten. Feine Grenzschichten sehen wir auch durch jede Erweiterung des Begriffs der Ökumene, durch die Einschränkung des Begriffs der vermeintlichen unbewohnten Erde durch die fortschreitende Kulturgeschichte eröffnet. Wir hatten gesehen, wie den Griechen das Pontos aeneios zum euxeinos wurde und wie die Küste desselben Schwarzen Meeres dann wieder zurückglitt zur geringen Wertschätzung durch Ovid in Tomi oder Puschkin in Bessarabien, der den Römern als Gesinnungsgenossen ansang und nicht ahnte, daß Euxinograd mit seinen Prachtgärten einst die Synthese feinsten Kultur in ihrer beider Nachbarschaft bedeuten würde.

Wie verwandt war doch das mittelmeer-entstammte Ablehnungsverhältnis der Römer für die mit der Rebe, der Edelkastanie, dem Efeu, der Pflaume und Zypresse der Begriff der mit Genuß bewohnbaren Erde aufhörte, zu den germanischen im Winter nebeligen und verschneiten, im Sommer mitkennwimmenden Hinterwäldern, in denen heute welberühmte Kurorte stehen, oder die Ablehnung der französischen Marschälle Napoleons gegen die schwäbisch-bayerische Voralpenlandschaft (278), in der nachher schon ihre Enkel Knieppkuren gebrauchten. Auch das verschiedene Verhältnis der Japaner, Chinesen und Russen zur nördlichen Ökumene ist ein wichtiges politisches Motiv bei ihrer Grenzlandorganisation. Bei der Neubildung der Mandschurien, Russen und Paläosiaten mußten sich die Chinesen mit ähnlichen Fragen auseinandersetzen, wie sie einst unsere Kolonisation im Weichseland aufwarf. Auch die westamerikanische Landesverbesserung, die Einführung frosharter Weizensorten, die Überwindung der Tselsiefge, der Schlafkrankheit, wie früher der Malaria, der Eisbarrieren der Karasee, die Wiederbewässerung von Dürmland: das alles gehört zu den Grenzerweiterungen angewandter Erdkunde, durch lebende Grenzorganisation! Hier ist also eines der stärksten politisch-geographischen Motive an der Arbeit (279), bei der unser Volk um die Ergebnisse von mehr als drei Jahrhunderten seiner Entwicklung zurückgeschritten worden ist. Grund genug, um ihr von jetzt ab vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken!

DIE GRENZEN DES DEUTSCHEN VOLKES UND REICHES

Nur wenn wir uns mit rücksichtsloser Wahrhaftigkeit die Sprache der Tatsachen im Raum zu eigen machen, sind wir imstande, die Grenzen des Lichtes objektiver Grenzlandforschung zu sehen, den furchbaren Eindruck ihrer Verstümmelung und Vergewaltigung als Ansporn zur Arbeit und nicht als Anlaß zur Verzweiflung zu tragen (380).

Nur wenn wir vorweg als gegeben hinnehmen, daß wir 1918 nicht nur in der Zeit mehr als drei Jahrhunderte der räumlichen Entwicklung verloren haben, sondern auch im Raume mit 72 697 qkm der Heimat und 2 650 000 der Schutzgebiete (381) einige der wichtigsten unserer Kulturlandschaften; daß wir als wehrgeographisch einigmaßen gesichert weder das ganze linke Rheinufer mit 31 313 qkm betrachten konnten, noch auf dem rechten eine Zone von 50 km Tiefe, daß wir auch an der Wasserkante jedes wirksame Schutzrecht auch auf 50 km alles Land preisgaben, das außerhalb des winzigen Dreiecks Sensburg-Königsberg-Marienburg in Ostpreußen liegt, und östlich oder südlich der Linie Königs-Küstrin-Breslau-Brig-Neiße-Waldenburg-Görlitz-Bautzen-Königsstein-Hof-Neustadt-Regensburg-Donaueschingen-Neustadt i. Schwarzwald —, also nur ein zwischen Küstrin und Elbe, zwischen Frankfurt und Eger strategisch dann fangen wir an, auf den Boden der Tatsachen zu treten (Abb. 75)! Dazu gehört, daß wir hochorganisierte Drohgrenzen, das Netz in fremder Gewalt befindlicher Eisenbahnen, internationalisierter Flüsse, raumfremder Kanäle so sehen, wie es bis 1934 hemmend auf unseren Volks- und Wirtschaftskörper gelegt war, nicht hinter dem Schleier der Selbsttäuschungen, mit dem die Tatsache deutscher Vollzugsorgane im Fremddienst viele blendete und täuschte.

Manche dieser Bewegungsbeschränkungen gingen weit über das hinaus, was man selbst nach dem Zusammenbruch von 1918/19 einem an sich selbst völlig irre gewordenen Volke abzufordern gewagt hätte, wie die Entmündigung der

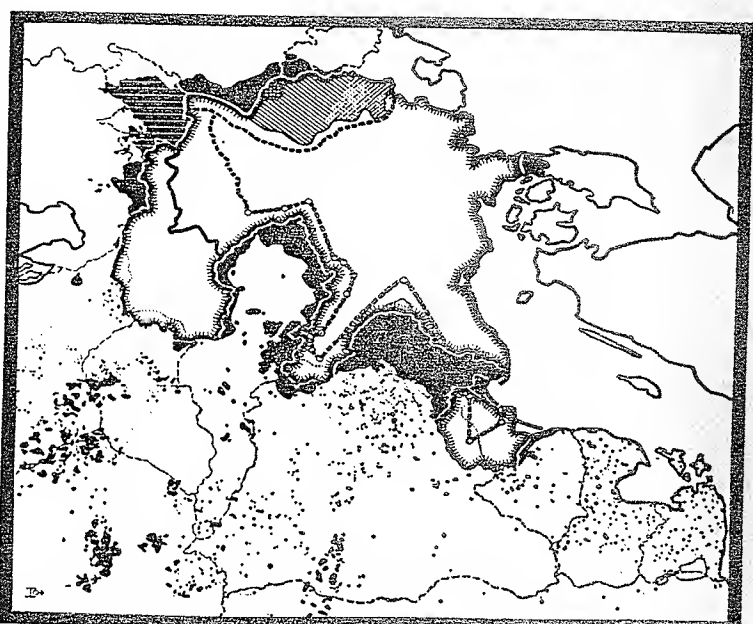


Abb. 75. Reichsumzug und -verluste

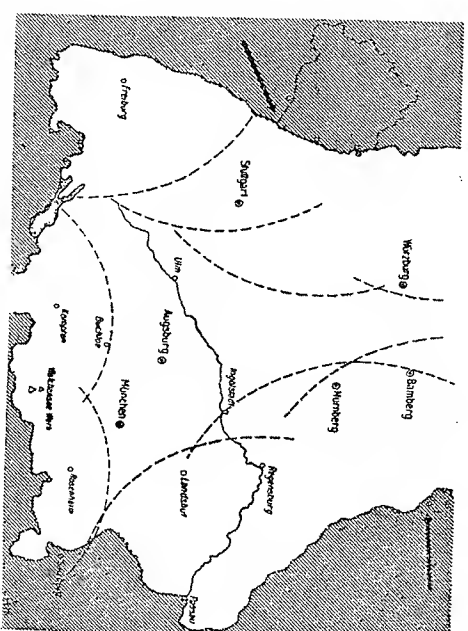


Abb. 76. Fremdeinsatzbereich über Süddeutschland

Eisenbahnen von 1924 und die Grenzschutzverwässerung von 1927 für alles Land nordöstlich der mittleren Oder und südlich der Linie Brieg—Neiße—Glatz, für die wehrtechnische Entblößung des ganzen Siedlungsgebietes des bayerischen Stammes, so daß feindliche Kampfranggeschwader widerstandslos nicht nur nach Wien, Linz, Graz, Innsbruck, sondern auch nach Regensburg, Straubing, Passau, München, Augsburg fahren konnten und daß fremde Mächte die Hand mit gleicher Gefährlosigkeit und Sicherheit auf die Donaulinie zu legen vermochten, wie auf die Rheinlinie. Wie viele machen sich denn jetzt schon klar, wie bequem

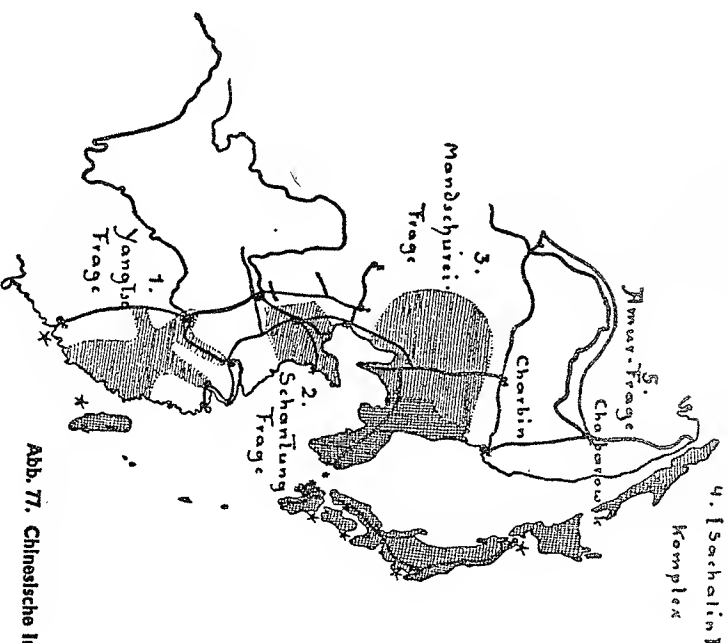


Abb. 77. Chinesische Interessensphären

man mit auf französischem Boden stehenden Geschützen nach Freiburg, Karlsruhe, Mannheim-Ludwigshafen schießt, mit italienischen nach Innsbruck, Garmisch-Partenkirchen, München? (Abb. 76, S. 213) — allerdings auch nach Zürich, Bern und Chur.

Nur wenn wir uns erinnern, wie die Vorkämpfer der chinesischen Selbstbestimmung noch vor wenigen Jahren mit den Zöpfen zusammengebunden zu uralten Reichen der Mitte als „Interessensphären“ mit fremden Farben und Flaggen bedeckt werden (Abb. 77), wie seine Ströme mit feindlichen Kriegs-

schiffen befahren wurden, seine Bahnen Fremden gehörten, wie ein goldenes Netz des Seezolls und seiner landfremden Verwaltung über dem Riesenlande lag, und wie dies alles unter einer Handlung des Willens, nur des wirtschaftlichen Abschlusses, allerdings von etwa 450 Millionen noch nicht einmal militärisch zusammengefaßter Macht, in einem Jahre zerbrach: dann konnten wir angesichts der Verlegung des Machtzirkels nach dem Pazifischen Ozean, der wirtschaftlichen Zykline nach Amerika Hoffnung schöpfen, daß heute lebende Geschlechter auch bei uns einen rettenden Wandel schauen würden und haben es 1933—38 erlebt.

Die Voraussetzung dafür aber war die klare Empfindung und Erkenntnis der Unertüchtigkeit des bestehenden Zustandes und das nüchterne Sehen dessen, was ist, in dem betroffenen Volke selbst. Bei der Suche nach einem deutschen Grenzbild in großen Umrisen tritt uns eines überzeugend entgegen (283): der Gegensatz zwischen der festen, zusammenhängenden Westgrenze des deutschen Volke- und Kulturbodens wie Sprachgebiets mit der vergleichsweise Beständigkeit (relativen Konstanz) der westlichen Sprachgrenze (284) und der vielfach durchbrochenen, in drei Zungen sich weit ausstreckenden, labilen, kontaktmetamorphen Ostgrenze, mit ihren bis an die Wolga reichenden Streusiedelungen.

Das Gesamtbild ist freilich auch zur Zeit noch das eines wohl kaum übersteigbaren allseitigen Rückzugszustandes, der überall verlorenes Kultur-, Sprach- und Volksgut hinterließ und nur an wenigen Stellen durch Neuschöpfungen wettmachte, was weithin bei der Weichheit der Rasse eingeschmolzen wurde und fremdem Leben zugute kam. Wir haben im Lauf unserer Arbeit einmal darauf hingewiesen, wie aufschlußreich die Aufgabe, aber wie schmerzlich deren Ergebnis wäre, die Spuren dieser Verluste, soweit sie in heute noch an der Karte haften — den Namen, Bauwerken, Wappen, Bildern unbestreitbar sind, zu sammeln und unserem Volke vor Augen zu halten, wie das z. B. K. C. v. Lösch und K. Tramppler getan haben. Auch die Verluste unserer Sprachinseln würden hier zu behandeln sein (285).

Betrachten wir unter Anwendung der erarbeiteten Maßstäbe den Verlauf unserer heutigen Volksbodengrenzen, so wie sie Volz, Penck und v. Loesch in vortrefflichen Schöpfungen zusammenwirkender Schilderungs- und Kartenkunst vor Augen führen, so zeigen sie dieselbe launenvolle Vielgestaltigkeit, die auch in seinem verkastelten Innenraum unserm Volke zum Kulturreiz wie zum Machtverbängnis geworden sind. Man denke nur an die Scheidekraft der Rhön (286, Abb. 78, S. 216).

Schon eine allgemeine Betrachtung des Umzugs unseres Volks- und Kulturbodens mit dem schroffen Gegensatz seiner westlichen und östlichen Begrenzungsart würde uns die Gefahr unserer Spannungslage im Übergangsgebiet Innereuropas, die Unmöglichkeit des Gefühls des Gesättigtheits lehren — was unser geopolitisches Schicksal ist — und damit ganz von selbst die Unertüchtigkeit der Dauer des jetzigen Zustandes. Diese Wirkung mußte schon der kartographische

bildungen aus ursprünglich rohen Gradgrenzen, aus bloßen Interessenscheiden herausgeleitet, und die geographische Kunst bei ihrer Auswahl wäre wohl besser und treuerer Erinnerung wert, als die darin bewiesene kolonialisatorische Leistung sie heute bei der Mehrheit des deutschen Volkes findet.

In dem Grenzraum des Resttrupfes (467 303 qkm Deutschlands, 78 000 qkm Österreichs, zusammen rund 555 000), der dem deutschen Volksboden wenigstens unter teilweiser Verfügung deutscher Volkheit nach dem Kriege von den 3 150 000 qkm des Deutschen Reiches und 675 000 des Habsburger Staats von 1914 noch blieb, ist das als Grenzlandschaft einheitlichste Stück Kärnten. An dieser starken natürlichen Einheitslandschaft scheidet sich die östliche Grenzart ineinander verstrickter Streusiedelung, geradezu künstlich zerbrochener Landschaften von der viel geschlosseneren westlichen, jener „alten Mauer, vor der die herabgefallenen Stücke liegen“, von deren Staatenbildungen keine mehr heute dem Reichsrest der deutschen Volkheit politisch nahesteht: Niederlande und Schweiz durch die Schuld der nur ihr Hausgut und ihr Familieninteresse bei der Liquidation des ersten Reiches in den Vordergrund stellenden Habsburger, Luxemburg und Elsaß-Lothringen durch die Schuld des zweiten Reiches der Hohenzollern, das sie nicht in seinen Bankkreis zu ziehen, noch weniger darin zu halten wußte.

So scheidet sich an Kärnten — nicht an der leider von innen her zerbrochenen Steiermark, was auch möglich gewesen wäre — der allgemeine westliche und östliche Grenztyp des deutschen Volksbodens. (Abb. 10, S. 39.)

Wir beginnen deshalb unter den hier errungenen Gesichtspunkten am besten gerade an dieser Stelle des Grenzraumes eine kurze Umwanderung, die wir auch sonst von der Wasserkante aus landeinwärts ansetzen könnten. Aber wir würden in diesem Fall von einer durch den geschichtlichen Verlauf weit schlimmer verstümmelten und entgliederten Grenze der Nordmark ausgehen müssen, der zudem erst von 50 km landein an freie Schutzverfügung über den Volksboden zustand, während Kärnten — abgesehen vom Kanaltal — die einzige starke Vorkriegsgrenze des deutschen Volksbodens behauptete, die es heute noch staatlich ist: die Karawanken. Das war nur möglich dank der natürlichen Stärke dieser Einheitslandschaft im Grenzkörper, die selbst volksfremde, aber kulturzugewandte Mistsiedler zur Abstimmung für das deutsche Kärnten bewog (388). Jeder Deutsche mußte eigentlich einmal in seinem Leben dankbar auf der Karawankenhöhle und im Klagenfurter Ständesaal gestanden sein. (Vgl. für die folgenden Ausführungen auch Abb. 6—8, S. 30/31.)

Westlich der starken natürlichen Einheitslandschaft von Kärnten, an der die von Raizel in der Idee geschaute uralte Mauer des ersten Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation noch an der ursprünglichen Stelle aufragt — denn das Venezianische südlich der Karnischen Alpen war nie ein Teil deutschen Volksbodens —, folgen sich nun bis an die Wellen des Kanals und der Nordsee die „herabgefallenen Steine“, in der verschiedensten Größe: das vergewaltigte Kärn-

land der gefürsteten Grafschaft Tirol; das kleine, zur Schweiz abgeteilte Fendalrkt Liechtenstein; die alten Kaiserpaläste: Graubünden, Worms, Vellin, Cläwen, die Urkantone, die Zähringerstädte Bern und Freiburg, und das so lange reichstreue Basel (289), heute alle Glieder der Eidgenossenschaft, oder auch ihr schon von der rückkehrenden romanischen Welle entrisen, Savoyen, gleichfalls ein Palstaat; Mömpelgard, Wächterstaat der Burgundischen Pforte; das Elsaß, ein entrisener Teil der natürlichen Einheit der Oberthienebene (390); Lothringen; das eingeschrumpte Luxemburg; die alten Reichsstümer Metz, Toul und Verdun; Lüttich, der Masstier; das so heiß umstritene Flandern, die Niederlande. Die — außer in Kärnten — überall zum Schaden Deutschlands rückwärts umgefallene Mauer aber erlag in der Ruine des Palstaats Tirol der Forderung nach einer Wasserscheidengrenze, die der öffentlichen Meinung der Welt jenseits der Volks- und Rassengrenze durch Italien klug suggeriert wurde, während sich die Völkerscheide tatsächlich statt auf der Kammgrenze an der natürlichen Wehrlinie der Durchbruchsklammern (Salurner Klause) geschichtlich gefestigt hatte. Die Volkszusammenhänge und Weidrechte beiderseits des Kammes wurden dabei geopfert. Neben im Pustertal, wo sie den italienischen Ansprüchen abträglich gewesen wäre, ließ man die Wasserscheide als Grenze nicht gelten! (Paolo Drigo: „Clausura Provinciae.“)

Während die kleinen ursprünglichen Paß- und Talstraten der nördlichen Kalkalpen, wie Werdenfels, Berchtesgaden oder das den österreichischen und bayerischen Teil der bayrischen Hochebene verklammende Ersitz Salzburg, zwischen dem erweiterten Palstaat Tirol und dem in die frankischen Stufen hinausstiegenden bayrischen Voralpenstaat aufgesogen wurden, blieb die zugleich als alemannisch-alpine Grenze gefestigte Scheide des Ahrberg und der Montavon-Pannan-Pässe zwischen Tirol und Voralberg auch politisch liegen, selbst als die verwandte Übergangslandschaft des Allgäu aus der westöstlichen Heerstraßenverbindung der österreichischen Stammlande mit Vorderösterreich, Breisgau und Sundgau entglitt. Vom Nordende Liechtensteins über den Bodensee — das alte Herzogtum der Alemannen an seiner natürlichen Zentrale: Konstanz—Reichenau schneidend — bis Basel erhielt sich dann unter stamverwandten Nachbarn eine von Gau zu Gau ursprünglich aus Kleingliederungen und der primitiven Alpen- und Hochrheingrenze gebildete Scheidung. Sie ward ein letztes Mal im Schwabenkrieg überprüft, bis auf unsere Tage in ihrem altertümlichen Stil der nur unter guten Nachbarn möglich ist, also unter Lebensformen, die in Frieden miteinander leben wollen.

Am Rheinknie von Basel aber, an der Wende vom Hochrhein zum Oberrhein, vom reinen Kraftstrom zum Verkehrsstrom, schießt der seit Chur nur mehr an alemannische Laute gewöhnte, in seinem Einzugsgebiet gerade hier verengte Wasserlauf in sein größeres, berosches Schicksal hinein (Abb. 80, S. 220). Hier ist es das Ringen zwischen der von den Romanen angriffsweise errungenen Idee der Strombarriere und der mit Gewalt zerbrochenen natürlichen Völkerscheide

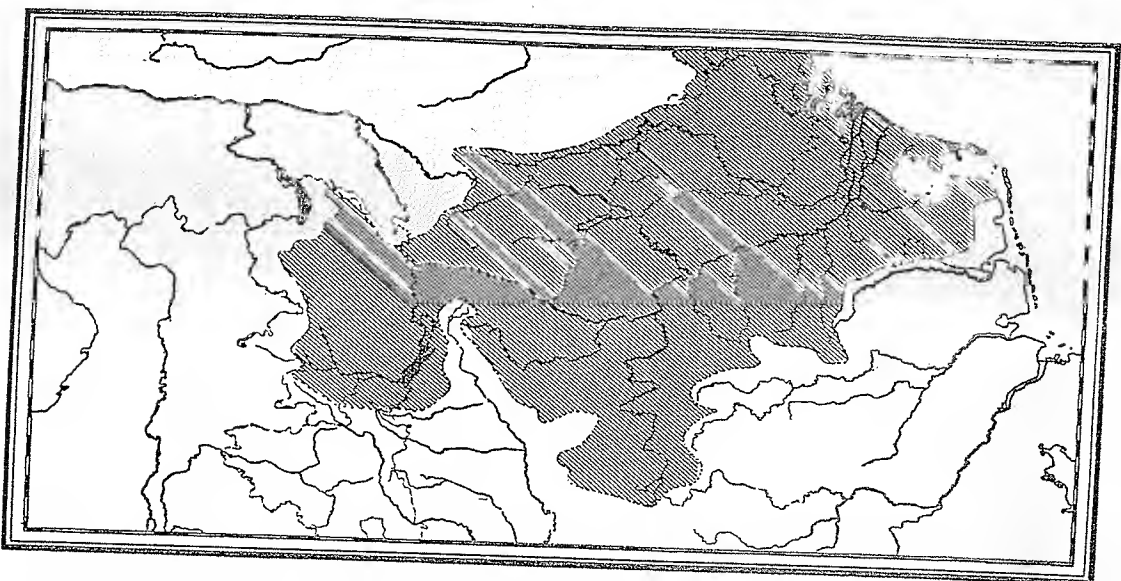


Abb. 80.
Das Einzugsgebiet des
Rheinstromes

des Wasgenwaldes, das der Rhein- und Vogesen- und Vösesengrenze seit Julius Caesar ihren blutigen und tragischen Zug verleiht. Denn am Wasgenwald hätten Plateaurand, Klimatrennung, Waldzone, Weiderecht, Bevölkerungswechsel und Sprachunterschied eine der selbstverständlichsten Naturscheiden zwischen großen Lebensformen des Erdteils natürlich ergeben. Wohl wird diese Naturschranke von zwei Völkerforten durchbrochen: der Burgundischen Pforte und der Zaberner Senke.

Aber die Schmalheit ihrer verkehrsfreundlichen Spur von kaum je 10 km Breite wird weit überwogen von der Scheidekraft des sich über 260 km erstreckenden Bergzuges. Btsch und seine deutliche Buntsandstengrenze — die zugleich Wald von Hochflächen trennt — ist eine typische Gauscheide: eine gute Naturanlehnung für eine Binnengrenze, die als solche zwischen Elsaß und Lothringen auch lange Scheidekraft bewies, aber keine Großmachtgrenze. Nordwestlich von ihr führen nun, durch scheidende Zonen getrennt (wie das Vogel [291] ausführt), drei große Wanderstreifen gegen Moseloberlauf, Maas und Somme, auf die sich im wesentlichen der Vorstoß der Franken geworfen hatte. Seine Spur zeigt eine rück-ebende Völkervelle, die nun größtenteils, namentlich von den Reservat-Landschaften der westlichen und alpinen Rasse her aufgesogen, die weiteren „herabgefallenen Steine“ zurückließ. Deren wichtigste Zinnenkrönung waren die von den protestantischen deutschen Fürsten an Frankreich verratenen Bistümer Metz, Toul und Verdun, vordem als Mosel-Maas-Riegel Bollwerke des Reiches. Eine starke Naturscheide, der Kohlenwald, der durch lange Zeiträume die Trennungszone zwischen Vlamen und Wallonen bildete, verdient noch eigene Erwähnung (292); dann wird durch die Adern des Kanalnetzes einst durchaus niederdeutscher, früher meerverbundener Städte wie Gent und Brügge die Nordsee erreicht.

Damit stehen wir an der Wasserkante, die ein im Gesamtverlauf seiner Küstenstrecke verkehrsfreundliches Stück der Nordsee in der Deutschen Bucht und ein verkehrsfreundliches, zur Abwehr fast ungeeignetes größeres Uferland der Ostsee am Kimbrischen Rücken scheidet. Auf dem Kimbrischen Rücken liegen zwei Flußgrenzen, die von Eider und Königsau, im Kampfe miteinander. Gegen-sätzlich als Wasserkante ist auch die Vernetzung als Grenze zweier recht ver-schiedenen Küstengestaltungen, der tief eingebuchteten Förden mit den Städten im einspringenden Winkel im Osten und der vorgelagerten Inseln mit dem Wattenmeer im Westen. Ganz rohe Rechnungen seien hier nebeneinandergestellt, ohne begleitende Worte, damit die Zahlen reden, wie anderwärts die Steine:

Meerztritt des Hohenstaufen-Reiches	Luftlinie
Deutschbeherrscher Nordmeerztritt in der Blütezeit der Hanse	ca. 5,100 km
Von Bildungen des Deutschen Bundes beherrscher Meerztritt	„ 3,700 „
vor seiner Auflösung	„ 2,400 „
Küstenlänge Deutschlands im Weltkrieg: ohne Kolonien 1330+1025.	„
Nordsee und Ostsee	„ 1355 „
Küstenlänge Österreichs im Weltkrieg: an der Adria	„ 750 „
Meerztritt deutschen politisch festgehaltenen Volksbodens nach dem Weltkrieg: 300+820	„ 1120 „
Küstenanteil des Stadt-Staates Danzig (unter polnischer außen-politischer Vertretung)	„ 55 „

Helgoland war nach Vernichtung seiner Wehrbauten der langsamsten, aber sichern und unaufhaltsamen Zerstörung durch die See preisgegeben; der Nord-

Ostsee-Kanal war entwehrt und schutzlos, ebenso wie die ganze Küstenlandschaft in 50 km Ausdehnung landwärts! Das war gewiß Adolf Hitlers Wahnrede.

Das war die stumme Sprache der Wasserkante, deren rückprühendes Leben in den deutschen Volkskörper hinein noch 1901 eine Karte in „Petermanns Mitteilungen“ (293) übersichtlich schildert. Dazu kam die Entdeutschung und künstliche Ausschaltung der wahren Anlieger in den Stromverwaltungen des Rheins, der Elbe, der Oder und Donau, wie der völlige Verlust von Weichsel und Memel. Weichselmündungsstaat und Memelmündungsstaat könnten vielleicht, ähnlich den Erscheinungen der Westgrenze, wie auch die deutsche Roststellung in Lettland, Kurland, Estland als herabgefallene Steine eines wie im Westen nach rückwärts einwärts zusammengefallenen Baues betrachtet werden, wenn sie nicht in Wahrheit zu fremden Wachstumsspitzen umkonstruiert worden wären. Danzig sollte irgendwie und irgendwann Polen in die Hände gespielt werden, Memel wurde schon jetzt durch einen jämmerlichen Verrat des Völkerbundes, der leider zu schnell vergessen worden ist, den Litauern als karger Ersatz für Wilna überantwortet. Weit eher wirkt als solcher Baublock einer alten Machtstellung die älteste und ehrwürdigste Kolonie der Ostwanderung unseres Volkes, Ostpreußen, so ähnlich, wie lange Zeit das Herzogtum Lothringen rings umflutet in der französischen Brandung stand. Ostpreußen ist die eine noch stehende Ruine der gewaltigen deutschen Siedlungszunge in der baltischen Moränenlandschaft, ein Rückzugstadium des nördlichen der drei Siedlungsteile, die sich weit gegen Osteuropa vorschoben, deren zweiter das nördlich der Sudeten bermüßende, in Ostoberschlesien seiner Spitze beraubte Schlesiennam war, während die dritte durch Ober- und Niederösterreich die Donau entlang, durch Salzburg und die Alpenklöster und die Steiermark alpeninwärts und zum Ostfuß des Gebirges drang.

Ihnen entgegen verzahnte sich zu einer wegen der vielen Streusiedlungen kaum scheidbaren Naht der polnische, tschechische und windisch-slowenische Gegenkeil. Das Unglück aber für die sich gegenseitig vermeinenden und dennoch aufeinander angewiesenen Rassen ist in diesem weitgestreckten Streifen Zwischen-europa, daß wichtige, an sich geographisch mögliche Verbindungen und Zusammenfassungen hüten und drüben politisch mißglückten. Dazu gehört auf deutscher Seite, daß es nicht gelang, bei der Rückkolonisation einen wirklich zusammenhängenden breiten Siedlungstreifen in den heutigen Stromtälern und den Urstromtälern zu schaffen, und daß die Stärke des böhmischen Naturgebietes Ostweges zwischen Oder und March-Donau verminderte, der in Frühzeiten der germanischen Geschichte gerade so wie in Böhmen aus mangelhaftem politischen Instinkt teilweise leergewandert worden war. Es ist ja eigentlich der mittlere Wanderweg, also ein innerer Ostweg im Gegensatz zu jenem Randflußpfade, der einst die Varäger von der Duna über Kijew zum Dnjepr und nach Byzanz führte,

und er war in seiner mehrstimmigen und Ockerente als Handelsweg zu den Germanenstämmen schon den Griechen wohl bekannt (294). Eine große Rolle spielt bei der Bildung der germanischen Ostgrenze an der Weichsel der Gegensatz zwischen Moränenrücken und waldreichen Lößlandschaften, die bei den ersten Westwanderungen der Germanenstämme als Wanderstreifen bevorzugt wurden, und den bei der Rückkolonisation zur Siedlung beliebten, besseren, aber schwieriger zu rodenden und zu bearbeitenden Böden der Waldlandschaften des Urstromtals und seiner Verbindungswasserläufe und Kanäle. Beim Rückfluß der Kolonisation in den Stromtälern und Niederungen hat neben beschränkter Bauernkolonisation doch auch die städtische entscheidend mitgewirkt. Ihr stadtbildender, aber auch schon verstädterter, das plate Land nicht mehr überall bewältigender Zug aber half mit, den „diffusen“ Charakter der deutschen Siedlung im Ostland, in Polen und Südosteuroopa zu schaffen. Die Sprachinsel-Bildungen entstanden vielfach auf diese Weise.

Manchmal täuschte auch den deutschen Bauernsiedler — nicht nur den verstädterten — das Gefühl, durch deutsche Dynastien mit dem Stammhoden, dem geschlossenen Volksgrunde noch verbunden zu sein, über die weiten Strecken hinweg, auf denen die Kultur- und Wirtschaftsverbundenheit hinter ihren Scharen tatsächlich doch schon abgerissen war. So war es im Königshoden des alten Siebenbürger Sachsenlandes, im Banat und in dem ähnlich wie das Egerland von einer vorgehlich deutschen Dynastie verhöckerten Burgenland, das als einziges verlorenes Stück Volksboden nach dem Weltkrieg zu ihm zurückkehrte — freilich arg verstümmelt und seines natürlichen Verkehrsmittelpunktes Ödenburg und seiner sämtlichen Burgen, nach denen es heißt, beraubt (295).

Fragen wir nach den letzten geopolitischen Gründen, warum — vom Grenzforschungspunkt her betrachtet — auf deutschem Volksboden die Einsicht des tragenden Staatsvolkes, die Kulturauffassung der Volkheit von den lebensnotwendigen und entbehrlichen Teilen eines bei solchem Volksgedänge an sich überall gleich heiligen Volksbodens, und die viel weicher beschützte Stammstruktur gerade in der Grenzschutzauflösung so sehr auseinanderklaffen? Fragen wir uns weiter, warum z. B. zu einer Zeit, wo Kaiser Karl V. den unersetzlichen Verlust der Schlüsselfeste der Westgrenze erkannte, sein Volk ihm hänselnd das Trutzlied singen konnte, daß ihm die wichtigste Grenzfestung, die „Metz“ und die zentrale Feste, die „Magd“ den Tanz versagt habe? Wir finden dann bei genauer Einzelprüfung als Grund die Tatsache, daß gerade in unserem Lebensraum die inner-natürliche Außensicht, das physische Organ der Außenhaut und das periphere Schutzgefühl — völkerpsychologisch und moralisch — des Reiches. Man hat uns Deutsche an mancher Stelle, wo man diese selbstmörderische Einstellung nicht begriff, geradezu national pervers gescholten (296).

Es ist Tatsache, daß man diese bis zur Selbstverstümmelung, bis zur Volks-

feindlichkeit gegenüber der eigenen Lebensform gehende Objektivität zugunsten fremder, uns vergewaltigender Völker und Staaten, dieses wunderliche Gemisch von politischer Kirchumschatten-Beschränktheit in der Praxis und kosmopolitisch-überbölisch verstiegener Phantasterei in der Theorie (das selbst in Naturen wie Goethe zuweilen dicht nebeneinander wohnt, während sich die Sachen längst hart im Raum stoßen), Söhnen geschlossenerer natürlicher Lebensformen kaum begreiflich machen kann. Wenigstens ging es mir so beim Versuch, leiten den Japanern unsern Zusammenbruch von 1918/19 in seinen seelischen Voraussetzungen zu erklären.

Auch die verkehrte Vorstellung, daß in einem Augenblick, wo sich das eigene Ruhebedürfnis im Grenzschutz geltend macht, dieser Zustand auch beim gegnerischen Nachbar eintreten müsse, und daß damit, also durch eigene Erschlaffung, die schlimmste Phase einer Raumkampfkrise überwunden sei, bedarf einer fortwährenden Bekämpfung bei uns Deutschen. Selbst so ernst zu nehmende Belege für den fortbestehenden Kampfwillen auf der Gegenseite, wie der Entwurf des zukünftigen Europa nach den serbischen Archiven (Anm. „Petersmans Mitteilungen“ 1920 T. 34) fand keine Beachtung bei denen, die so gern internationale Versöhnungsworte glauben; und Graf Coudenhove-Kalergi konnte sein „Pan-europa“ auf die dauernde Entgliederung Innereuropas unter weit verbreitetem Beifall aufbauen. Erst Loesch wies die Fehlkonstruktionen in diesem Bau nach (1907). Daß diese als pazifistische Schöpfung aufgepumpte Pan-europa-Idee auch uns Raumbereubte in die bitteren Kämpfe um die Kolonien des französischen, belgischen und niederländischen Imperialismus hineinzerren würde, wollte man gerade in den Kreisen der Friedensfreunde gern übersehen. Dies alles fließt aus einer Quelle, von der ein wesentlicher Zufluß in der stark durch Binnengrenzen verkastelten Eigenart unseres Lebensraumes, ein zweiter in einer früh zutage tretenden Anlage unseres hochbegabten, aber zu schizophrener Zusammenbrüchen neigenden Volkstums begründet ist (1908). So werden wir einem dauernden Einfluß unserer landschaftlichen Umwelt, der sich mit einem nationalen Charakterfehler begegnet und zu gefährlichen Wellenhöhen steigert, auf der einen Seite durch unausgesetzte Erziehung und Aufmerksamkeitsarbeit zu begegnen haben, die sich auf fremde Werbung und Vorbereitung schädlicher Ausbrüche zu richten hat. Auf der anderen Seite aber schöpfen wir gerade aus der Geschichte böchstgebahrter Völker, wie Inder und Griechen, die ähnliche Charakterzüge haben, auch dort aus landschaftlichen Einwirkungen ursprünglich stammend und immer wieder durch sie verstärkt, eine Hoffnung! Sie fließt uns aus der geopolitischen Erkenntnis, die schon Ratzel uns vermittelt hat, von der größeren Dauer des Werkes mehrtypischer Einzelmenschen in Gruppen, vor allem aber der mehrtypischen Völker und Rassen in der Geschichte. Der eintypische erschöpft sich leichter; seine eintypisch kongeniale Stammlandschaft zeigt schneller (wie die mittelländische, wie die Mesopotamische) ausgesprochene Zeichen der Erschöpfung, der

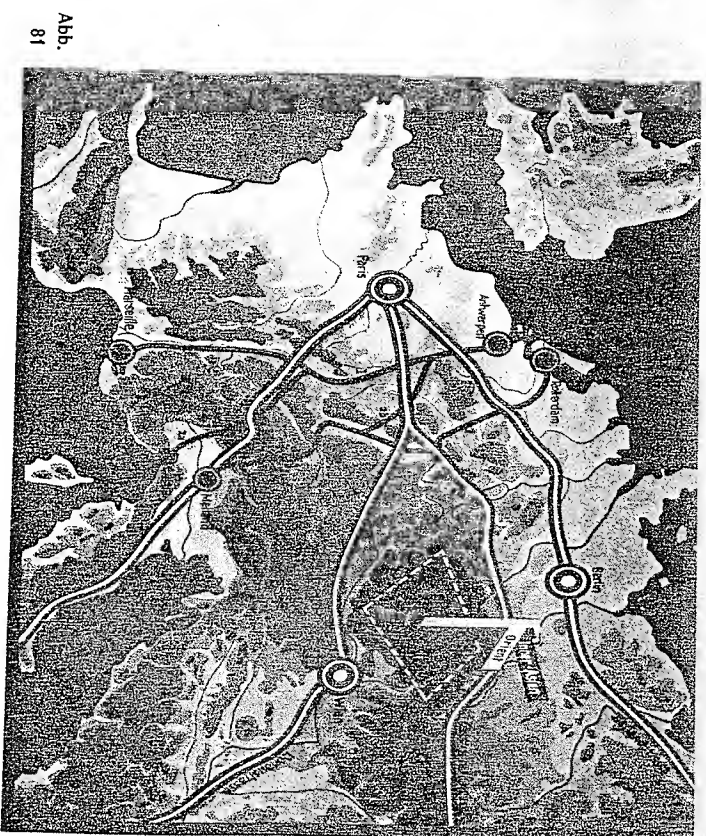


Abb. 81

Tafel IV. Die Saarpfalz in ihrer Grenzaufgabe

- Abb. 81: Die großen Straßenzüge Europas. Paris als Angelpunkt, das Reich als Durchzugsland. (Geop. Reliefkarte 54, entworfen von H. Diehl)
- Abb. 82: Frankreichs Vormarschlinien nach Osten. (Geop. Reliefkarte 56, entworfen von H. Diehl)
- Abb. 83: Die europäische Verkehrsseide und Herrschlinie. Sie zeigt die entscheidende Bedeutung Saarbrückens.
- Abb. 84: Die Sperrstellung der Saarpfalz. Ihr Verlust öffnet nach den Erfahrungen der Geschichte dem Gegner Mittel- und Süddeutschland. (Geop. Reliefkarte 60, entworfen von H. Diehl)
- Abb. 85: Die Riegelstellung Saarbrücken-Landau. Sie ist der letzte Schutz des Pfälzer Rheins und des Rhein-Main-Beckens. (Geop. Reliefkarte 64, entworfen von H. Diehl)
- Abb. 86: Wegelinien um die Senke von Kaiserslautern.
- Abb. 87: Die Saarpfalz als Flankenstellung. (Geop. Reliefkarte 63, entworfen von H. Diehl)

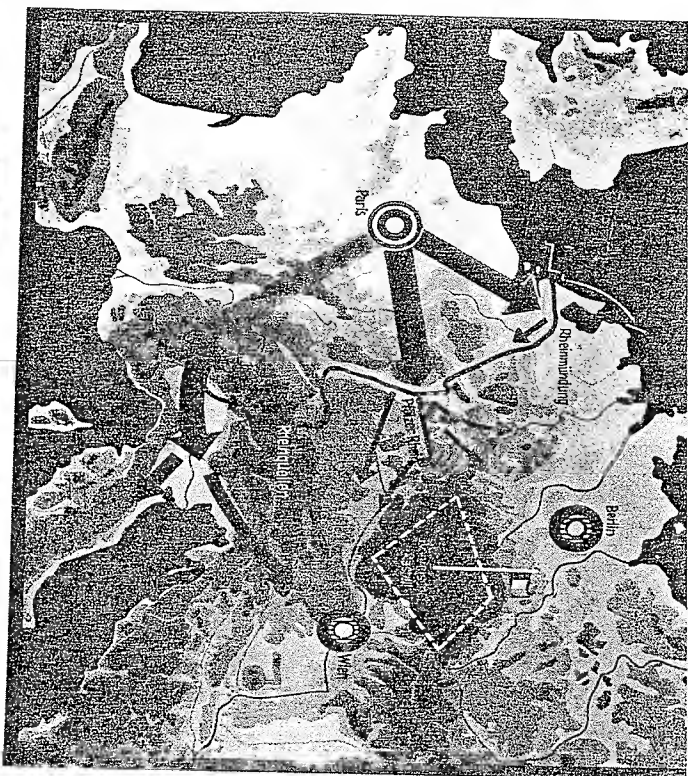


Abb.
82

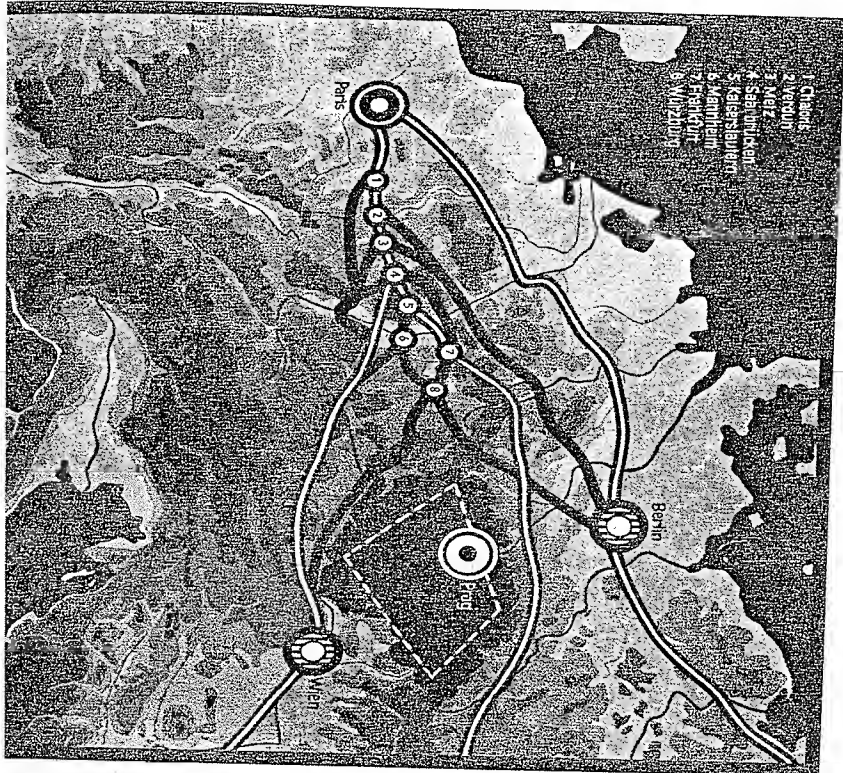
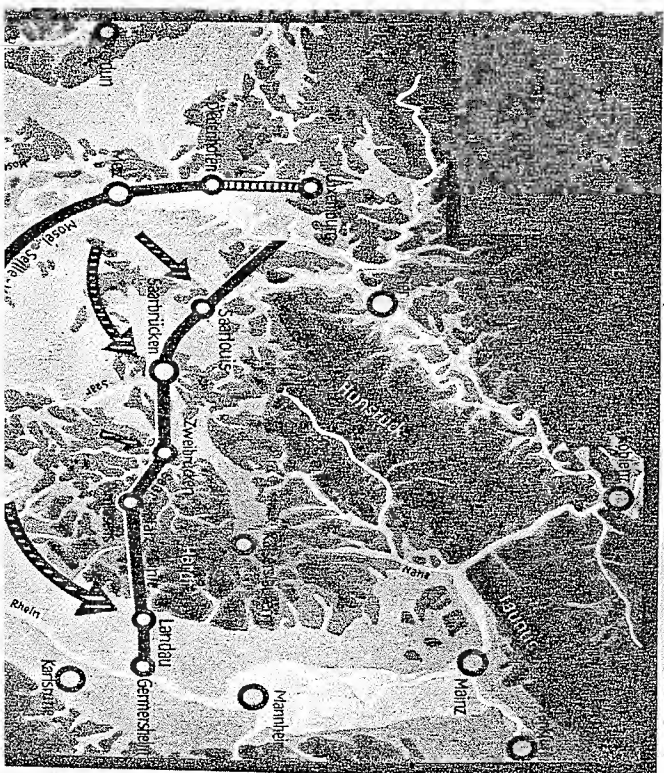
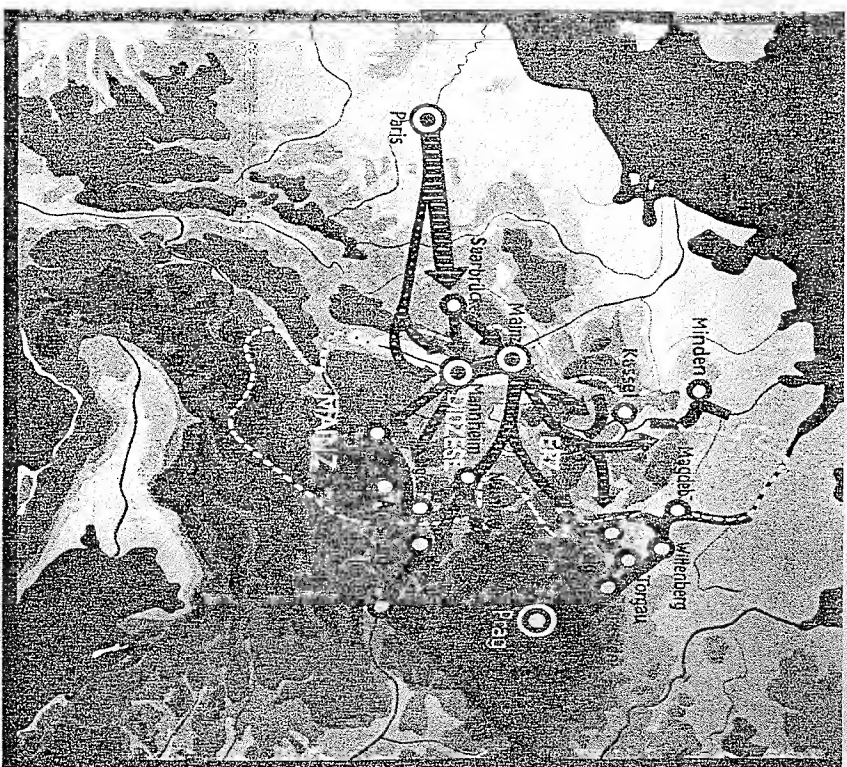


Abb.
84



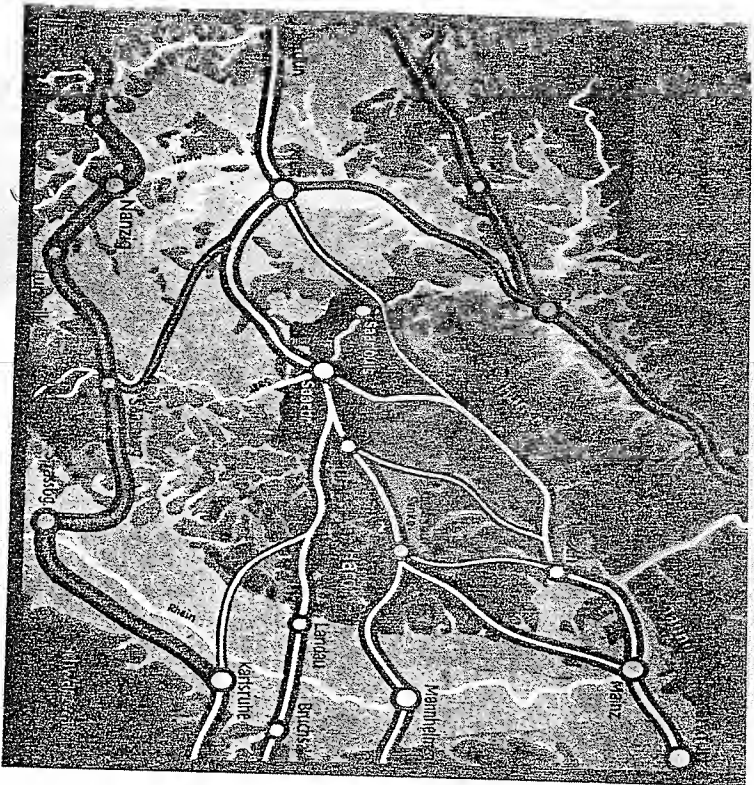
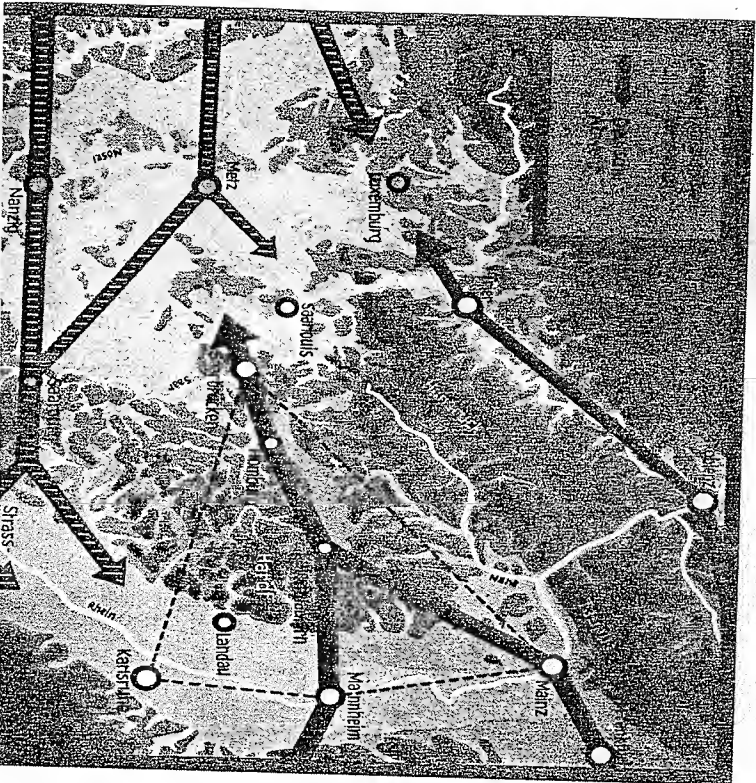


Abb.
86

Übervirtschaftung, und die Schöpferkraft der auf ihrem Boden Wohnenden erlahmt mit ihr. Bei mehrtypischen Menschen und Rassen aber steigen nach der Erschöpfung einzelner Teilräume Rassen- und Volksteile neu aus dem immer wieder sich regenerierenden großen Volksboden empor: ganze Landschaften dämmern und träumen darin noch in der stolzen Sicherheit, ihre Blüte erst noch vor sich zu haben, in wahren Frühzuständen dahin. So mag es kommen, daß Steine, die jahrhundertlang, vielleicht als zu störrisch und ungefüge, von den Bauleuten verworfen worden waren, wieder einmal zu Ecksteinen werden, die Grenzen erhalten, auf denen der sehr notwendige Neubau Europas und vornehmlich seiner Mitte in künftigen Jahrhunderten und Jahrtausenden wohlbehahrt ruht! Aber vorher freilich wird man noch allerlei Steine bewegen müssen, damit sie nicht auf eingemauertem Leben lasten, wie heute ringsum die Grenzen des deutschen Volkes und Reiches (199).



DIE BEDEUTUNG GEOPOLITISCHER BETRACHTUNGS- WEISE FÜR GRENZDEUTSCHE PROBLEME (300)

Geopolitische Betrachtungsweise, die sich bemüht, politische Lebensformen im Lebensraum in ihrer Erdgebundenheit und Bedingtheit durch geschichtliche Bewegung zugleich zu erkennen, hat für alle Grenzprobleme den großen Vorzug, daß sie gestattet, diese Fragen am ehesten frei von aller parteipolitischen Einseitigkeit und weltanschaulichen Bedingungen voraussetzungslos, naturwissenschaftlich und biologisch richtig zu sehen und dennoch zugleich geschichts-philosophisch brauchbar, unverzerrt durch soziologische und staatswissenschaftliche Lehrenmeinungen und den beträchtlichen Grad von Voreingenommenheit, den beide zu erzeugen pflegen.

Das ist aber gerade bei der doppelten peripherischen Funktion der Grenze eine Notwendigkeit, und noch weit mehr für den durch ihre Führung in seinen notwendigsten Lebensfunktionen biologisch in Nachteil gesetzten Partner, als für den bevorzugten. Dann an dem Benachteiligten wird es sein, das Empfinden und Urteil der Welt wach zu erhalten gegenüber einer biologisch falschen, daher für das Gedeihen der Gesamtmenschheit schädlichen Grenzführung wie z. B. in Oberschlesien. Der Begünstigte wird bestenfalls schweigen und besitzen, schlimmstenfalls aber durch Cant vorbeugend „den Quell der Wahrheit durch den Stab der Vorsehr“ in seinem Sinne zu trüben unternehmen: eine Tätigkeit, die alle deutschen Grenzprobleme im höchsten Grad verwirrt hat, sogar in der eigenen Auffassung des geschädigten Volkskörpers.

Dann kommt noch, daß die Einzelzellen der Grenzlandschaften selbst ein geopolitisch erfaßbares Eigenleben haben in Land, Gau und Einzelsiedlung, von dem zu ihrem größten Schaden die bedrohte, im Wachstum zurückbleibende Lebensform in der Regel weniger weiß als die wachsende. Sie wird sich naturgemäß für Landschaften interessieren, von denen sie hofft, daß sie ihr nächstens zufallen werden, die sie geopolitisch planmäßig unterminiert, „friedlich durchdringt“, oder mindestens zu beeinflussen versucht, namentlich in den ihr verwandten Teilen, Volkssplittern oder „sozialen Strata“.

So handelt es sich also bei der geopolitisch betriebenen Grenzforschung um eine doppelte Untersuchung. Zunächst käme eine Forschung über die Grenzlebensräume und Lebensformen an sich: für Deutschland etwa Nordschleswig, Eupen-Malmédy, Saarland, Pfalz, Lothringen, Elsaß, Vorarlberg und Tirol, Kärnten, Steiermark, Burgenland, Mähren, der österreichisch-ungarischen Diaspora, alte Herzogtümer Ansbach und Zator, Ostoberschlesien, Ostmarken, Danzig, Memelgau, bei denen es vor allem darauf ankommt, das starke Bewußtsein der Einheit in der Landschaft zu erhalten, namentlich bei solchen Ländern, die unsere Gegner mit gutem Grunde administrativ zu teilen suchen, wie Eupen-Malmédy, Elsaß, Tirol und Weichselgebiet.

Ein starker Ländersinn, Gaufestigkeit und Gemeindetrotz kann gerade bei Provinzialteilungsversuchen große nationale Erfolge erzielen, wovon wir nicht nur in Kärnten, sondern auch an dem mißglückten Teilungsversuch der Provinz Bengalen ein bemerkenswertes Beispiel sehen; denn deutsche Grenzlandschulung darf sich zur Schärfung ihres Blicks nicht nur auf deutsche Marken beschränken. Ebenso haben wir scharfe Wacht zu halten, daß die Versuche „Mandatsgebiete“ zu zerreißen und sie stattdessen immer noch vorzuziehenden internationalen Kontrolle ganz den Raubmächten in die Hände zu spielen, rechtzeitig zur Kenntnis der öffentlichen Meinung der Welt, namentlich der Vereinigten Staaten gebracht werden, die an der offenen Tür starken Anteil bekunden. Auch hier also ist geopolitischer Wachdienst dringend nötig.

Die zweite Arbeit gilt dann der Aufrechterhaltung der Beziehung abgetrennter und gefährdeter Teile zu dem Gesamtgefüge der größeren Lebensform, bei der wir sie erhalten wollen, in Kultur, Wirtschaft, Politik. Auch hier kann geopolitische Betrachtungsweise vor verhängnisvollen Fehlern schützen, wie wir sie gerade in Deutschland begangen haben. Mit gutem Grunde bildeten sich seit der deutschen Siedlung am Rhein überhaupt den Strom überspannende innerstaatliche Beziehungen überall da aus, wo kräftiges politisches Leben sich entwickelte: denn die germanische Idee wollte ja im Gegensatz zur romanischen den Strom nicht als Grenze, sondern als Lebensader ausbilden. Jede Rivalisierung von Bahnsystemen längs des Stroms, jeder schlechte Anschluß über ihn hinweg, jeder unterlassene Brückenbau, jede Verwendung des Stroms als Binnengrenze war also ein geopolitischer Fehler. Die Verewigung des Reichslandsstandes von Elsaß-Lothringen, von Bismarck als augenblickliche Aushilfe gebraucht, war der größte geopolitische Versaß, den das Deutsche Reich machen konnte. Umgekehrt ist die Synthese von Mannhein-Ludwigshafen eine der stärksten Klammern, die wir am Übergang des Oberheins zum Mittelrhein besitzen, fast geeignet, die Wirkung der alten Pfalz am Rhein bis zu einem gewissen Grad zu ersetzen.

Ein geradezu abenteuerliches, geopolitisch lächerliches Unternehmen war der Versuch, den eiskaltblutigen Teil der Donaumonarchie bei einer ganz dünnen Hinterlandverbindung mit dem ganzen Verwaltungsgewicht Galiziens zu be-

lasten, während Ungarn sich des vollen Schutzes des als *Glacis*, nicht aber als peripherischer Teil eines Reiches behandelten Landes erfreute. Französische geopolitische Arbeiten, u. a. das bekannte „L'Europe et la question d'Autriche“ von Chéradame, stellten denn auch schon 1903 die ungesunde geopolitische Struktur Cisilhanians bloß, namentlich vom Standpunkt geopolitischer Grenzlandforschung, während man im deutschen Sprach- und Kulturgebiet dagegen die Augen verschloß. (Vgl. Abb. 55, S. 141.)

Andererseits ist eine bei uns fast vergessene und auch zur Zeit ihres Erscheins nur in militärischen Kreisen beachtete französische Arbeit von Ténot: „La frontière“ ein Vorbild, wie gerade nach tief empfundenen Beeinträchtigung des Grenzwußseins wieder in einem Volk geweckt werden kann.

Der größte Vorteil geopolitischer Beschäftigung mit den nationalen Grenzgebieten ist aber, daß sie, ganz gleichgültig von welcher Parteistellung aus, mit Nutzen für jeden in der Volksgemeinschaft erfolgen kann und eine Gewähr dafür bietet, daß sich Verfechter der verschiedensten Weltanschauungen auf gewisse, sachlich unbestreitbare Tatsachen einigen können, wie das Vorwalten bestimmter Sprachen, Rassen, Bauformen in einheitlichen Grenzgegenden, die Einheit auf gemeinsamen Verkehr angewiesener Landschaftstypen, die Unzerreißbarkeit, also einfach ein Zusammenwirken erzwingen. Es steht schon im Anlitz der Erde unversichtbar geschrieben, daß man über gewisse Tatbestände geschichtlicher, bevölkerungspolitischer Entwicklung, des Selbstbestimmungsrechtes einfach nicht auf die Dauer hinweggehen kann.

Da nun besonders die Vorgänge des verletzten Selbstbestimmungsrechtes, der Aufzählung fremder Sprachen, des versagten Religionsunterrichtes in der Muttersprache, des Rückgangs der Ernährungskraft der Flächeneinheit (in Mandatsgebieten) häufiger zugunsten des Unterdrückten, Landberaubten sprechen als zugunsten der Landräuber, haben wir ein höchst lebendiges Interesse, sie überall in scharfer Beleuchtung geopolitischer Betrachtung anzuführen. Umgekehrt müssen wir die Gemeinsamkeit aller mit uns in gleiche Lage gebrachten Völker — je kultivierter, je künstlich entwehrter, aber unbestreitbar des Selbstbestimmungsrechtes würdig, desto besser — um den ganzen Erdball als Schicksalsgemeinschaft erkennen und deshalb mit Hilfe der Geopolitik studieren.

Wo dann zahlenstarke Interessengemeinschaft auf dieselben Gegner trifft, die Kultur, Macht und Wirtschaft vergewaltigen, da ergeben sich oft ungeahnte Möglichkeiten des Zusammenwirkens, die aber auch wieder geopolitischer Vorbereitung in der öffentlichen Meinung bedürfen (Achse Berlin—Rom).

Für die Art, wie solche geopolitische Vorbereitung positiv erfolgen kann, können als vorbildlich gelten: Ernst Tressens geopolitische Studie über „Versailles und Fortsetzung“ (K. Vowinkel, Berlin 1924), in der mehr für norddeutsche Betrachtung geeigneten Einstellung; die Arbeit von N. Krebs über Süddeutschland, K. Sapper über die Vogesen (Straßburg 1914, 1915), von R. Sieger über die

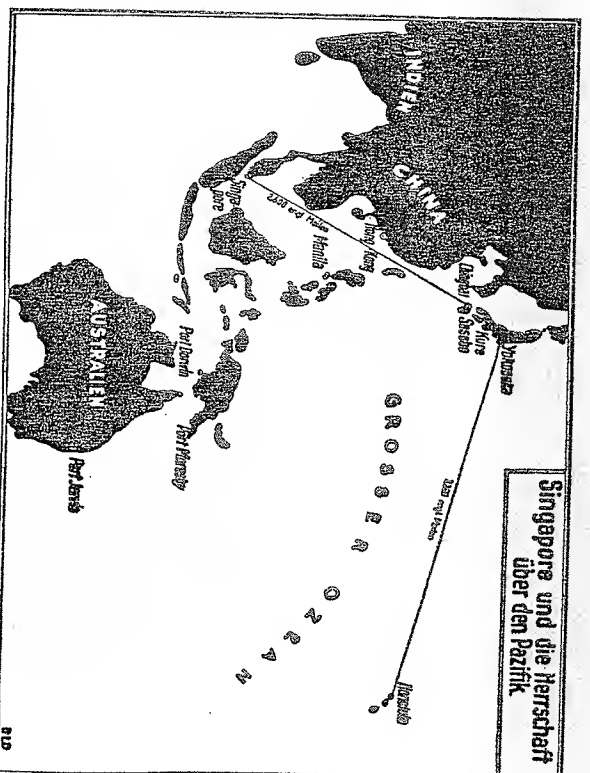


Abb. 88. Beispiel eines mit geopolitischem Blick gewählten Sitzpunktes

Steiermark und Österreich im allgemeinen, von J. Solch über die Tiroler Grenzfürsorge in einer mehr für süddeutsche, mitteleuropäische und österreichische Auffassung wirksamen Weise.

Es gibt endlich auch eine Art indirekter geopolitischer Erziehung, die dahin strebt, an Beispielen, die dem Rassenment ganz entrückt sind, etwa Indiens oder Ostasiens, Instinkt und Intellekt der Heimat zur Erhaltung der Grenz- und Lebensform zu schulen. Schon eine geschickte Auswahl fremder Arbeiten in guten Übersetzungen kann dafür höchst nützlich sein. Welche Lehren enthält doch für alle politischen Parteien Deutschlands, für die Probleme der Reichserhaltung und ihrer einzelnen Grenzgegenden etwa Carhills „Lost Dominion“, schlechthweg „Verlorene Herrschaftsfähigkeit“ zu übersetzen (das wir deshalb

Abb. 89. Tsingtau: Weder Stützpunkt noch Wachstumspitze



einem rührigen deutschen Verlag für eine deutsche Ausgabe angelegentlich empfohlen haben [K. Vowinkel, Berlin 1921].

Auch Russell in seiner Philippinen-Tätigkeit, Reid und Russell in ihrer chinefreundlichen, geopolitischen Arbeit, Sarkar als Vorkämpfer der großindischen Kulturbewegung, wie die wissenschaftliche Propaganda der Sowjets sind für uns nutzbar zu machen.

Hier finden sich mittelbar oder unmittelbar für deutsche Grenzlandarbeit verwertbar eine Fülle von Lehren, bei deren Ausziehung freilich große Vorsicht, örtliche Personen- und Sachkenntnis notwendig ist; und hier muß eben geopolitische Schulung den Hebel einsetzen.

Denn für Deutschland genügt längst keine Durchschnittsleistung mehr (die wir uns wohl früher in der Ausbildung unseres Außendienstes wie unser politischen Führer auf diesem Gebiete gestalten zu können glaubten), wenn es hoffen will, den ihm nach seiner Volkszahl, Kultur-, Wehr- und Wirtschaftsleistung — leider nicht seiner politischen — gebührenden Platz unter den Völkern wieder einzunehmen, zu denen es von 1918–1933 aus Mangel an Macht, Raum und Selbstbestimmung nicht mehr gehörte, aber seit 1934 wieder aufstieg.

Man sehe nur zu, wie sich die führenden Köpfe unterdrückter Völker, die jetzt im Aufstieg begriffen sind, gerade auf dem Gebiet der Völkerpsychologie, der Geopolitik, der naturwissenschaftlichen Beobachtung auch von scheinbar rein geisteswissenschaftlichen und willensbestimmten Anfängen aus selbst erzeugt haben, von den Führern der Philippinen (Rizal), Jungindiens (Sarkar, Das, Lajpat Rai) und Chinas (Sun, Koo, Wu, Chiang) bis zu den geopolitischen Erziehern der Sowjetdiplomatie in Asien. Die Sowjets verfügen hier unzweifelhaft über einen ganz hervorragenden Grenzproblem-Beobachtungs- und Schulungsdienst, den erst kürzlich Sven Hedin (bei Besprechung von Oberst Koslows Hochasien-Expedition) und Erich Obst wieder hervorgehoben haben, und von dem solche Bücher zeugen wie der „Rote Gotha“ (Jahrbuch für Wirtschaft, Politik und Arbeiterbewegung der Komm. Internationale) oder W. Dolivo-Dobrowskis „Großrussische Probleme“ (russ.), Moskau 1924, endlich der Sowjet-Welt-Atlas.

In der Erkenntnis, daß eine Zeit geopolitischer Flurbereinigung, der Neuverteilung der Macht auf der Erde mit dem Weltkrieg nicht abgeschlossen ist, sondern angehoben hat, beginnt überall auf der Erde eine fieberhafte geopolitische Tätigkeit gerade in bezug auf Grenzprobleme, nach dem Shakespearsche Leitwort: „Bereit sein ist alles!“ Wir hatten für die grenzdeutschen Probleme in der Zeit vor 1933 so gut wie nichts mehr durch Veränderung zu verlieren, aber außerordentlich viel zurückzugewinnen. Wir konnten uns nicht einmal mit dem Wort von Franz I. nach der Schlacht bei Pavia auftrichten: Es sei alles verloren, nur nicht die Ehre!

Gerade die Ehre war am meisten verloren worden, nicht im Kriege selbst, aber durch die Art, wie wir ihn als Gesamtwort würdelos beendet haben und mit irre-

geleiteten Mehrheiten glaubten, Freiheit könne aus Untertänigkeit und Fahnenflucht erneut und geboren werden. Erst seit 1933 ist Ehre und Gleichberechtigung in der Weltgeltung wiedergewonnen, wenn auch noch nicht im Raum.

Achtung, Ehre und Macht waren wieder zu gewinnen — gerade in den grenzdeutschen Problemen drückt sich der Stand darin als im feinsten Manometer aus —. Das sind Güter, die nicht so sehr mit materiellem Wohlergehen zusammenhängen, als mit Mehrheit und Wiederwerden der in breiten Volksschichten unterwühlten und vergifteten und zu erneuernden unwägbar, volkseelischen Werte. Dazu hilft und rät weltüberschauende, geopolitische Betrachtungsweise mit ihren teils beschämenden, teils aber ermutigenden Vergleichsmöglichkeiten; sie führt wieder zuerst vom Dämmerzustand und Nichtwissen zum Wissen, und auf diesem einzigen Wege wieder zum politischen Können und Wollen, vor allem zu der verlorenen Sicherheit über sich selbst und seine Grenzen und ihre Probleme.

ZUKUNFTSBETRACHTUNG UND SCHLUSSWORT

Indem er Zukunftsbetrachtungen und Schlußwort an eine Arbeit fügt, die neben wissenschaftlich erprobten und reich belegbaren objektiven Aufnahmen notwendig manches subjektive Werturteil umfassen mußte, wenn er überhaupt zu brauchbaren Abschlüssen, nicht nur zu einem großen „Non liquet“ oder „Ignoramus“ kommen wollte, fühlte sich der Verfasser bestärkt und ermutigt, wenn er — seinen eigenen Arbeitsweg von der gewonnenen Höhe aus überschauend — andere, von ganz anderen Ausgangspunkten ansetzend, zu verwandten Ergebnissen kommen sieht und ihnen vorausarbeiten konnte.

So geht es zunächst mit einem Wort von Freyer, das ich, am Abschluß dieser Arbeiten in seinem gedankennreichen und geistvollen Buch: „Der Staat“ (301) nach Bestätigungen suchend, fand: „Von außen gesehen — (und hier muß der Staat von außen nach innen gesehen werden, denn von außen nach innen wird er erbaut!) — ist der Staat nichts als eine geschlossene Kette von gesicherten oder verteidigungsfähigen Grenzen, von günstigen Glacis, von Marschstraßen und Flottenstützpunkten, von festen Plätzen und strategischen Bahnen, von Rohstoffquellen, Häfen, Märkten und Industriepfätzen, von Bevölkerungsausgleich und arbeitsteilig zusammenwirkenden Provinzen...“

Von einem Vorkämpfer des Rechtsgedankens im Getriebe der Welt mit solchen Worten in seinen naturwissenschaftlichen und geschichtsphilosophischen Anschauungen bestätigt, tröstet sich auch der Vertreter der Grenzlandkunde, der nicht aus hastigem, voreiligem Treiben, aber mit schonender, Weistümer suchender Hand den Schleier vom Wendenden hebt. Soweit redliches Suchen der Wissenschaft dazu befügt, lastet der forschende Blick sich weiter von solchen Einsichten zu den Zusammenhängen zwischen labilen, noch der Auseinandersetzung harrenden Grenzzuständen der Menschheit und Hoffnungen Inneruropas; und hier ist ein hoffnungsreicher Zusammenhang unverkennbar. Wie aus dem Riesenbrand des sogenannten Weltkrieges von 1914 bis ? die Selbstbestimmung der unterjochten allen anderen Kulturteile emporgeblüht ist — als eine von den wahren Erregern des Kampfes ungewollte Nebenfrucht —, so könnte andererseits dieser

außeruropäische Auftrieb, durch Bindung der seine wahren Grenzen vergewaltigenden Kräfte, zur Entlastung des zusammengebrochenen Inneruropa beitragen.

Gerade dank allzu starren Verträgen, erstiletem Buchstabenzwang finden wir tatsächlich bei der Mehrzahl der Menschen alle Hoffnungen für eine lichtere Zukunft im riesigsten Maßstab auf Zerstörung von Grenzen gestellt, die ungerechte Vergewaltigung gezogen hat. Und hier wird sich bei der Gemeinsamkeit des Druckes früher oder später, wie zwischen Sowjetbünden, China und Panasiaten, auch zwischen den andern unterdrückten, erniedrigten, ausgebeuteten und täglich beleidigten Völkern das Gemeinsamkeitsgefühl und aus ihm die Möglichkeit gemeinsamen Handelns ergeben.

Selbst eine so pazifistische Persönlichkeit, die so sehr der Erhaltung des gegenwärtigen Rechtszustandes unerhörter Erniedrigung uralter, zahlenstarker Kulturvölker in unwürdiger Raummenge sich angepaßt hat, wie Graf Coudenhove-Kalergi, der Vorkämpfer der Paneuropa-Idee, schreibt ausdrücklich, daß er sich nicht denken könne, wie die Auseinandersetzung über die Abgrenzung der farbigen und weißen Rassen im indopazifischen Raum, zwischen so dickbevölkerten, druck erfüllten Menschenbrutstätten und so menschenarmen, menschenhungrigen Reservatarien der Erde, wie zwischen den Monsunländern und Australien, oder dem über den Pazifik imperialistisch ausgreifenden pazifischen Angelsächsentum ohne Krieg vor sich gehen solle. Er glaubt nur, sein Paneuropa — trotz der belastenden Zugehörigkeit des belgischen, niederländischen und französischen Kolonialreiches — dieser Auseinandersetzung fernhalten zu können. Aber welchen Grund haben wir noch in Inneruropa, als selbst maßlos Ausgebeutete, ein vor uns verriegeltes überseeisches Ausbeutungsland durch schweigende Zustimmung im Besitz uns feindlicher schonungsloser Ausbeuter erhalten zu helfen, etwa gar durch Teilnahme an Verbänden, die solche Ungerechtigkeit verewigen wollen? Wir wollen einmal den Zahlenmachweis in ganz roher Rechnung für alle am Niedbruch der augenblicklichen Grenzfiktionen interessierten Millionen der Menschheit erbringen und dann zusehen, wie furchtbar ihre zahlenmäßige Überlegenheit ist, wie also eine echt demokratische Abstimmung über die gegenwärtige Verteilung von Macht und Raum auf der Erde und ihre Abgrenzungen ausstiele!

Den mindestens 100 Millionen unzufriedenen Deutschen gesellen sich da etwa 450 Millionen des chinesischen Volksstaats, 363 Millionen Inder und die 170 Millionen der Sowjetbünde, die 25 des französischen Kolonialreiches in Hinterindien und die 62 des niederländischen in Insulinde, die 12 Millionen Filipinos, die 4½ Millionen von Ceylon, die es alle in der Überzahl ihrer Organe der öffentlichen Meinung, in großen Kongressen schon ausgesprochen haben, daß sie die gegenwärtigen Grenzfügungen der Menschheit abändern wollen. Und außer diesen Millionen, schon an sich eine Mehrheit, sind selbst große Mächte der Gegenwart sehr in der Schwebe, wohn sie sich bei einer grundsätzlichen Auseinandersetzung

schlagen sollen, wie die 45 Millionen Italiens, die 100 Millionen des großjapanischen Reiches, in denen noch 22 Millionen Koreaner inbegriffen sind, die man außerdem um ihre Meinung befragen mußte. Die Stimme Ägyptens und der Nordafrikaländer hat sich auf dem Kongreß in Brüssel zu deutlich vernehmen lassen, als daß sie den Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes beigesellt werden könnten, so wenig wie die Türkei Kemal Paschas, das Irak, mit seiner wiederholt wegen ihres Protestes aufgelösten Volksvertretung, oder die mit den Sowjets rückversicherten Staaten Persien und Afghanistan und neuerdings der entgliederte arabische Großraum oder das mit Dreiteilung bedrohte Palästina. Auf die Zustimmung der Mehrheit der angeblich ja zur Selbstbestimmung berufenen kleinen und großen Völker der Erde also können sich die Wähler der Grenzen von heute nicht berufen. So bleibt ihnen lediglich der Rechtstitel der Gewalt, der Macht, der Berufung auf das milde Spinoza harte Wort: „Quisquis tantum juris habet, quantum potentia valet“, jeder hat so viel Recht in der Welt, als seine Macht vermag.“ Es wirkt aber kläglich, wenn der Nutznießer aus Gewalt nach einem internationalen Bündel schreit, wie wir das von Ausbeutern und Unterdrückten gegen Unterdrückte erleben, die sich eben gegen Gewalt vor allem mit der Wirtschaftskraft ihres Abwehrstreits wehren, wie von 1925 bis 1927 in China, oder durch bloßes „Nichtpakieren mit dem Bösen“ der Fremdmacht, wie bei der indischen Gandhi-Bewegung oder bei Japans und Italiens Reichserweiterungen.

Allerdings, wer ohne vorgehaltene Brillen mit fremder Brechung und Färbung in diese Verhältnisse und die furchtbare Ungerechtigkeit hineinsah, die sie enthielten, der wird zugeben müssen, daß der Silberstreifen am Sehkreis, der uns so oft vor schweren Gewittern als „falsche dawn“ vorgeläuscht wurde, rötlicher gesehen werden muß, als den augenblicklichen Trägern der Macht und den Grenzhütern der Erde lieb ist. Es ist mehr von Weltuntergangsstimmung darin, als namentlich die Rückversicherungen zum gegenseitigen Schutze der Mittelmäßigkeit Wort haben wollen, zu denen sich in Ländern, auf deren Boden der Parlamentarismus nicht ursprünglich gewachsen ist, die politischen Parteien jeglicher Mitte immer mehr entwickeln.

So muß gerade der geopolitisch Geschulte feststellen, daß diejenigen, die den Untergang des Abendlandes am auffälligsten zu vermeiden trachten, in ihrer lauen Einstellung zu Grenzfragen vieles tun, um ihn herbeizuführen. Umgekehrt sind es oft diejenigen, die des wildesten Radikalismus verdächtigt werden, die scheinbaren Zeiträumer von Tafeln, wie z. B. die Vertreter totaler Staatsanschauungen, die geistigen Führer des chinesischen Südens und entschlossene Grenzkämpfer, die vielleicht zuweilen gegen ihre Wünsche manches vollbracht haben, um durch gerechte Neugliederung von Grenzen ein halbareres Gefüge der Zukunft aufzurichten. Sie wirken dann als entschlossene Grenzkämpfer, tapfere Markscheider zwischen nationaler, völkischer, grenzenwahrer und internationaler, rassenaufhebender, grenzenverwischender Weltanschauung.

Denn es gibt feige und müde Zeiten, die sich auch über starke Länder und tapfere Völker einschleifend und kraftvergründend legen, so daß sie das Raumerbe und die Wachsmöglichkeit der eigenen Kinder verschlafen und vertun. Und in solchen Zeiten erwirbt sich kein Verdienst um sie, sondern versündigt sich an ihrer besten Lebenskraft, wer ihnen nach dem Schnabel redet und sie in der Hypnose versinken läßt, und es wird Pflicht, sie wie Schlafwandler unablässig anzurufen, bis sie hören und aufwachen, um ihre Grenzen zu wahren und zu weiten.

Das Recht zu solehem Anruf fließt wohl noch überzeugender als aus rein wissenschaftlicher Arbeit an Grenzproblemen aus der Tatsache, daß man ein Leben lang ehrlich für diese einst so weiten und stolzen Grenzen seines Volkstums nicht nur im Frieden, sondern auch im Kriege, nicht nur mit Feder und Stift, sondern auch mit der Waffe, in Ost und West, gestritten, und sich selbst als kleinen Stein in die Masse der Marken seines Volkes geworfen hat. Und wenn dieses Volk jeden, der ihm guten oder bösen Rat in seinen Grenzfragen gab, geprüft hätte, wo er denn stand, wenn immer seine Grenzen auf dem Spiele waren, es würde über die geographische und politische Wacht an seinen Grenzen besser beraten worden sein.

NACHWEIS FÜR BENÜTZTES UND EMPFOHLENES SCHRIFTTUM ÜBER DIE „GRENZEN“

VORBEREITUNG ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Die Nachweise sind bewußt in dem Zustand gelassen worden, in dem sie zuerst zur Auseinandersetzung Anlaß gaben und anregend auf die Gestaltung der „Grenzen“ in einer Zeit tiefer Ernüchterung des deutschen Grenzstandes wirkten.

Denn jene Seelenstimmung und der aus ihr hervorgehende volkspolitische Auftrieb bei der wissenschaftlichen Untersuchung der Grenzfragen dürfen auch in besseren Tagen niemals aus dem Bewußtsein eines Großvolkes schwinden, auf dessen Volks- und Kulturboden dieselbe Hochspannung lastet, die Friedrich den Großen als verpöbelten „roi des frontières“ zu Hochleistungen zwang.

Aus diesem Grunde ist nicht versucht worden, ein glücklich vorübergegangenes Weltengedächtnis in den freundlichen Farben späterer Beschreibung zu zeigen, und dadurch die Kräfte des ersten Eindruckes im Nachhinein-Schrifttum über die „Grenzen“ abzuschwächen.

EINLEITUNG

1. „Einlagfliega!“ — So hat Theobald Fischer in seinem sehr bemerkenswerten Aufsatz: „Das Deutsche Reich in seinen heutigen Grenzen: eine Einlagfliega!“, Geographischer Anzeiger, Justus Perthes, Gotha 1900, Nr. 1, S. 4, das Bismarckische Vorkriegs-Reich genannt: „geographische Geesetze, die der Mensch wohl eine Zeitlang außer

Wirkensanket setzen, aber nie aufheben kann, be-
dingen, daß es wieder zerfällt, oder sich weiter
entwickelt, bis annehmend sich die Staatsgrenzen
auf Landesgrenzen stützen und damit allein da-
her werden können...“ In den Gedanken-
gängen dieses Aufsatzes lag ohne der stärksten
Anregungen zu der vorliegenden Arbeit!

I. DIE GRENZE IN DER GEOGRAPHISCHEN ANSCHAUUNG

2. Dr. Guetay Braun: „Deutschland“, 1. Aufl., Berlin, Bornträger 1936, S. 311.
3. R. Siegel: „Die geographische Linie von den Grenzen und ihre praktische Bedeutung.“ Verhandl. des XXI. Deutschen Geographentags, Reimer, Berlin 1926; und in vielen anderen, später angezogenen Stellen seines reichen Lebenswerkes, in dem gerade die Auseinandersetzung mit Bild und Wesen der Grenzen einen breiten Raum einnimmt. Wer übernimmt die Sammlung dieses Lebenswerkes?
4. Besonders aufschlußreich in dieser Richtung sind u. a. die persönlichen Aufzeichnungen Napoleons I. und seiner Unterführer beim Überqueren der Grenzlinien in der „Correspondance de Napoleon“ oder den zahlreichen guten französischen Gen.-Stabs-Verken, u. a. Alombert
- at Collin: „Campagne de 1805 en Allemagne“, mit zahlreichen Briefbelegen; Moltke: „Brieftaus der Türkei“, Ges. Schriften, Bd. VIII; aus neuerer Zeit Schildernngen und Zeichnungen in Sir Jan Hamilton: „A staff officer's scrap book“, Edward Arnold, London 1906, oder im „Bild-Atlas“ d. phot. Abtlg. d. jap. Gen.-Stabs 1905 über die kulturelle Grenze Koreas und der Mandschurei oder Sachalin.
5. Weitere Anregungen zu diesem Abschnitt finden sich in den Bildbelegen zu F. Ratzel: „Die Erde und das Leben“, Bibl. Inst., Leipzig-Wien 1901 u. a. o., in G. Braun: „Deutschland“, Berlin, Bornträger 1916 — darin der Bayer nur echemerisch vermindert, daß S. 306 der albayrische Landschaftsbegriff des „Innviertels“, des „Chim-
graves“, des „Rupert-Winkels“ dem bewährten

Bildschöpfer entzogen: ohne Schuld des bayrischen Stammes, der, seine althergebrachten Leut-
schelennamen für selbstverständlich haltend, sie
auf Karten einzutragen unterließ. Daß sie Grenz-
und Kern-Landschaften zugleich sind, macht den
Chiemgau, wie den Hunsrück (der Ammer) als
Grenzlandschaftstypen bemerkenswert. K. Sap-
per: „Geologischer Bau und Landschaftsbild“,
Völsing, Braunschweig 1917. K. Linnebach: „Die
gesamte Grenze im deutschen Westen“, 42 Kar-
ten, Berlin 1926, Rhein. Beobachter-Verlag; Dr.
H. Chris: „Vernachlässigter Film (200 m),
I. Teil. Terr. Bestimmungen. Schicksal der
Grenzen. Institut f. Kulturforschung, Berlin

II. VOM BIOGEOGRAPHISCHEN WESSEN DER GRENZE: GRENZ-EMPFINDLICHKEIT

6. Beobachtung von Schaumland auf der Vogel-
insel Laysan. Angezogen in F. Ratzel: „Erde und
Leben“, II. Bd., S. 595, als Beispiel für die Wir-
kung der Raumnot.
7. Z. B., „Erde und Leben“, II. Bd., S. 550.
8. Lucetius Carus I, Vers 659, 965ff., 995 bis
etwa 1045.
- „Omne quod est igitur nulla regione vltimum
et finitum est...“
- „si quis procurat ad oras
ultimum extremas faciatque volente telum
id vltimis utrum confortum virtus ire
quo fuerit missum maxis longaque volare,
an prohibere aliquid cesses obstaculo possit?
Welche Freiheit der Vorstellung gegenüber der
lenkungen seiner Zeit und einer viel späteren
liegt darin!
9. F. Ratzel: „Höhenregionen und Höhenrücken“,
12. Vgl. die Arbeiten von Fawcett darüber, dann
des Institut of International Affairs, London,
namh. 1937.
13. Grenze, die Grenze, ist nordischer Entle-
nung; mitscha, der Rain, eber der unstrittene
Markbegriff der Ukraina (Randland, Saumland,
Kantland), ein großes, geschichtliches Motiv
der russischen Entwicklung; an ihrem Südrand
sag die eigenartige Markwachenbildung der Ko-
saken, die Stätsch, der Saporoger, der Strom-
schellenüberwinder, der geborenen Grenz-kämp-
fer. Eine abschließende Arbeit über den Grenz-
begriff in der russischen Geschichte und Volks-
plantaze ist mir leider nicht bekannt.
14. Vieles davon ist in Baumerlind: „Vermer-
sungs-kunde“, Bd. II, S. 346ff., berührt.
- 1919 „Deutschlands Wirtschaftliche“, R. Hob-
bing, Berlin 1921; F. König: „Von der Not des
Elassertums in Geschichte und Gegenwart“,
Hochland 1920, IX, geben weitere wertvolle Ein-
zelanregungen.
- Aus angelegentlichem Bereich: E. H. Hill:
„The geography of international frontiers“, Lon-
don, Geogr. Journal Roy. Soc. 1906, II, S. 145,
Bd. 28; James Logan Mack: „The border line“,
Edinburgh 1925, und die prächtige Darstellung
einer der schönsten Grenzlandschaften Indiens
durch die Feder von Youngusband und dem
Pinzel von Molynaux: „Kashmir“, London,
Black, 1914.
- estimalis V. I. Erdkunde, Leipzig 1895, dann Kl.
Schriften, Bd. II, S. 173, München 1906, R. Ol-
denburg, veröffentlicht.
10. F. Ratzel: „Erde und Leben“, II. Bd., S. 676.
11. Zu diesem Abschnitt noch weiter: G. Braun:
„Mitteleuropa und seine Grenzmarken“, Leipzig
1917, Quelle & Meyer. Mit besonderer Bezie-
hung durch R. Siegel, Petermanns Mitteilungen
1918, S. 88; Dr. E. Cuhner: „Die statistischen
Forschungsmethoden“, Wien 1921, L. W. Seidel
& Sohn; Dr. Wilhelm Winkler: „Das Statistische
Seminar über Bevölkerungs-, Wirtschafts- und
Kulturfragen des Grenzlands“, I, 3, Ein
Beispiel für glückliche Verbindung: H. Abth.,
Th. Frings, J. Müller: „Kulturströmungen und
Kulturprovinzen in den Rheinlanden“, Bonn
1926, Richtigere, „Überliefungs-faktor“ findet
sich in „Das Meer und die Kunde vom Meer“.

III. RECHTSBUCHSTABE UND LEBENSBRAND

15. E. Zeller: „Religion und Philosophie bei den
Römern“, Berlin 1866.
16. Vgl. die bethöflichen Rechte von Sso de Uryel
im Protektorat über Andorra, das sich die heute
noch mittelalterliche Kleinstadt trotz mehrmal-
ger Einnahme durch die Franzosen gemein-
schaftlich mit Frankreich zu erhalten wußte;
oder die zähe Verteidigung seines bethöflichen
Rechtes an der Saar durch den im Elsaß gebore-
nen Bischof Korum von Trier. Vgl. Frankl. Zug-
v. 25. Febr. 1922: „Frankreich und die Trierer
Bischofswahl!“
17. H. Aubin, Th. Frings, J. Müller: „Kulturströ-
mungen und Kulturprovinzen in den Rheinlan-
den“, Bonn 1926, Ratscheld, 77 Abb. u. Karten
über Festbrücke, des. jahrestell. Feuer.

18. „Petenshtly, ein Friedensziel in den Völkern“, von Dr. K. Kiesel, Berlin, Reimer, 1918, weist sie schon am deutschen Namen an der Völkergrenze nach; die Tatsache der Besiedlung der penninischen Täler durch Nicht-Italiener.

19. Vgl. u. a. E. v. Wertheimer: „Friedenskonferenzen und Friedensschlüsse im 19. und 20. Jahrhundert“, Berlin 1917, Ullstein, oder „Handbuch der Politik“, Bd. VI, Urkunden, Berlin 1926: „Beispiele formgehoher Staatskunst“, auch „Vorbuch des Völkerrechts und der Diplomatie“, herausgegeben von K. Strupp, Berlin und Leipzig, W. de Gruyter, 1924 ab.

20. So u. a. im Verhältnis zwischen Ver. Staaten und Philippinen, wie z. B. Russell Bodenheiter, oder Emil Krimpen in: „Die Ausbreitungspolitik der Ver. Staaten von Amerika“, Berlin 1923, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, und neuerdings Scott Nearing und Joseph Freeman in „Dollar-Diplomatie“, Kurt Vowinkel, Berlin 1927.

21. Vgl. Stellung von Roussillon in Eugène Tardot: „La Frontière“, Paris, Rouan 1893, S. 367.

22. „Go, get you home, you fragments...“ Shakespeare, Coriolanus Act I, 226.

23. Die Untersuchungen vor allem von Gredmann über das Verhältnis von Limesforschung und Gemeinewald regen hier besonders an. Eine Gedankenreihe springt auf, deren unmittelbarer Zusammenhang mit Clauswitzens „Stärkere Kampfform und Kernform des Stärkeren“ anknüpft, wenn wir an das lineare Ausbauen seiner imperialistischen Grenzzielung durch das Staats- und Reichsvolk der Römer an den Enden seines mitteleuropäischen Raum-Optimums denken, und an das Heranrücken der nordischen, germanischen Völkerwellen dagegen bis zum Zusammenbruch. Für die geistigen Gestaltungen

der romanisch-germanischen Grenze vgl. J. C. Blunschi: „Römische Welt Herrschaft und Deutsche Freiheit“, Berlin 1872, S. 11; für die angelsächsische Synthese Bernard: „Imperium et libertas“ London 1901.

Rückschritt und Untergang, Rückbildung von Kulturgrenzen finden sich fein untersucht bei Dr. Heinrich Schurtz: „Urschichte der Kultur“, Bbl. Inst., Berlin-Leipzig-Wien 1912, S. 78 bis 93. Vergleiche mit Spengler liegen nahe. Auf große Rührnarrschichten bezogen, ist F. K. Erdres: „Ruhm des Grenzt“, gut gesehen; die geisteswissenschaftliche Seite des Problems findet sich angeschlagen in K. Hildebrandt: „Norm und Verfall des Staates“, Dresden 1921; auch bei Freytag-Loringhoven: „Die staatlichen Grenzen in Europa“, Deutsche Ver.-Anst. f. Pol. u. Gesellschaft, Berlin 1921.

Die beiden vollkommensten Untersuchungen des Problems für innere Grenzen von Stämmen innerhalb der deutschen Volksgemeinschaft und seiner Tage sind wohl: Dr. W. Pöhl: „Nieder-sächsische Volkskunde“, Hannover 1922, neben anderen Untersuchungen des vorbildlichen Kulturbodenforschers, und H. Aubin, Th. Fingst, J. Müller: „Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden“, 77 Abb., Bonn 1926, Röhrscheid.

Ähnliche Arbeiten für Alemannen- und Bayern-Stamm sind im Gange, zu Abschluß aber noch nicht vorliegend, vielleicht am weitesten vorgeschritten in Dr. Bruno Schweizer: (Diesen) Dialekt-Grenzkarten im alemannisch-bayrischen Übergangsgebiet. Eine Probe davon gibt die Bespr. d. XIII. Ber. d. Kommission f. d. Bayrisch-österreichische Wörterbuch, Wien 1926, in „Teuthonist“, III. Bd., Heft 2/3, Bonn 1927, F. Klopp.

Für die Formen von Grenzveränderungen siehe die in 19 geg. Lit.

IV. VOM SCHRIFTTUM ÜBER DIE GRENZE

24. Pol. Mitteilungen 1896, S. 102 und 103, Ziti. 4.
24. O. Mehl: „Geographische Staatsstruktur und Staatsgrenzen“, Kartographische Zeitschrift 1919 Vor allem: „Politische Geographie“, Berlin 1925, Bornträger, namentlich S. 139ff. und 602ff. und Fig. 609.
26. A. Dix: „Politische Geographie“, I. Allgemeiner Teil, II. Politische Geographie der Gegenwart, München u. Berlin 1914, „Politische Erdkunde“, Breslau 1922; Helmholtz „Weltgeschichte“, Bd. I—VII, Bbl. Inst., Leipzig-Wien 1922.

- 1913: E. Schöne: „Politische Geographie“, Leipzig 1914ff., B. G. Teubner, S. 49—67.
27. Roy. Soc. Geogr. Journal 1916 u. a. O.
28. Roy. Soc. Geogr. Journal 1916 u. a. O.
29. U. e. in „Geographie de l'Histoire“.
30. F. Ratzel: „Kl. Schriften“, Bd. II, S. 350. „Ethnographie und Geschichtswissenschaft in Amerika“.
31. Annual report American Historical Association. Washington 1893.
32. American Historical Review 1896.

33. F. Ratzel: „Kl. Schriften“, Bd. II, S. 524 und 525.

34. George Eusjio Uyehara: „The political development of Japan 1867—1909“, London 1910, Constable & Co., S. 7, 10, 15, vor allem: 17 und 18: ein für die Gesamteinstellung des japanischen Volkes zum Grenzumsatz seiner staatlichen Lebensform höchst wertvoller Einblick.

35. R. Sieger: „Grenzen“ in „Deutsche Arbeit“, 24. Jahrgang, Heft 3, Dezember 1921, Reichsberg-Berlin.

36. R. Sieger in den Verhandlungen des XXI. Deutschen Geographentages zu Breslau.

37. Blegierin Chénadame: „L'Europe et la question d'Afrique“, Paris, Pion-Nourrit 1901, S. 6 u. 38. Förster: „Zur Geographie der politischen Grenze“, Mitgl. d. Vorl. Erdkunde, Leipzig 1892.

39. A. Dix: „Politische Erdkunde“, Jodermanns Buchverl., Ferdinand Hirz, Breslau 1922, S. 49 bis 51 und 76.

40. E. Schöne: „Politische Geographie“, Teubner, Leipzig 1914, Aus Natur und Geisteswiss.

41. F. Ratzel: „Anthropogeographie“, I. Bd., S. 171.

42. Dr. Otto Schlüter: „Ferdinand v. Richthofens Vorlesungen über allgemeine Siedlungs- und Verkehrsgeographie“, Dietrich Reimer, Berlin 1908, S. 75 u. 90.

43. Jan Hamilton: „A staff officer's scrap book“, S. 0, I. Bd.

44. Um noch einige besonders leinende Stellen zu nennen, in den Werken von F. Ratzel zu nennen, führen wir an: in der „Anthropogeographie“, I. Bd., S. 169, II. Bd., S. 83; in „Erde und

V. DIE SCHEIDENKRAFT UNDEWOHNBARER ERDRÄUME

LEBENSFEINDLICHE GRENZEN

45. F. Ratzel: „Über die Anwendung des Begriffs Ökumene auf die geographischen Probleme der Gegenwart“, Verhandlungen d. k. k. Staats. Akademie der Wiss., 1888, dann Anthropogeographie, II. Bd., S. 75, Einzelnes S. 3, 5, 6, 7, 9, 11, 13, 26, 38, 45, 55, über den Begriff der Anökumene S. 14, 60 u. 61, die anökumenschen Streifen, in „Erde und Leben“, II. Bd., S. 597; Individualität der Lebensräume u. biograph. Grenzen gegen anökumenschen, S. 612; Auflassung der Grenze als Kampfplatz.

46. C. Hassert: „Nordpolargrenze der bewohnten Erde“, Diss. Leipzig 1892; die nord- und süd-polan Besitzergreifungen der Ver. Staaten, des britischen Reiches, der Sowjetbunde, Australiens, Neuseelands, Kanadas, die norwegischen

Leben“, II. Bd., S. 550, 606—617; in den „Gesetzen des räumlichen Wachstums der Staaten“, das vierte Geset., S. 102 und 103 in Pol. Mitgl. 1896; in der „Politischen Geographie“, S. 444 bis 528 und die Arbeit: „Über allgemeine Eigenschaften der politischen Grenzen“, Leipzig 1892. Hermann Wagner schließt sich in der „Allg. Erdkunde“, Hahn, Hannover-Leipzig 1, bes. auf S. 825—831 Ratzel an; Sieger baut seine Namensgebung fort.

Eine Früharbeit ist G. L. Petzel: „Zur Morphologie geographischer Grenzen“, Globus, XXVII, 1875.

Wertvolle Durchblicke eröffnet planmäßiges Durchprüfen von großen Zeitschriften, vor allem von Petermanns Mitteilungen, auf den darin sich ausdrückenden Wandel der Einstellung zum Grenzproblem. Auch die Prüfung von Reiseschil-derungen, Darstellungen von Kriegerereignissen, Tagebüchern in dieser einheitlichen Absicht kann als fruchtbar nahegelegt werden. Man vergleiche etwa Goethes „Italienische Reise“ mit Dr. Th. Stettner: „Eine Fahrt mit dem Lindauer Boden nach Mailand 1629“ (574—6 Tagos), „Beyland“ 1905, S. 135 und 137, und dem Mailand-München-Flug, aus Josef Furtwänglers „Neues Itinerarium Italiae“, oder man halte Goethes Valmy-Notizen zusammen mit des Dichter-Soldaten Jan Hamilton ersten Eindrücken aus dem ersten Auf-einanderprallen osmanischer und russischer Macht unter annähernd gleichen Erfolgsbedingungen, mit seinen Gefühlen beim Einbringen der ersten Gefangenen seiner Rasse durch die Japaner, die er begleitete, und den farbigen Erfahrungen Deutschlands am Rhein.

49. Rowland-Kalling: „Erdbeben auf Sumatra“, Zeitschrift f. Geopolitik, 1924, S. 785.

50. A. Schweizer: „Zwischen Wasser und Urwald“ und andere seiner Veröffentlichungen über

seine aufopfernde Tätigkeit in der tropischen Hygie (Lamburne) erfüllten mit einer nicht in allen tropischen Reisebeschreibungen gelassenen Offenheit die ungeliebten Widerstände gegen weite Arbeit in den Tropen, selbst wo sie von so hingebendem Helfertum geleitet und angespornt wird wie in diesem Falle.

51. Rußlands Ringen um Erweiterung der nordischen Antikume bis zur Umrandung des Nordpazifik ist in K. Hasenlofer: „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“, Berlin 1925, Vornickel, auf S. 137 mit einer Karte, im Abschnitt X im Zusammenhang, und in den Lit.-Bemerkg. 82—88 mit Quellen belegt, die zu weiteren führen. Sie legen eines der wichtigsten Dauermotive der russischen Ausdehnungspolitik bloß, das sonst als arcum imperii selten berührt wird.

Vgl. auch: Inſy Samjonow: „Die Eroberung Sibiriens“, Berlin 1937, Ulstein.

52. Ph. Fr. v. Siebold: „Nippon“, 2. Aufl., Wurzburger und Leipzig 1897, II. Bd., S. 207ff., schildert die Reise des Mami Rinsō, die auf Befehl des Shoguns 1809, unter dem ersten Eindruck einer ruhigen russischen Randberührung von der nordischen Antikume her (in der Antiwa-Bucht), zur Aufklärung gegen diese russische Annäherung unternommen wurde. Ich habe in meiner Diss.: „Der deutsche Anteil an der geographischen Erschließung Japans“, München 1914, die Wirkung dieses frühen Aufschreibewerdes des Inselreiches aus seinem Sicherheitsgefühl der Annäherung an eine nordische unbewohnbare Landschaft, aus der keine Gefahr befürchtet wurde, auf S. 30 und den folg. zusammenzufassen versucht. Es führt dann eine logische Reihe von jenen Versuchen 1808 über Siebolds Bericht der

über von 1826 zum Russisch-Japanischen Krieg von 1904/5 und der Bestätigung von Nordasien von 1919, endlich zu den Abkommen zwischen Japan und den Sowjetbünden und Chinas Rückgewinnungsversuchen an der chinesischen Ostbahn, schließlich zu den Fern-Ost-Wirren von 1931—34 und 1937. Aber auch das nordamerikanische Angebot einer Eisenbahn von Alaska nach Kanak, falls nur eine 50-Westzone beiderseits der Bahn politisch und wirtschaftlich den Nordamerikanern eingeräumt würde, ist ein Teilstück jenes zehnten Ringens um die Schutzannehmung an die nordpolare Antikume beiderseits des nordpazifischen Ozeans.

53. Paul S. Reinech in „The Nation“, New York, 3. Mai 1922, über mongolische Schutzzone und Gobi.

54. „Pädagog“, vorherrschende Bodenart des nördlichen Fußland, heller sandiger, wenig fruchtbarer Waldboden gemäßigten Klimas über Eiszeitablagerungen, im Gegensatz zu 55. „Tschernomjor“, dem fruchtbaren, schwarzbraunen Steppboden (vielleicht über Löss) südlich etwa der Linie Lemberg—Kiew—Tula—Nischni-Norogorod—Kasau—Perr-Urel.

56. Über den Gegensatz zwischen Kustenkulturen und Toridja, den Negritos des Innern, u. a. Brückhild in ihren Schriften über Gelbes und Bunkich Horyoka: „Nihon oyobi Han Taihaiyo Minsoku no kenkyū“, Tokyo, Januar 1927.

57. Ausgewiesen in seinem Übergang in die ganze Weltanschauung dargestellt bei Reiche: „Targalo“, München 1926.

58. Eduard Suß: „Die Antilitz der Erde“, II. Bd., S. 256: Vergleichung der atlantischen und der perischen Umrisse.

VI. VOM „SILBERGÜRTEL“. DAS MEER ALS GRENZE

59. Anläufe dazu finden sich in James Fairgrieve: „Geographie und Weltmacht“, deutsch v. Martha Haushofer, Berlin 1925, Kurt Vornickel, 67 Skizzen und Karten, in den Abschnitten V, IX, X und XI, dann XIX. Auch James Johnstone: „A study of the Oceans“, London 1926, Arnold, versucht von der Ozeanographie her zu anthropogeographischen Methoden zu gelangen, Admiral Sir Reginald Custance in „A study of war“, London, Bombay-Sidney 1924, von der Seestrategie her zu kriegsgeographischen Methoden im Stil von Clausewitz durchzustößen. Mahan hat sie für das amerikanische Mittelmeer, Lourensach für die drei Mittelmeere zu lösen versucht, wie ich mit der „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“ für das größte Meer der Erde.

Beobachters an der japanischen Küste, wo er eben dem Gegensatz der großen Strömungen und ihrer Grenzzone reiche Eindrücke verdankte.

60. Vgl. etwa Gerhard Schotts Ausführungen über Max Grolls Tiefenkarten der Ozeane, Zeitschrift d. Gesellschaft f. Erdkunde 1913, Berlin, S. 388, besonders S. 395 über die Namensgebung.

61. Arthur Dix: „Politische Geographie“, Weltpolitisches Handbuch, 2. Aufl., Berlin-München 1923, R. Oldenbourg, Abh. 6 und 15—20; Umrundungen des Mittelmeeres, der Ostsee, des Indischen Ozeans.

62. Ostsee-Abkommen zwischen den Anliegermächten. Vgl. auch: Dr. A. Metz: „Die Ostsee als Kriegsschauplatz“, Leipzig-Wien 1917, mit Lit.-Angaben, und Dr. G. Wegmann: „Die Ostsee als germanisches Meer“, Petermanns Mitteilg. 1915, S. 89, Karte T. 18.

63. P. Langhans: „Die wirtschaftlichen Beziehungen der deutschen Küsten zum Meer“, Petermanns Mitteilg. 1900, S. 112, mit vorstehender Karte.

64. Dr. P. Lehmann: „Die deutsche Nordseeküste als Grenzwehr“, Petermanns Mitteilg. 1915, S. 294, Ebenda S. 1, Dr. E. Obst: „Flandern“, als Zelle einer Küstengrenze, in einer Aufweisung, die wie eine vorzügliche Miniatur zu dem großen Werke: „England, Europa und die Welt“, Berlin 1927, Vornickel, wirkt.

65. Hugo Grothius de Groot: „De jure belli et pacis“, erstmalig Paris 1625.

66. Schmittmann: „Die japanische Inlandsee“ im Hettner-Jubiläum-Bande.

70. Otto Maull: „Griechisches Mittelmeergebiet“, Breslau 1922, Hirt, ist eine vorzügliche Darstellung der Ägäis als Bühne hellenischer Geschichte.

71. „Der Veneter Stadt, — durch Fügung göttlicher Vorsehung in den Wassern gegründet, von Wasserfluten umrumsucht und gegürtet, bedient sich der Wasser als Schanze. Wer immer also, und in welcher Art den öffentlichen Wassern Eintritt zu tun gewagt haben sollte, der wird als Feind des Vaterlandes getötet, und nicht geringere Strafe schlägt ihm, als wenn er die heiligen Mauern des Vaterlandes verletzt hätte!“

72. Die Arbeit von A. Philippson: „Die Typen der Küstenformen“, Berlin 1893, Richthofen-Festschrift, und Gullivers „Shoreline Topography“, haben wohl die morphologische Benennung der als Grenzen in Frage kommenden Küstenformen auf weite Sicht endgültig bestimmt.

73. Die Untersuchungen an den japanischen Häfen von L. Mecking in den Jahren 1926 und 1927 — zunächst mündlich mitgeteilt — sind in dieser Frage zu besonders interessanten Ergebnissen gekommen. Die bei einer Küstenentwicklung des Gesamtbereiches von über 41000 km eigentlich zu erwartenden zahlreichen Naturhaken werden vor allem durch die Schwemmschuttungen der einzelnen Zellenbildungen zwischen den ausstreichenden Gebirgen verringert, und die vielen Flußmündungen verursachen für ihre Freihaltung und Ausdehnung große Kosten.

74. „Zum Freiheitskampf in Südostasien“, München-Leipzig 1923, Dr. J. Marx: „Das Schicksal überseeischer Wachstumsplätze“, weist zahlreiche Beispiele und das Schicksal im einzelnen nach.

75. Gravelius: „Zur Anthropogeographie des Wassers“, Mitteltg. Ges. f. Erdkunde, Dresden 1905, S. 23.

76. Furse-Septans: „Expeditions militaires d'outre-mer“, Paris 1897, Charles Lavoiselle.

77. Hermann Wagner: „Lehrbuch der Geographie“, 9. Auflage, I. Bd., S. 319, wo auch der Hinweis auf die grundlegenden Arbeiten von E. Suess, F. Hahn und A. Penck u. a. sich findet.

78. F. Ratzel in „Erde und Leben“, II. Bd., S. 292.

79. Dr. H. Keller: „Die Überschwemmungen in Flandern“, Petermanns Mitteilg. 1915, S. 171.

80. In der Halbinsel Liautung lebten, bei einer freilich sehr reich gegliederten Küste, einschließlich etwa 40 kleinerer Inseln, gegen 3/4 Mill. meist Chinesen von den amphibischen Betrieben der Salzgewinnung, der Küstenfischerei und gelegentlichen Hattenerbeit.

81. „Mededeelingen van het Bureau voor de Bestuurzoeke der Buitenbezittingen“ herausgegeben vom Encyclopedisch Bureau 1904—1914, namentlich Beilage XXX für die Rechtsprechung der Außenbesitzungen, die eine sehr bezeichnende Abstufung zeigt, Beilage XXXVII über die Küstenbefestigung, ein für Grenzuntersuchungen von Küstengewässern sehr lehrreiches Blatt.

Auch die Truppenverteilung gibt höchst wertvolle Aufschlüsse über die Stellen, an denen anthropogeographische Spannungen lauern. Nähe zu verkleinert sind, oder wo man sich in sicherem Besitzrecht glaubt.

Gegenproblem werden etwa von Tan Malaka in „Indonesja“, Moskau 1925, angestellt. Die Stellen der Arbeiterunruhen des Jahres 1926 ließen sich z. B. danach erraten.

82. Josef Ponten hat an verschiedenen Stellen Forderungen der Kunst- und Baustoffgeographie aufgestellt, so im Anschluß an Dr. Bernhard Brandts Aufsatz über „Wesen, Grenzen und Ziele der Kunstgeographie“, Meier-Greif: „Das Volkische in der Kunst“, Pfl. Ztg. 1921, Nr. 243; E. Oberhummer: „Kunst der Renaissance in ihren Beziehungen zur Geographie“, die Bespr. dazu in Roy. Soc. Geo. Journ., Bd. XXII, S. 540; Ernst Grobes Arbeiten über das Verhältnis der japanischen zur chinesischen Kunst, die höchst interessante Sammelausstellung in Zürich 1922 über die westdeutschen Kunstgebiete zur Übergangszeit zwischen Gotik und Renaissance geben Fingerzeige, wo hier die Probleme liegen.
83. Die schönste Gegenüberstellung des bodenfreien und bodengebundenen Menschen vom geographischen Standpunkt bei F. Ratzel: „Die Gesetze des räumlichen Wachstums der Staaten“, Pfl. Mittlg. 1896, S. 105 und 106.
84. W. Krebs: „Die politischen Kompetenzen der Klimatologie“, und „Dürren, Hungernöte und Unruhen in China“, Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, Wien 1892 und 1895, mit guten Skizzen.
85. Eines der furchtbarsten Denkmäler der schweren Folgen falscher Vorstellungen über die wirkliche Natur einer Grenzlandschaft, in der man noch dazu fast ein Jahrzehnt mit voller geographischer Erkundungsmöglichkeit stand, sind die russischen Aufmarschpläne von 1901 bis zum Kriegsausbruch gegen Japan in Ostasien. Sie finden sich abgekürzt dargestellt in F. H. v. Tettau: „Vorgeschichte und Geschichte des russisch-japanischen Krieges“, I. Tl., Bd. I, Berlin 1911, Mittler & Sohn, bedürfen aber allerdings des Gegengewichts von quellenmäßigen Beobachtungen auf der anderen Seite im höchsten Grade. S. 73 und 74 enthalten einige ganz besonders treffende Bemerkungen.
86. Dr. Albert Heim: „Luftfahrten“, Zürich 1912, 87., in jedem Kampfe werden die Augen zuerst beeigt.“
88. Emil Lucka: „Urgut der Menschheit“, Stuttgart, Berlin, Leipzig 1924, u. a. S. 291 und 292, wo uns die grenzenzüberschreitende Kraft einiger Denker und Seher des Altertums, wie des Lucanus Carne, in ihrer raumweiten Auffassung zurückgesetzt scheint. S. 437 und die folgenden umgeben Begriffe, die wir als grenzsetzend in ihrer Naturgegebenheit herausheben müßten, wieder mit dem flimmernden Glanz der sie umflutenden Ideen aus dem Urgut der Menschheit

her. Was von S. 445—448 über die höchste Offenbarung ihrer Idee von Gletscher und Meer gesagt ist, offenbart auch, warum wir die Schicksale der absolut Lebensfindlichen in seiner Strenge vor die nur bedingte des Meeres trotz seiner „Lebenskraft“ stellen müssen. Gerade Werte, wie die von Lucka, sind eine wünschenswerte Ergänzung zu den bodenbestimmten, verbundenen, natürlichen Methoden geographischer Betrachtungsweise, die ja nur etwa 25% der politischen Geschichte aus von ihr aus bestimmbar ansieht, die andern drei Viertel menschlichem Willen überlassen muß!

Daß der Kampf um das Wasser langs einer Flußgrenze auch in jüngst besiedelter Landschaft seltsame Formen annehmen kann, beweist der Streit zwischen Kalifornien und Arizona um das Wasser des Colorado, dessen Unterlauf die Grenze zwischen beiden bildet. Kalifornien bedarf des Wassers zur Versorgung der großstädtischen Millionenbevölkerung von Los Angeles; Arizona will es dem produktiven Zweck einer weiten landwirtschaftlichen Bewässerungskultur widmen. Eine Einigung wird sich wohl nur durch sanften Druck aus Washington erzielen lassen; kleine Gewaltmaßnahmen sind aber in diesem Streit ebenso möglich, wie sie sich in dem Kampf der Großstadt Los Angeles gegen die durch ihre Wasserleitung geschädigten Stedler von Owens Valley ereignet haben. Wir müßten deshalb die Colorado-Unterleutende unter die ständigen Grenzfragen (Anlage IX) mitaufnehmen, ebenso, wie auch die als unterirdisch schwer darstellbare Streitigkeit zwischen Baden und Württemberg um die Donau-Versickerung aus ganz verwandten Motiven stammt.

89. Es findet sich in Sum. theol. I, 60, 5a. Sonst ist zu sagen, daß mir kein überzeugendes Werk über die Psychologie der Grenze unter die Hand gekommen ist. Dafür natürlich außerordentlich viel Einzelanregung, vor allem aus den Werken von R. Siegel, namentlich dem kleinen Aufsatz: „Grenzen“, in „Deutsche Arbeit“, 21. Jahrg., Dez. 1921, Heft 3, aus Arbeiten von Stöck, aus Dietrich Schärer: „Die Grenzen des deutschen Volkstums“, Berlin 1919, K. Curtius, aus der Gesamthaltung der Encyclopaedia britannica, der nun hoffentlich bald eine Encyclopaedia germanica gegenüberstellen wird.

Von außerdeutschen Schriftstellern haben viel: Sir Thomas Holdich, namentlich: „The use of practical geography illustrated by recent frontier operations“, Roy. Soc. Geogr. Journ., Bd. XIII, S. 465, wo sich das Wort findet: „... the abso-

lutely immeasurable cost of geographical ignorance...“, dann Monksquien, nur leider an vielen zerstreuten Stellen, die zusammenzufügen man ein eigenes Buch schreiben müßte. Er ist also nur fruchtbar bei sehr viel Zeit, die gestaltet

VIII. LANDGRENZEN UND VERKEHRSADERN

90. R. Langenbeck: „Die burgundische Pforte“, Pfl. Mittlg. 1915, S. 49, Muster einer verkehrsbetonnen Einzeluntersuchung.
91. Hugo Hassinger: „Die mehrfache Pforte und ihre benachbarten Länder“, Abhandl. d. Geogr. Ges. Wien 1914, XI, Nr. 2.
92. Mackinder: „Lectures on the relations of history to geography in Europe and Asia“, Geogr. Journ. Roy. Soc. London, Bd. II, S. 157 und 261 — behandelt vor allem Verkehrs-Regionen-Druck und Grenzlandschaften der Alten Welt.
93. Sir Thomas Holdich, Lyde, Fawcett u. a. über indische Nordwestgrenzen.

93. Über die Rolle der Paßlandschaft von Shensi u. a. F. E. A. Krause: „Geschichte Ostasiens“, Göttingen 1925, Vandenhoeck & Ruprecht, I. u. II. Bd.; die halbjährige Belagerung von Sianhu, die unglücklich Leiden über die alte Stadt brachte, in Jahre 1926, beweist die seit dem Einfall der Thibeter bis an die Hwangho-Passe immer wieder erprobte Wichtigkeit dieser Vorkerforde aus dem Wei- und Hwangho-Tal in die Lößebenen mit ihrer größeren Ausdehnungsmöglichkeit.

Die augenblickliche Einteilung der chinesischen sog. Marken findet sich u. a. in der Karte zu Georges Dubautier: „La Chine contemporaine politique et économique“, Paris 1926, Paul Geuthner, ebenda in Karte 2 eine Verkehrsübersicht. 94. In seltsamer Ähnlichkeit begegnen sich in dieser Anschauung die einschlägigen Vertreter verlausenjähriger Kultur, wie der große chinesische Vizekönig des Yangtse-Tals, Chang-chiung mit seiner Schrift: „Lerni Lerni!“ und der Vorkämpfer westamerikanischer Anschauungen in einem erst seit einem halben Jahrhundert verkehrsschlossenen Lande, der in Frank Norris so höchst bezeichnendem Sozialistenroman „The Octopus“ (Southern Pacific) London, Edinburgh, New York, Nelson & Sons, seinen kalifornischen Eisenbahnkönig gesteht: „Die Eisenbahn baut sich selbst...“, weil er sich nicht anders, als der chinesische Großwirtschäftler der ältesten noch lebenden Kultur nur als Vollzugsorgan notwendig Verkehrsverlagerungen über Grenzen hinweg empfindet. 95. Dr. Rudolf Kjellén: „Das Problem der drei Flüsse“, in „Studien zur Weltkrise“, München 1917, Bruckmann, S. 75—90 — eine der inhalt-

tel seiner Auffassung des Verhältnisses von Ge-setz zum Grenzgegriff nachzugehen.

Im ganzen findet sich ein Überwiegen teleologischer Auffassung bis heute — die in vielem noch nicht über Lucrus hinausgeht, ist.

schwersten und bedeutendsten geographischen Untersuchungen unserer Zeit auf kleinem Raum. 96. H. v. Wissmann: „Die westlichen Verkehrs-linien Europas 1914 und 1924“, 25. Zeitschrift f. Geopolitik, 1925, I. Bd., S. 314, Karte — eine ausgezeichnete Übersicht der Verkehrsströme und der Verkehrsmittel, die durch die Paris-Vorvertrag über Europa verhängt wurden. 97. J. Wilschke: „Die geographische Verbreitung von Krankheiten“, Tafel 4—7 zum Aufsatz: „Die geographische Verbreitung von Krankheiten“, Pfl. Mittlg. 1921, S. 53; mit zahlreichen Lit.-Angaben. Vgl. auch Oberhummer: „Medizinische Geographie“, Pfl. Mittlg. 1909, K. Dove: „Medizinische Geographie“, Pfl. Mittlg. 1911, ebenda Poetsch Pestkarten in T. 34 und 35.

Sappers Darstellungen zum deutschen tropenhygienischen Schrifttum, Groves Vorschläge zur Herstellung von Weltkarten über Vorbereitung von Erdbeben, Springfluten, Wirbelstürmen, Überschwemmungen, Lawinen, Feuersbrünsten, Heuschreckenschwärmen, großen Dürren, Hungersnöten, Seuchen usw., über die Dr. R. Montandon-Gent in Bern, 6. bis 8. Oktober 1920, der Geogr. Ges. berichtete, dann Harry Roberts: „A national health policy“, London 1923, die Arbeiten von Muirhead, Jones, Sir Ronald Ross, M. Watson über die Bekämpfung der Malaria sind einige weitere Nachweise von Ansätzen zur Kontrolle des Seuchenverkehrs über Grenzen mit allen Kräften der medizinischen Geographie und vom Ernst des hier zu beobachtenden Eingrenzungskampfes.

98. Gedankenreiche Aufschlüsse zum Verhältnis von Landgrenzen und Verkehrsadern finden sich noch bei Edmond Demolins: „Comment la route crée le type social“, Paris 1903, Firmin Didot in: „Les grandes routes des peuples. Essai de géographie sociale“. Eine sehr schöne, kurzgefaßte Verkehrsgeographie der Straßen bringt Vidal de la Blache im III. Abschnitt seiner „Principes de Géographie humaine“. La circulation“.

Fischer, in Pfl. Mittlg. 1920 „Kartographie von Vorderasien“, III, zeigt, wie über alle Grenzhemmungen weg ein Strombild des Euphrat entsteht; ähnlich Heidsamann in „China Yearbook 1921/22“ für den Yangtse.

99. K. Haushofer: „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“, Berlin 1925, Kurt Vowinkel, S. 147, Abb. 5, Geopolitisches Diagramm der Juan de Fuca-Grenze, in dem die Gradgrenze, an die rechte, meridionale Gliederung der pazifischen Küste heraustratend, plötzlich küsteneblich, orientiert wird.

100. In der Amurumlandschaft und sonst in Ostasien stand ich vor der Aufgabe, Plateauränder als Gebirge beschreiben zu müssen, weil sie in weitbekannten Karten (sogar mit den Anwohnern durch ihre Namen) standen und in einem Lexikon der Geographie deshalb nicht fehlen durften. Praktische Erfahrungen mit älteren japanischen, mit Kriegskarten können diesen Satz belegen!

101. In eigenen Arbeiten in der „Deutschen Rundschau“ für das „Rheinproblem“, die „Weichsel, eine gefährdete Verkehrsstraße“, in „Volk und Reich“ 1926, „Zur Geopolitik der Donau“ behandelt.

102. Norbert Krebs: „Landskundler der österreichischen Alpen“, Stuttgart 1913, J. Engelhorn Nachf. Eine der schönsten landskunderlichen Arbeiten, die wir im geographischen

Schrifttum der Erde kennen, enthält fast unerschöpfliches Material zur Führung eines Kampfes um eine gerechte Grenze deutschen Volkskümms in den Alpen und um verkehrsmässige Grenzen in diesem wichtigsten Grenzkörper Europas.

103. Sieger und Sideritsch in der „Kartographischen Zeitschrift“, Wien 1924, Heft 9 und 10, S. 142—148. Sprechkarte und Bevölkerungskarte von Robert Sieger, Begleitwort zu den Sprachenkarten (Thro, Kärnten, Steiermark, Burgenland...) von Marian Sideritsch.

104. Sir Thomas Holdich in „On boundary making“, in seiner Auffassung des Begriffes „Borderland“ (so wie es auch Lord Curzon „On Frontiers“, XXX, S. 504, sah), in den Veröffentlichungen der Roy. Soc. während des Krieges 1916 in den Bänden XII und XVII, gibt besonders wertvolle Erfahrungen zu diesem Abschnitt, denen sicher niemand vorzuziehen wird, daß sie prägnant abgefaßt seien. Um so wertvoller sind sie, wo sie unheilbare Grenzlinien in Worten von einer Herbit brandmarken, wie sie kann der über das „Urtitel“ mit Freiheit dafür schellende „Verurteilung“ gebrauchten würde, wenn er die Freiheit dazu hallo.

X. VERHÄLTNIS VON NATUR- UND GEISTESWELT ZUR BIOLOGISCH RICHTIGEN GRENZE

105. G. E. G. Cahn: „The Science and Method of Politics“, London 1926, setzt sich in diesem Werk mit den Beziehungen der Politik zur Geschichte, Ethik und Soziologie auseinander und untersucht, ob die Gesellschaftswissenschaften notwendig dauernd hinter den Naturwissenschaften zurückbleiben müssen.

106. Karl C. v. Loesch: „Panuropa-Völker und -Staaten. Eine Untersuchung der geographischen Grundlagen.“ In: „Staat und Volkstum, Blätter des Deutschen“, II. Bd., Berlin 1926, Deutscher Schulbuch-Verlag.

Die ausgerichtet zusammengefaßte, von trefflichen Karten unterstützte Beweisführung ereilt sich mit Recht unter den Leispruch von C. F. Meyer: „Es gibt politische Sätze, die ihre Bedeutung haben für kühle Köpfe und besonnene Hände, die aber vergeblich und ausser Acht werden, sobald sie ein frecher Mund ausspricht oder eine erhabene Feder niederschreibt...“ Karl C. v. Loesch dürfte den großen Schatten beschwören — aber nicht Alle, die das Wort Panuropa „niederschreiben“, tun es mit dem gleichen Recht!

107. Unter den Skeptikern stehen voran Spengler

Washington besonders eindringlich an die Inselreich herangebracht wurde, sehr genau geprüft.

Japan kannte seine Stauungen in der Bevölkerungsbewegung, die es durch zwei Jahrhunderte fast auf der gleichen Volkszahl gehalten, in einem Jahrhundert nur um etwa 900 000 Köpfe hatten wachsen lassen — ein Zuwachs, der nun bald in einem Jahre der verdoppelten Bevölkerung des Inselbogens erreicht wird. Ejiri Honjo (Prof. d. Universität Kioto): „The Population in the Tokugawa Era“, hat die Grunddaten der jap. Bevölkerungswissenschaft übersichtlich zusammengestellt. Dr. Washio sie unter andern neu in der jap. öffentlichen Meinung herührt („Transpacific“, Tokyo, 9. April 1927.)

Dr. Glohei Inagaki errechnet erst in 276 Jahren eine Bevölkerung von 100 Millionen. 1929 sollen die heutigen 60 auf 62, 1940 auf 70, 1949 auf 75 angelauten sein. 80 Millionen würden erst 1960, 90 Millionen 1997 und 100 im Jahre 2202 erreicht werden.

Die Verdichtung soll von einem Stande von etwas über 2 1/2 Millionen ein halbes Jahrtausend v. Chr., von einer Volkszahl von zwischen 4 1/2 und 8 Millionen zur Zeit d. Talwa (645 n. Chr.) in der Reichbildung um die Indussee erreicht worden sein.

Tatsächlich wird das Bevölkerungsproblem

XI. ERZIEHUNG ZUM GRENZGEBÜHL

116. George Elsjiro Uryehara: „The political development of Japan“, 1867—1909, London 1910, Constable, — namentlich in den Schlussätzen seiner für die japanische Volkspsychologie und ihre Einstellung zu Grenzfragen höchst kennzeichnenden Einleitung: „... in der ganzen Geschichte von Japan gibt es nur einen Augenblick drohender Invasion...“ Er spricht vom „draußenförmigen Umzug der Inseln“, der sich als lebendiges, suggestives Umrild in jedem Schulkind schon einprägt; er schreibt (S. 15) von dem „Instinkt der Selbsterhaltung“ und „das japanische Volk wird sich instinktiv jeder Gefahr bewußt, die sein nationales Dasein bedroht, weil sein Land immer vor seinem Bewußtsein vorherschend dastet...“ „Es bedarf dafür keiner bestandigen Warnung oder Aufreizung gegen eine andere Nation.“

117. Willy Hellpach: „Geographische Erscheinungen.“ 2. Aufl., Leipzig 1917, Engelmann. Namentlich ab S. 167, Klimawechsel, S. 116, 130, 175, 183 u. a. wurden an eigenen Kriegs- und Tropendienst Erfahrungen nachgeprüft und zutreffend gefunden. „Geographische Selbst-

sehr benutzt behandelt, eine Einmischung von außen her aber sehr bestimmt abgelehnt.

115. „Heute sollte jeder europäische Staatsmann in Asien oder Amerika etwas von dem Raumein zu lernen suchen, der die Kleinheit der europäischen Verhältnisse und die Gefahr kennen lehrt, die in der Unkenntnis der großen außereuropäischen Raumverfassungen liegt. Es ist wichtig, in Europa zu wissen, wie sich die politischen Größen unseres Erdteiles von der Höhe asiatischer oder amerikanischer Raumvorstellungen ausnehmen. Europäische Staatenwesen, mit asiatischem Blick gemessen, kann zu Entwürfen von gefährlicher Kühnheit verlocken...“ So Ratzel in seiner politischen Geographie beim 14. Kap.: Die politischen Wirkungen weiter Räume.

Ebenda später:

„... Die Geschichte ist rückwärts gewandt und verliert daher leichter den Raummaßstab für die Gegenwart und die nächste Zukunft...“

Schließlich schwingt sich die Darstellung zu den für uns eigentlich Wort für Wort wie ein Evangelium einschlägigen Ausführungen über den politischen Raumstimm auf, die unentbehrliche Voraussetzung zu Grenzsetzung gegenüber raumweiten Gebilden, wie viel mehr noch zur Wiederherstellung einer Lebensform in lebenswichtigen Grenzen wären.

beobachtungen tun uns in viel größerer Fülle not, als sie heute vorhanden sind...“

Gerade für Siedelungsophima, Grenzräume sind durch sie an Hand des vorstehenden Buches bei wissenschaftlich verlässiger Durchführung sehr wertvolle Anhaltspunkte zu gewinnen. Eigene Erfahrungen, die Hellpachs Ausführungen bestätigen, sind z. B.:

Zu S. 116 die erschaffende bedrückende Wirkung der Lothringer und nordfranzösischen Laubwälder auf ihren Leinböden auf die in Waldlagern stehenden bayrischen Truppen, im Gegensatz zu der viel mehr euphorischen der ebenso dichten Vogesenwälder. Zu S. 183: die deutliche Euphorie des Kontinentalen beim Eintritt in kontinentales Höhenklima nach den Monsumen 1909 in Korea und der Mongolei, 1910 in Sibirien. Euphorie des Karpatenwinters gegen einen solchen im atlantischen Niederland von Pöronne oder Flandern.

118. J. Solch: Die Auffassung der „nationalen Grenzen in der wissenschaftlichen Geographie“, Innsbruck 1924.

„Die Brennergrenze eine natürliche Grenze!“

- in „Tyroler Heimat“. Innsbruck 1924, Tyrolia.
119. F. Ratzei: „Die Gesetze des räumlichen Wachstums der Staaten“. *Pet. Mittg.* 1896, S. 105, über die großräumige Auffassung in der Staatenbildung, die von See, Wästen- und Steppe-Völkern ausgeht. Auch in anderen Werken ist das Motiv immer wieder angeschlagen, so in *Pol. Geographie*, 3. Aufl., S. 179, in der Anthropogeographie, Bd. II, S. 178.
120. Joh. Büblers: „Die Germanen in der Völkerwanderung“. Leipzig 1922, Insel-Verlag.
121. Dr. H. Jung: „Römer und Germanen in den Donauländern“. Innsbruck 1877, Wagner; H. J. Bidernann: „Germanen und ihre Verbreitung in Österreich“. Graz 1877.
122. R. Borchardt: „Prosa-schriften“. Berlin 1920, E. Rowohlt, in seiner Behandlung des Gegensatzes zwischen romanischem und germanischem Landsitz in der „Villa“.
123. Der Gegensatz des germanischen Podsol-Waldedlers und der kulturfarbigeren südrußsischen, ukrainischen Steppe ist in F. Ratzeis *Pol. Geographie*, 3. Aufl., S. 179, berührt. Weiteres bei Leroy-Beaulieu, bei Hettner: „Rußland“, Leipzig-Berlin 1916, 3. Aufl., u. a. S. 343, „Fremdherrschaft in der Ukraine“, S. 123; namentlich aber 68—70.
124. Dr. W. Wüst: „Der Lamasimus als Religionsform der hochasiatischen Landschaft“. *Zeitschrift f. Geopolitik*, 1924, Bd. I, S. 295.
125. Dr. Josef Ponten: „Anregungen zu kunstgeographischen Studien“. *Pet. Mittg.* 1920, S. 89, bes. S. 90.
126. K. Hausholder: „Das japanische Reich in seiner geographischen Entwicklung“. Wien 1921, S. W. Seidel & Sohn.
127. Vgl. auch G. E. Uehara in dem unter 116 beschriebenen Werk „Political Development of Japan“ und Dr. Hans Ueberschar: „Die Eigenart der japanischen Staatskultur“. Leipzig 1925, Theodor Weicher. Eingehend besprochen in *Zeitschr. f. Geopolitik*, 1925, I. Bd., S. 172 bis 178.
128. Z. R. in Campano: „Militär-Psychologie“, Bukarest 1904, Einteilung u. a. über *Psychologie collective et individuelle*, unter Kritik von La Bon u. Worms; oder in Ribot: „L'Imagination créatrice“, Deutsch, Bonn 1902.
129. Ribots Anspielungen in der „Imagination créatrice“ auf das Verhältnis großer Führernaturen, wie Napoleons, zu der Benutzung dieser Kraft, um Menschen über ihre Grenzen hinaus zu führen, die Reizempfindung natürlicher und künstlicher Grenzen zu steigern, würden (etwa an der Correspondance Napoleons geprüft, oder aus seinem Werdegang verstanden, wie in Collin: „Education militaire de Napoléon“) von hohem Wert für eine verfeinerte Fortbildung der Dziehung zum Grenzgefühl sein.
- Ähnliches ließe sich aus Lord Curzons ganzem Lebenswerk im Verhältnis zum indischen Gias-Gedanken, aus Mahans Erziehungsarbeit an den Vereinigten Staaten gegenüber den Seeräumen des amerikanischen Mittelmeeres und dem Pazifik gewinnen, auch aus der Wirkung von E. Tenos später zu erwähnendem Werk: „La Frontière“, der Arbeit der deutschen Grenzlandinsti-tute, wie namentlich Dr. Max Hildebert Boehm (Deutsche Grenzlande, s. Abschn. XXIV) und Dr. Wilhelm Winkler, Wien (Schriften des Instituts für Statistik der Minderheitsvölker an der Universität Wien).

XII. KÜNSTLICHE GRENZEN

130. Dr. Alexander Supan: „Leitlinien der allgemeinen politischen Geographie“. Leipzig 1918, Veit & Comp.
- Bei allen Einwänden, die dem gedankenreichen Alterswerk entgegengehalten, ist eine Auseinandersetzung mit ihm ein politisch-geographisch-erfahrungsreiches Tun. Unsere Nachkriegs-erfahrungen mit Japan, den Ver. Staaten, Australien und China —, lauter Staatenbildungen von unverkennbarer Zellenstruktur — werden zunächst den Satz nicht gelten lassen wollen: „... die Zellenstruktur ist der Entwicklung eines großen, machtvollen Staates am gefährlichsten.“
- Ähnlich geht es wohl einigen Aussagen über
- die Grenzen, z. B. über die Unsicherheit als Voraussetzung künstlicher Grenzen, und über die Binnengrenzen, als lediglich der Legislative zuzuwende Grenzen!
- Dagegen ist der Druckquotient (S. 59—61) nescner Gedanken.
131. Hanslück: „Kulturgrenze und Kulturyklus in den polnischen West-Besiden“. Gotha 1907, Petermanns Mitteilungen, Erg.-Heft 158.
- Grund: „Der Kulturyklus aus der deutsch-polnischen Kulturgrenze“. Wien 1918.
- H. Prasent: „Russisch-Polen“. Petermanns Mitteilungen 1914, II, S. 259.
132. R. F. Kandl: „Grenze zwischen west- und

osteuropäischer Kultur.“ Karte I, *Pet. Mittg.* 1917, S. 6.

133. Bismarcks Verhältnis zu Lassalle — an dem innere Grenzen sich ganz vortrefflich studieren lassen, deren Verkommen schließlich beider Werk schädigte — lehrt positiv und negativ, wieviel darauf ankommt, soziologische Grenzen verkehrsfreundlich zu erhalten!

... „Machtthaber und Fordernde: Bewegungen, welche Forderungen gegenüber Mächten haben aufstellen, ist so zu befragen, daß das Berechtigte in ihnen von oben her freiwillig verwirklicht wird, möglichst bevor die Bewegung in die breiten Massen dringt. Dadurch wird die Autorität als Wahrer des Rechtes gestärkt. Andererseits werden die Helfer ihrer wirksamsten Agitationsmittel beraubt und verlieren diejenigen der Anhänger, welche nur um der berechtigten Forderungen willen mitgingen. Der freiwillig Gebende kann sagen: Ihr erhaltet euer Recht bis zu der Grenze des Gerechtfertigten, versucht ihr aber darüber hinauszuweichen, so werdet ihr mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft.“

Laßt sich hingegen der Übergeordnete Berechtigte sich abtrotzen, so verliert er an Ansehen, die Gegenseite erkennt ihre Macht und versucht infolgedessen auch Ungerechtfertigtes zu erzwingen. Hat die Gegenseite einmal völlig die Gewalt in Händen, so liegt es nahe, daß sie das Recht zu ihren Gunsten bogen, mit der Begründung, sie handle nur nach dem Vorbild der bisherigen Machthaber. Man vergesse nie, daß sich auf die Dauer der Stärke nicht gegen das Recht, immer in des Wortes weitestere Bedeutung, zu stemmen vermag. Er vermag es um so weniger, je berechtigter die Forderungen, je dringender die Reformen sind, und je stärker infolgedessen

der Wille auf der andern Seite, diese durchzusetzen.“ (R. Hees.)

Eine Frage der Grenzerkenntnis liegt also auch hier zugrunde.

134. Ein Blick etwa in Petermanns Mitteilungen genügt, wenn 1914, II, S. 259, von Prasent die polnische Grenze, 1915, S. 373 und 417, von Borries die Westgrenze, 169, von Günther Belgien, I, von Obst Flandern, 217 und 238, von Pfandl die österreichisch-italienische Grenze behandelt wird.

135. N. Kretsch: „Die politisch-geographische Struktur der neuen Staaten Europas“, im Handbuch d. Politik, 3. Aufl., Bd. V, Berlin-Grunwald 1922, und die ganze Haltung dieses und ähnlicher Handbücher, die Tätigkeit von Penck an der schlesischen Grenze, und die Grenzleistung der „Mittelstelle“ sind erfreuliche Beweise dafür.

Manches über das Vorberichten künstlicher Grenzen durch kluges Scheitern von Importationen wurde auch vom Gegner geleert. Einige Glanzleistungen der französischen Rheinpropaganda werten stärkere Gegenkräfte, wie Rebouls Äußerung im „Temps“, 12. März 1922, Nr. 22134, über „die französische Zollgrenze am Rhein“, im Rhein. Beobachter, 2. April 1922, Nr. 14; G. Blondel: „La Rhénanie, son passé, son avenir“, Paris 1921; J. Aulneau: „Le Rhin ou la France“, Paris 1920, und Barres viel berühmtes „Génie du Rhin“ riefen eine nicht vorhergesehene Abwehr auf den Plan, wie Ernst Portmanns gediegene Gegenschrift: „Rheinismus und Génie du Rhin“, Bonn 1922. So kam es endlich zu den gegenseitigen, stärkeren Lebensleistungen, die allein Grenzen auf imponierbaren Standorten zu wahren vermögen.

XIII. GRENZABSTUFUNG NACH DEM POLITISCHEN GEWICHT, NACH RAUMGRÖSSE UND RAUMWERT DER ZU SCHEIDENDEN RÄUME

136. „Urbanismus“, Verstärkung ist als die Gefahr für gesunde Bevölkerungspolitik, die in dem einseitigen Wachstum der Großstädte und ihrer Ausdehnung des Umlandes liegt, verhältnismäßig spät erkannt worden.

In seiner geographischen Bedingtheit hat den Urbanismus F. Ratzei in „Die geographische Lage der großen Städte“ u. d. II. Aufl. ab S. 437 im II. Bd. d. Kl. Aufsätze behandelt; Helge Nelson in „Geogr. Studien über die schwedischen Städte und städtischen Orte und ihre Lage“, Lund 1918; Erich Schröder: „Die Städte Hessens“, Jahrb. d. Geogr. Ges., Frankfurt

1922, und dort die dahingehenden Abweilen von Braun, Geisler, Gradmann, Hassert, Hassinger, Hettner und Rein gewertet. Julius Baum und A. v. Hofmann kamen vom kunstgeographischen und historischen Standpunkt dazu.

Die Gegenseite vom Dorfe her behandeln: Connell, „History of the Constitution of Towns“; Harold Peake: „The English village, Origin and decay of its community.“ London 1922; H. Rebenburg: „Das deutsche Dorf.“ München 1913, Piper.

Wie groß die Gefahr der Verstärkung auch in Kolonialländern ist, wird durch die rund 36

Millionen, die in den Ver. Staaten, rund 2,7 Mill., die in ihren pazifischen Teil 1920 in Grob- und Mittelschichten wohnten, durch die Verstärkung Australiens bezugt.

In Großbritannien wohnten 1921 über 50 % der Bevölkerung in Städten oder Grenzorten von über 100.000 Einw. (in U. S. Amerika erst 26 %, in Deutschland 48 %); 35 % wohnen in den Massensammlungen von über 1 Million. Groß-London zählte 7.176.200 (Grob-New York 6.537.500 Einw.).

Die Gruppensiedlung der Kohlenindustrie und Hefengebiete:

Grob-Manchester	2.351.200
Birmingham	1.707.500
West-Yorkshire (Leeds)	1.380.500
Glasgow	1.243.800
Liverpool	1.195.000.

wobei aber Manchester und Liverpool bereits städtegeographisch ineinander zu fließen anfangen und z. Z. vom anthropogeographischen Standpunkt neben Wuhan die gefährlichste Siedlungskultur der Erde darstellen. Vgl. Skizze für die Grenzübergänge innerhalb von Gruppenstädtbildungen.

137. Ein Druckquotientverfahren für Grenzdruckermittlung und Vergleichung ist von Hermann Wagner und Robert Sieger ausgebildet worden. H. Wagner: „Lehrbuch d. Geogr.“ 9. Aufl., I. Bd., S. 830 u. 831 (Grenzzeitlichung). R. Sieger u. e. in: „Die geographische Lehre von den Grenzen und ihre praktische Bedeutung“, Berlin 1925, S. 209 u. 210, mit seiner Stellung zur „Grenzverlagerung“ in der Panck-Festschrift. 138. Untersuchungen von Otto Jessen in Tübingen (die mit mündlich mitgeteilt wurden) werfen darauf ein besonders scharfes Licht. Für die orientalische Beeinflussung der Bewässerungsmethoden der iberischen Halbinsel weiter: Jean Brunhes: „L'Irrigation“, Paris 1902; Vidal de la Blache in: „Principes de Géographie humaine“, Paris 1923, S. 337f.; E. Reyes Prosper: „Las Estepas de España y su vegetación.“ 1915. 139. Ein hundertjähriges Dasein mit solcher Belastung freilebte Morenet zwischen Belgien und Deutschland; nach dem Kriege von 1914 sind Memel, Ost-Oberschlesien, Wilna so beladene Gebiete in Europa, Sibirien, Waaristan in Indien; der Raum von Jehol, Sachalin in Ostasien; Il und Fergana in Zentralasien; Acre, Tadmor-Africa in Südamerika; die Neuen Hebriden in der Südsee. 140. Kennzeichnend für den wissenschaftlichen Ernst, mit dem man solche Fragen des Grenzzellenbaus in Frankreich behandelt, ist die lange Abwägung der „Belfort-Frage“. Als im Jahre

1871 nach dem Deutsch-Französischen Kriege Elsaß-Lothringen als deutsches Reichland von Frankreich abgetrennt worden war, hatte das Territorium Belfort als Rest des Departements Haut-Rhin den Charakter eines Departements beibehalten, um dadurch gewissemaßen symbolisch anzudeuten, daß man französischerseits diese Lösung der eisaß-lothringischen Frage nur als ein Provisorium betrachtete. Inzwischen sind die damals abgetrennten Provinzen wieder an Frankreich zurückgefallen und die alten, aus der Revolution stammenden Departementsbezeichnungen wieder eingeführt worden, das Territorium Belfort war jedoch trotz seiner verhältnismäßig Kleinheit noch selbständiger Verwaltungsbezirk geblieben. Diesem Zustand ein Ende zu machen, wurde der Gedanke erwogen, Belfort entweder durch Zuteilung einzelner Kantone des Elsaß und der Franche-Comté zur Prälektur eines neuen Departements von normaler Größe zu machen — (man sieht, wie wenig der französische Zentralismus Zellen von ungleicher Größe vermag!) —, oder aber zum Stand der Dinge vor 1871 zurückzukehren und Belfort wieder mit dem Département du Haut-Rhin zu vereinigen (wobei es freilich wieder einmal mit diesem abgehen könnte). Man hatte zu diesem Zweck die jetzigen vier Unterpräkturen Rappoltsweiler, Altkirch, Gebweiler und Thann (mit ihren urgalischen Namen!), die früher einfache Kantonal-Hauptstädte waren, als solche aufheben, also schwer belästigen müssen. Das im alten Umfang wiederhergestellte Oberhien-Departement würde dann nur die zwei wichtigsten Unterpräkturen Mulhausen und Belfort zählen. Der andere Plan ging dahin, Montbéliard (das alte deutsche Montpelier der Wäldtomben) und verschiedene Kantone der Haute-Saône mit Belfort zu einem neuen Gau zusammenzufassen. Der Gemeinderat von Belfort — ungern seine Hauptstättigkeit art missend — wollte diesen „Rhin“ taufen, wurde aber von dem Elsass-Oberrhein als Angreifer auf ein elassisches Recht zurückgewiesen, mit dem Gegenvorschlag „Ill-et Rhin“, weil Belfort zum Sundgau gehöre, in dem die Ill entspringe, die als keltischer Flußname besonders zur Tautau berufen sei. Auch Alaine und Litzaine (die beiden Flüsse des engeren Belfortler Festungsbezirks) und der Ballon d'Alsace wurden zur Namensgebung vorgeschlagen, die in Frankreich nun allgemein auf Flüsse und Berge zurückgeht.

Jedenfalls zeigt die Anomalie von Belfort, wie sorgfältig man in Frankreich diese Frage der Grenzstruktur behandelt und wie sehr man Ab-

stufungen nach Raumwert und Raumbildung Rechnung trägt.

141. Nur ein Zusammenhalten der beigefügten Skizze der nordfranzösischen Einteilung etwa mit den Berichten, die Macaulay in seiner berühmten „Geschichte von England“ zu Ende des XII. Abschnitts über die Ereignisse in England, Newton Butler und Londonderry mit der ganzen politischen Leidenschaft schildert, die sich dort noch an jeden dieser Orte haften, gibt ein Bild von der historischen Druckbelastung dieser Gegenden und der Spannung an diesem „gefährlicher Eck“ (A dangerous salient). Die Namen Londonderry, Enniskillen, Newton Butler, Enniskillen, Donogall, Strabane, Clady, Magheramona, Belleek, Clones andererseits sind so mit Kampferinnerungen belastet, auch Tyrone und Permannagh innerlich so national gespalten, daß eben eigentlich nur Londonderry, Antrim, Down und Armagh sichere Ulster-Mehrheiten haben, allerdings auch bei einer Ausdehnung an den Freistaat schwerster Unterdrückung sicher gewesen wären. 142. Für die Einheit der Oberhienebene Dr. Metz: „Die oberhienische Ebene und das Elsass“ in W. Volz: „Der westdeutsche Volksboden“, Breslau 1925, S. 24.

143. Karl Kiesel: „Petesultit“. Ein Friedensziel in den Vögesen.“ Berlin 1918. Dietrich Rohmer, mit ausgezeichneten Quellenangaben, ein Kabinetsstück der Behandlung einer einzelnen Grenzstelle in ihren geographischen Grundlagen. Es verzeichnet lurchbare Unterlassungsstunden, namentlich in der geistigen Einstellung zu einer angeblichen Schutzgrenze, die keine war! Vgl. Anm. 17 zu S. 5, 6 und 7.

144. Zur Groß-Hamburg-Frage vgl. u. a. Walter Dauch: „Das Problem Groß-Hamburg.“ Berlin 1922. Aufstufung: „Das beugte Hamburg.“ Ffkt. Ztg. 66. Jahrg., Nr. 742, 748. Das Angebot, das Gebiet des Geestrückens zwischen Hamburg und Bergedorf (Schiffbeck u. a.) gegen die hamburgischen Gemeinden Wohlort-Ohlstedt und Groß-Handorf-Schmalenbeck auszu-tauschen, rund 3000 ha mit 12.000 Einw., hatte die Zustimmung des Kreises Stormarn gegen Ab-tretung der Wäldtörfen gefunden. Das Datschei-tende sind aber die Haltenflächen. Es ist also kein Grenzabschließungsproblem nach der Größe, sondern nach dem Wert der zu schließenden Räume, wodurch oben Werturteile in den Vordergrund treten und sachliche Lösungen in den hamburgischen Grenzfragen gegen Preußen erschweren.

145. Die Groß-Shanghai-Frage ist mit Planunter-lagen behandelt in „Far Eastern Review“, Shanghai 1926, September-Heft.

146. Die Stelle lautet: „Die Eroberung zerstörte bei den Alten oft die Völker in ihrer Gesamtheit; aber wenn sie dieselben nicht ganz zerstörte, ließ sie ihnen doch die lebendigsten Gegenstände der Anhänglichkeit: ihre Sitten, ihre Gesetze, ihre Bräuche, ihre Götter. Das ist nicht das gleiche in modernen Zeiten. Die Eitelkeit der Zivilisation ist größer als der Stolz der Barbarei. Dieser sieht auf die Masse, jene prüft mit Feinheit das Detail. Die Eroberer des Altertums, zufrieden mit einer allgemeinen Unterwerfung, informierten sich nicht über das Privatleben ihrer Sklaven noch über ihre öffentlichen Beziehungen. Die unterworfenen Völker fanden sich, zum mindesten in ihren ontogeneren Landschaften, zu dem zurück, was den Reiz des Lebens ausmacht, zu den Gewohnheiten ihrer Kindheit, den geheiligten Bräuchen, dieser Umgebung von Erinnerungen, die trotz der politischen Unterwerfung einem Land den Hauch der Heimat haften und erhält.“

Die Eroberer unserer Tage, Völker oder Fürsten, wollen, daß ihr Reich nur eine einzige Oberfläche zeige, auf der das stolze Auge der Macht spazieren gehen kann, ohne irgendeine Ungleich-mäßigkeit, die es verletzt, oder seinen Rundblick beeinträchtigt. Dasselbe Gesetzbuch, dieselben Maßregeln, dieselben Reglemente, und wenn man es erreichen kann, schriftsweise dieselbe Sprache: das ist es, was man als die Vollendung jeder Gesellschaftsorganisation ansieht.

Eine Ausnahme macht die Religion: vielvielt, weil man über sie wegsieht, die man als abge-brachten Irrtum betrachtet, den man in Frieden sterben lassen müsse. Aber diese Ausnahme ist die einzige; und man hält sich schädel für sie dadurch, daß man, soweit man vermag, die Religion von den Interessen der Erde trennt. Für den ganzen Rest ist das Leitwort unserer Tage die Uniformität. Das ist schade, daß man nicht die Städte niederlegen kann, um sie alle nach demselben Plan wieder aufzubauen, die Berge nicht gleichmachen, damit das Terrain überall gleich sei. Ich wundere mich, daß man nicht längst allen Einwohnern bedolhen hat, das-eelbe Kostüm zu tragen, damit ihr neuer Herr keiner Unregelmäßigkeit und störenden Nuance mehr begegne.

Davon ruht nun für die Bestiegen, nach dem Unheil ihrer Niederlagen, eine neue Gattung von Übeln her. Sie sind zuvor die Opfer einer Chimäre von Ruhm gewesen: sie sind in der Folge die Opfer der Gleichmacherei.“

Hat hier nicht ein kluger Franzose vorweg eine Satire auf das neue Regime in Elsaß-Loth-

frühen geschrieben? In Polen? In Böhmen und Mahren? In Süd-Tirol? Ein Durchdenken der Vorschläge von Dr. A. M. M. Montijn (Haag 1919) wird uns viele Erfahrungen in neue Beleuchtungen rücken und dem politischen Geographen seine Mühe lohnen.

Eine vergleichende Betrachtung mit Bd. V

XIV. VOM WERDEGANG DER GRENZEN

147. O. Maull, „Politische Geographie“, S. 133ff. und S. 601ff., behandelt den Werdegang der Grenzen, mit reicher Literatur.

148. Freytag, „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, Illustrierte Ausgabe, I. Band.

149. Arbeiten von Hirth und später von Le Coq und Grunwald.

150. Über Caesar, außer seinen eigenen Aufzeichnungen, die immerhin unter vielen anderen kenntlichste Darstellung Mommsens im III. Bd. seiner Römischen Geschichte. Schade, daß dem Caesar als Staatsmann (Bd. III, S. 464) nicht ein Caesar als Grenzschöpfer zur Seite gestellt ist.

F. Gundolf, „Caesar“, Berlin 1924, S. 57ff., über die Nachwirkung gerade der Grenzen schaffenden Taten Caesars in den betroffenen Landschaften.

151. Am kürzesten unterrichtet ausreichend über Shi-Hweng-Ti, ohne Vorliebe, eher durch die Abneigung der Konfuzianisten gegen ihn beeinflusst, F. E. A. Krause in seiner „Geschichte Ostasiens“, I. Bd., Göttingen 1925, Vandenhoeck & Ruprecht, auf S. 91–98, über seine Grenzmaßnahmen auf S. 94, die im Jahre 213 v. Chr. als Wall vollendete chinesische Mauer (2450 km), die bewußte Kolonisation nach Süden Nan-hai (heutiges Kwang-Tung) und Kwei-Lin (heute Kwang-Si) und darüber hinaus, nach Zentralasien im westl. Kansu. Der Gedanke der Auswanderung einer Flotte nach den Inseln der Seligen von der Küste von Schantung aus hat vielleicht den sehr nichternen Hintergrund eines Erkundungsvorstoßes in den Küstenmeerkorridor. Wenn man in Japan ein chin. Einwanderungswelle 217 v. Chr. glaubt, braucht das nicht nur ein tatsächliches Märchen zu sein. Auch an die Gesandtschaften der Han hat man lange nicht glauben wollen, bis man ihre goldenen Siegel in Kinsu fand.

Der Glanz der Han-Zeit ist doch ohne die Grundlage von Shi-Hweng-Ti schwer denkbar, und ebenso schwer der Vorstoß von Pan Chao über Turfan, Cholan und Kaschgar gegen das Kaspische Meer, freilich auch die S. 121 geschilderte zweischneidige Magna-mo der Hering-

des Handbuchs der Politik, Berlin 1922, vom Abschnitt 22 an wird sich empfehlen, worin Fragen der Neugliederung des Reiches, der Zusammenschluß Thüringens, Groß-Berlin und Groß-Hamburg behandelt sind, also diejenigen Grenzabstufungen, in denen Deutsche noch eine gewisse Handlungsfreiheit besaßen.

152. Hermann Giehl: „Der Feldherr Napoleon als Organisator. Betrachtungen über seine Verkehrs- und Nachmittelsmittel, seine Arbeits- und Befehlswelt.“ Berlin 1914, Mittler & Sohn.

S. 62ff., über Reisebeschleunigung nach Grenzlandschaften: S. 140 über Überwindung von Gebirgshindernissen zum Anschluß von Piemont. Anlage 11 zeigt, wie sehr der napoleonische Durchschnit der Marschleistung die von 1866 oder 1870, auch viele von 1914–1918 übertraf.

153. Krause: „Geschichte Ostasiens“ (vgl. 151); Abschnitt III, Bd. I ab S. 268, S. 304, Hunnen-Hungun-Annahme. Sicher ist, daß sich die von ihnen veranlaßte Yechi-Weiße die arische Welt entlang schob, und daß die Wusun, gleichfalls Gegner der Hungun, mit den Alanen (Yenksai, später A-lan-na) identifiziert und als erste von den Hunnen überrannt wurden.

Sicher waren die auf Caesar im Westen, Shi-Hweng-Ti im Osten zurückgehenden Grenzrichtungen die einzigen Anfangsrichtungen gegenüber dem nordasiatischen Nomadengebiet, die sich bewahrten; denn der indische, wie der vorderasiatische, nördliche Grenzsum brach unter dem Druck ein.

154. F. Gundolf: „Caesar“, Berlin 1924, S. 18.

155. Jiminechi Yano (Kioto-Universität): Gaiho Jihō (Diplomatische Rundschau), Tokio 1922, über die Grenzfragen Chinas. Jänner-Nr.

156. Wladimir Arsenjew: „Russen und Chinesen in Ostibirien.“ Deutsch von Franz Daniel Berlin 1926, Scherl, 103 Abb., 1 Karte — zeigt umgewollt die stärkere Vitalität der Chinesen auch im Ringen um die nördliche Halb-Ankumene und gibt außerordentlich wertvolle Anhaltspunkte zur Beurteilung des Ausgangs der Auseinandersetzung zwischen Chinesen und Russen als Siedler in Nordostasien.

157. A. Rein: „Der Kampf Westeuropas um Nordamerika.“ Göttingen 1925, F. A. Perthes.

158. Brooks Adams: „The New Empire.“ Deutsch als „Das Herz der Welt“, Wien 1909, S. 249 bis 253 u. a.

XV. WERTUNG DER GRENZEN NACH QUALITÄT UND TYPEN

159. Grenzentwicklung nach den Methoden von Hermann Wagner und R. Siegel vgl. 137, nach den Methoden der Druckquotienten vgl. Supan (Anm. 130) S. 59. Immer mehr sollte die Statistik Wert darauf legen, auch die einzelnen Kernlandschaften und wichtigen Landesteile mit ihrer Grenzentwicklung in der Art zu bringen, wie das japanische Inselreich das vorbildlich in seinem „Résumé statistique de l'Empire du Japon“ durchführt.

Siegel zeigt an dem einen Beispiel des Unterschiedes der niederösterreichischen Grenze gegen Osten an einem verwinkelten Flußlauf und gegen Oberösterreich in einem alten Grenzwald, welche anthropogeographischen Werte sich aus diesen Zahlen gewinnen lassen, die für die Nachkriegsgrenzen nur an wenigen Stellen einwandfrei errechnet sind.

160. André Chéradame: „L'Europe et la question d'Austriche.“ Paris 1901; die mit 14 ganz eigenartigen Karten ausgestattete Grenzzerstörungsbild eines Mannes, der die Geleithanen von Grund aus kannte und errandert hatte.

161. Bis in den Bereich der japanischen Staatsmythen hinauf reicht die Sage von der Verlegung des Sonnenempels von Nara nach Ise und die Deutung der japanischen Zeichen für Ise: Wo Menschen in der Ebene betriebl, ruhig ausgeglichensind, wächst das Kind zur rechten Kraft! Es wird als Aussendungsfrage von einem heiligen, geschützten Verteilungszentrum aus gedacht und ist für jeden, der die ausgesprochene Schutzlage von Ise kennt, ein Beweis für ein außerordentlich früh in der Geschichte auftretendes Schutzgeistesverständnis.

Auch quantitative Vorarbeit muß also immer umkehrbare Werte mit in Betracht ziehen und kann der Werturteile nach Qualität und Typen nicht entbehren.

162. F. Endres in Südd. Monatshefte 1919.

163. „Ich heiß Roeland. Wenn ich klicke dan ist Brand. Wenn ich laute dan ist Sturm im Flandervand.“ Darin liegt doch dasselbe germanische Freiheit-Friedegefühl, wie in der Abwehr der Dithmarschen gegen die dänische Krone und ihre Vasallen.

164. J. Sölich: „Die Auffassung der natürlichen Grenzen in der wissenschaftlichen Geographie.“ Innsbruck 1924, Wagner.

165. C. B. Pawcett: „Frontiers. A study in political geography.“ Oxford 1918. Strenge Scheidung von frontier und boundary, functions of frontier and evolution of frontier, Grenzform und Grenzlinie.

166. „Trouté de Charnes“ nannte man mit einem feinen Doppelsinn in der französischen Grenzbesetzung jene bewußt angelegte Falle für ein eindringendes Heer, die sich zwischen den zurückgedrängten Flügelbesetzungen von Toul und Neuchâteau (die Mosel und Maas verbunden) und der Fort-Kurtine Epinal-Belfort in der Richtung auf Mirécourt-Langres auftrat und nach dem Orte Charnes an der Mosel, zwischen Toul und Epinal, benannt war. Auf ihre Ausnützung war der französische Gen.-Stab ähnlich eingestellt, wie der deutsche von Moltke vor 1870 auf Mainz, später auf Saarburg oder Maastricht.

167. E. Grunfeld: „Holonkonien und kolonialähnliche Verhältnisse in China, Japan und Korea“ weist das Typische der wunden Stellen im Umzug Ostasiens vornehmlich nach (Jena 1913, Fischer).

168. Einen Beweis dafür lieferten die Erfolge bolschewistischer Agitation in Java und Sumatra, aber auch in Malaya, die in der von Sarikat-Islam zum Sarikat-Rajai übergegangenen Landarbeiterbewegung 1926 ausbrach. Vgl. Tan Malakka: „Indonesja.“ Moskau 1924, Russ.

169. v. Niedermayer und Trilcher haben in ihren Fahrten in Iran solche Stellen treffend beschrieben, v. Niedermayer besonders bei seinen Reisen durch die persischen Satrapien und bei der Darstellung seiner Kriegseinsätze in Persien und Afghanistan.

Oskar v. Niedermayer: „Unter der Glutkonne Irans.“ Dachau-München 1925.

170. Eugene Tenot führt in seinem Werk: „La Frontière“, Paris 1893 (das — zwar mit reichlicher militärischer Forderung — aber mit klugem Bedacht zur Wiederanregung des französischen Grenzgefühls nicht von einem Soldaten, sondern von einem Journalisten geschrieben wurde) die drei Typen der Frontière d'ennemi, neutre und naturelle als Haupteinteilungen der französischen Grenze vor.

171. Eine ganz neue Wertung der Grenzen nach Qualität und Typen vorzunehmen, wie sie etwa für das obere Mittelalter im Elsaß in „Petershüttel“ vorliegt, für andere Gebiete in militärischen Grenzbeschreibungen, würde im ganzen Umzug des deutschen Volksbodens eine der vornehmsten Aufgaben landschaftlicher Art sein. Aus diesen Bausteinen könnte sich dann eine größere Zusammenfassung auf höherer Ebene erheben, die notwendige Voraussetzung einer bis in alle Einzelheiten erfolgreichen, immer wachen Verteidigung des Volksbodens wäre.

172. F. Ratzel: „Anthropogeographie“, I, S. 210. Jean Brunhes in „L'Irrigation, des conditions géographiques“. Paris 1902. Mein Hinweis auf die Gefahr leichteren Erliegens der auf Bewässerung angewiesenen Ackerbauvölker (Reisbau) vor rücksichtslosen Eroberern, die Bewässerungsanlagen vernichten, in „Wiederentdeckung Südasiens zur Selbstbestimmung“. Berlin, Vowinkel 1924.
173. So hat Penck als wirksame Naturgrenze für Südfrankreich die Durchbruchregion ins Alpenvorland herausgehoben.
174. Konrad Bouterweck: „Das Land der meridionalen Stromfurchen im indo-chinesischen Grenzgebiet“. Mittg. d. Geogr. Gesellschaft München, Bd. XIII, 2. Heft, 1918/19, das erst jüngst wieder auf seine Schwierigkeit gegenüber unmittelbarer Verbindung von oberen Yangtse nach Indien, womöglich unter Vermittlung der gesandheitsgehrlichen oberen Irawaddy-Quellen, untersucht worden ist. Zeitschr. f. Geopolitik 1927, I. Bd., Indopazif. Berichte.
175. Zahlreiche Werke legen dafür Zeugnis ab, zunächst allerdings mehr vom geschichtlichen Boden aus: Stegmann: „Kampf um den Rhein“. Berlin 1924; Wentke: „Rheinkampf“. 2 Bde., Vowinkel, Berlin 1925. Ebenso des größeren, im Entstehen begriffenen Rheinwerk, zu dem mein Aufsatz: „Die geographische Tragweite der Rheinfrage“, „Deutsche Rundschau“ 1922, 2. Heft, ein Auftakt war. Mit einer umfangreichen Quellensammlung betitelt sich F. Levy: „Entwicklung des Rhein- und Maas-Systems“, Freiburg 1921; vor ihm L. v. Werre: „Mittelrhein“, in den Mitteilungen der Ges. f. Erdkunde und Kol. Straßburg 1914.
- Doch gelang es, die deutschen Forscher mit der Einteilung in Alpenrhein, Hochrhein, Oberrhein, Mittelrhein und Niederrhein auf eine einheitliche Linie der Stromgliederung zu bringen, von der nur die kleinsten französischen Departement-einheiten Haut-Rhin und Bas-Rhin abweichen.
176. „All dies macht die Rho-Grande-Grenze zwischen den Angelsachsen- und Lateiner-Domänen in der Neuen Welt zu einer Zone von beachtenswerter Gefahr für den internationalen Frieden.“ So steht, wörtlich übersetzt, auf S. 141 der Nr. vom 22. Januar 1927 der größten britischen Wirtschaftszeitschrift „The Economist“ zu lesen.
177. E. Keyser: „Der Kampf um die Weichsel“, Leipzig 1926. K. Haushofer: „Die Weichsel, eine gefährdete Wirtschaftsstrecke“, „D. Rundschau“ 1923, 2. Heft. A. Haushofer: „Der Staat Danzig“, Z. Ges. f. Erdkunde, Berlin 1926.
178. Der Hwangho, rund 4000 km lang und 980000 qkm entwässernd, hat seit 602 v. Chr. nicht weniger als zehnmal Mündungswechsel vollzogen, zum Teil so tiefgreifender Art wie der Wechsel zwischen einem Austritt südlich oder nördlich der Scholle von Scharung. Vgl. Dr. Albert Hermann: „Das Problem des Hwangho“, Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde 1916, 2. Heft.
- Umfließbare Zusammenhänge von Hwangho-Durchbrüchen mit Umläufen sind 132 v. Chr., 1191 n. Chr., 1852 n. Chr. und 1917 nachzuweisen.
179. Für das Wiener Becken Arbeiten von Heidenreich und Siegel.
180. Über die staatsbildende Kraft der Donau vgl. Vogel: „Rhein und Donau als Staatsbildner“ in der Zeitschr. f. Geopolitik, 1924, II, und K. Haushofer: „Zur Geopolitik der Donau“ in Volk und Reich 1925, mit Karten.
181. R. Kjellén: „Studien z. Weltkrisen“. München 1917, Hugo Brückmann, übers. v. Sieve: „Das Problem der drei Flüsse: Rhein, Weichsel, Donau“ — in seiner schwer zu überwindenden, geographischen Zusammenfassung.
182. Für Mesopotamien die Arbeit von F. Hessa: „Mossul-Frage“. Berlin, Vowinkel 1925, zu vergleichen mit
183. C. Uhlig: „Die persische Frage. Eine geographisch-politische Betrachtung“. Hft. Breslau 1926 — eine umfassende Darstellung der Grenzlandfragen des ausgesprochensten Zweistromlandes in Europa.
184. Hinzuweisen wäre noch auf Haasert: „Die anthropogeographische und politische-geographische Bedeutung der Flüsse“, Zeitschr. f. Geowissenschaften 1889, Th. A. d. I. „Natürliche Grenzen und staatliche Brückenköpfe“, Zeitschr. f. Politik, IX, 1916: H. G. McKinney: „Intercolonial water rights as affected by federation“, Sidney 1900.
- F. Ratzel: „Allgemeine Eigenschaften der politischen Grenzen und der geogr. Grenzen“, Berichte Sachs. Akademie d. Wissensch. 1892.
- R. Siegel: „Staatsgrenzen und Stromgebiete“, Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Stat. 1913/14, und „Zur pol.-geogr. Terminologie“, Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde 1917.
- N. Kerner: „Die Staatsgrenzen in den Grenzflüssen“, Völkerrecht, Abhandlg. Berlin 1916.
- Dr. Ed. Selzer: „Grenzstreit zwischen Kostarika und Kolumbien“, Pet. Mittg. 1900, S. 255, Karte, mag als Anhalt dienen, wie sich Wertverhältnis von Flußlauf und Flußgebiet ändert.
- Dr. R. Hennig: „Die Fertigstellung der Amurbahn“, Pet. Mittg. 1918, S. 22, behauptet, eine den Strom eigentlich mehr fließende, sich nur

mit Strohballen ihm verbindende Strom-Parallelbahn in besonders gefährdetem Grenzland.

Th. W. Baich zeigt an, „The Alaska-Canadian Frontier“, Philadelphia, Allen, Lane Scott 1902, den Konflikt zwischen Kistenaustritt an einer zerfallenen Küste und extrem durchgeführter Kistenketten-Caden-Theorie, den auch Japan in seiner Pol. Geographie scharf vorführt, indem

XVII. DIE HÖHENFORM, DER LANDAUFRISS UND DIE WASSERSCHIEDSALTE ALS GRENZE (HYDROGRAPHISCH-MORPHOLOGISCHE GRENZURHRUNG)

185. Philippon: „Studien über Wasserscheiden“, Leipzig 1886.
186. Das Herausnehmen der Philippinen aus der naturgemäßen zeitliche und Tagbenennung ihrer Umwelt in das Datum der sudamerikanischen Vizekönige Spaniens, die Tatsache, daß Salu-Inseln, Formosa und Philippinen, denen doch wirklich dieselbe Sonne einnehmend gleichzeitig aufgeht, fast drei Jahrhunderte lang um einen Tag auseinander waren, die Philippinen dagegen mit der Tagfolge des um die ganze Breite des Pazifik von ihnen getrennten Südamerika übereinstimmen halten, bezeugt wohl mehr, als viele Worte, eine Grenzlinie.
187. K. Haushofer: „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“, Berlin 1925, Kurt Vowinkel, S. 147 ff.
188. Die Donauversickerungsfrage hat in kurzen Umrissen gut dargestellt Prof. Dr. Göhringer: „Die Donauversickerung“, Karlsruhe Tagbl.
118. Jahrg., Nr. 334 vom 3. Dezember 1921.
- In einem breiten Sommer gibt es angesichts der Versickerungsstellen bei Immenhingen, zwischen Immenhingen und Möhringen am Brühl und bei Friedlingen und ihres unterirdischen Abflusses über mächtige wasserundurchlässige Jura-Ausfaltungen zur 150 m tiefen Aachtopf-Quelle keine Wasserscheide zwischen oberer Donau und Bodensee wie Rheintal mehr!
- Göhringer zeigt gut, mit einer einfachen Skizze, welcher Rattenkönig von privaten und zwischenstaatlichen Rechtshandeln an dieser inermittierenden Wasserscheide hängt.
- Ähnliche Probleme würden sich im Karst, in dem Grenzgebiet zwischen Slowenien, Italien und Albanien ergeben, wo solche Fragen viel weniger international harmlos sind, als zwischen Albanien und Albanien, wie hartnäckig sie auch in diesem Fall ausgefochten werden mögen.
- Der neu aufgetauchte Gedanke der Ablenkung eines Teiles des Donauwassers der unteren Donau
- er das Kompromiß zwischen der amerikanischen und kanadischen Auffassung gutheißt, das 1903 den Streit beendigte. Der Wortlaut des russ-span. Vertrags, wie des russ.-kanadischen wollte allerdings die Yukonländer der alaskischen Küstenstreife fernhalten, hatte also einer klaren Wasserscheidenauflassung formales Recht gegeben.
- durch sudanisches Gebiet in das Ägäische Meer durch einen Kanal- und Schiffahrtskanal würde ein ähnliches Problem zwischen Slowenien und Rumänien aufwerfen, wobei sicher auch die Wasserscheidengrenze und ihre Veränderung zur Sprache käme.
189. Karl Kiesel: „Petershuthy. Ein Friedensziel in den Vögesen“. Berlin 1918, zeigt auf S. 3 bis 7, welchen Rat in dieser Richtung die Vögesengrenze übt. H. Steinlezer: „Zur Psychologie des Alpinisten“, München 1907, gibt Aufschluß, wie verbreitet dieser Machtwitz des in die Tiefe Blickenden schon aus dem allgemeinen Verhältnis zwischen Berg und Mensch erklärbar ist. Vgl. auch Freshfield Douglas: „On mountains and mankind“, Roy. Soc. Geogr. Journ., Bd. XXIV, S. 443.
190. Baber, 1483—1530, der erste Großmogul, der genaueste Tagebuchschreiber der mohammedanischen Welt, schildert diesen Reiz immer wieder, seit 1505, dem er — von 1519 an die Punjab-Reiche angreifend — endlich 1526 in einer der vielen Schlachten bei Panipat genug tun konnte. „Baber-Nameli“, deutsch von Kaiser, Leipzig 1828. Seit ihm sind die Gefahren des Tiefblicks von den Randgebirgen auf die indische Ebene von vielen nachgeprüft und anerkannt worden, zuletzt in merkwürdig verständnisvollen englischen Berichten über den Aufstand und die Befriedung von Waisistan.
- Als er Indien erobert hatte, war Baber eigentlich sehr von seinem Ziel enttäuscht und sehnte sich nach den Höhen, den Freunden und Rosen von Kabul zurück.
191. Die auswandern germanischen Stämme pflanzten sich ihre Rechte am Stammobden vorzubehalten. So auch die Vandalen, und der zurückgebliebene Völkerstamm ersuchte durch eine Gesandtschaft nach Karthago um Verzicht auf den nun wohl gegenstandslos gewordenen Anteil. Geisert war schon dafür, ihn auszusprechen, als sich ein alter Hauptling dagegen wandte und den gewaltigen Seekönig zu sich hertubzu-

ziehen würde, so daß man den Beschluß ablehnte, auf den Weideneanteil in der Heimat zu verzichten.

192. Vgl. u. a. Arsenjow Ann. 156, auch Consten: „Weidegründe der Mongolen.“ Auch die gegenstreichen chinesischen Markeneinteilungen von besonderen Grenzschutzlandchaften, wie sie bei Dubabier, „La Chine Contemporaine“ gezeigt sind. Auch die Abschnitte Mongolei und Mandschurei der China-Year-Books.

193. F. Ratzel: „Gesetze des räumlichen Wachstums der Staaten.“ Pet. Mittlg. 1896, dann „Anthropogeographie“, II, 429, 480.

194. Versuchen wir, die Anregungen, die beim Abschnitt XVII führend waren, noch einmal zu überschauen, so spielt das ganze seelische Verhalten zwischen Bergen und Menschen herein,

bis zu den schon erwähnten Arbeiten von Steinlitz zur Psychologie des Alpinisten, auch der Schrift von H. Gomperz: „Philosophie des Krieger.“ Götha 1915.

Noch frei von dem Eindruck der Südtiroler Wunde am deutschen Volkskörper sind F. Ratzel's grundlegende Aufsätze: „Die Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegung“, und „Höhen- und Hängen der Alpen“, in den Kl. Schriften, zuerst in der Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins erschienen, die eine Fülle von Einzelbelegen geben. (1893 und 1896.)

Damit ist ein kleiner Ausschnitt aus einer Lit. von überwältigender Fülle gegeben, der mit einer annähernd vollständigen Wiedergabe der durchgearbeiteten Gebirgsstrags-Literatur den Rahmen des Buches sprengen würde.

XVIII. PFLANZEN ALS SCHEIDE; VEGETATIONSRENZEN

195. Besonders wertvolle Angaben über den Zustand der Grenzlinien zwischen China, Indien, Birma bei Kingdon Ward, in seinen Vorträgen über das Suchen nach einer unmittelbaren Verbindung zwischen oberem Yangtze und Assam unter Vermeidung der obersten Irrawaddy-Quellböden. „China Express and Telegraph“, London 5. und 12. Mai 1927.

196. R. Gradmann: „Das mitteleuropäische Landschaftsbild nach seiner geschichtlichen Entwicklung.“ G. Z. 1901.

Derselbe: „Beziehungen zwischen Pflanzen-geographie und Siedlungsgeschichte.“ G. Z. 1906, und vor allem: „Der obergermanisch-römische Limes und das fränkische Nadelholzgebiet.“ Pet. Mittlg. 1899, 8 57.

197. Levy-Leyden: „Arbeiten über die Siedlungen in Flandern“, v. O.

198. W. Voigt: „Zwei fahrende Übersichten in acht Karten dargestellt.“ Breslau 1920.

199. Zeitschrift f. Geopolitik 1927, I. Bd., Märzheft, indopazifische Berichterstattung, S. 212, bringt nach Timesberichten und Privatnachrichten die geogr. wesentlichen Züge des gewiß bemerkenswerten persönlichen Grenzbezugs von Feldmarschall Sir William Birdwood längs der keineswegs sehr gangbaren birmanisch-chinesischen Grenze.

200. F. Ratzel: „Kleine Schriften“, München-Berlin 1906, Oldenburg, II. Bd., „Höhen- und Höhenlinien“, S. 173 ab, bes. S. 188 u. 189, in Würdigung der Beobachtungen von Wahlberg.

201. Dr. Amerigo Hofmann: „Aus den Waldungen des fernen Ostens.“ Wien 1913, Wilhelm

Hofmanns Werk ist nicht nur eine Fundgrube landeskundlicher Erkenntnisse über Japan, sondern auch über Vegetationsgrenzen-Bestimmungen.

202. Ellen Semple Churhill: „Influence of geographical conditions on Japanese agriculture.“ Geo. Journ. Roy. Soc., Bd. XI, S. 389.

203. J. Ponton: „Anregungen zu kunsgeographischen Studien.“ Pet. Mittlg. 1920, S. 89, bes. S. 90.

204. Septans: „Les Expéditions anglaises en Afrique.“ Paris 1895, Lavallo. Aschanti-Kriege von 1873—1874 und 1895—1896.

Furse-Septans: „Expéditions militaires d'Ouhre-Mer.“ Paris 1897.

205. Beobachtungen der Bruder Sarsin auf Caledon, von L. W. Puxley, H. M. Tomlinson, Parkinson, Hunley u. a.

206. F. Dofflein: „Ostasienfahrt“, S. 416 über Kampf zwischen Mensch und Dschungel.

207. Maskierung der auf den Donon zuführenden Straße westlich von Straßburg, Bepflanzung der Straßen und Bahndämme in Eisaß-Lothringen als Schutz gegen Sicht mit Masken, in der Weise, wie sie mit geringen Kosten an Gürtelfestungen im Frieden vorgenommen wurde, hatte 1914 viel Blut gerade von Landwehr- und Landsturm-Truppen gespart.

Ein Seitenstück dazu ist, daß in dem wohlbeplanten, von reichen Parkanlagen umgebenen Wladivostok von 1904 ein fürchterlicher Befehl, habet die beste Deckung niederhauen ließ, weil er in vergangenen Zeiten einmal etwas von Räumung des Glacis gehört hatte.

1917 und 1918 holte man mit großen Kosten unvollkommen nach, was man z. B. an der von Chateau-Sains über Delme auf Metz führenden Straße, im Mosel- und Illal an Pflanzenschutz in Grenzräumen verstanden hatte. Die elassischen und Rheinial-Verkehrswege sind heute noch in dieser Richtung lehrreich.

208. Führend für die Beziehungen zwischen Pflanzen- und Menschengrenzen erscheinen mir Arbeiten von Schreiter, namentlich ein Aufsatz über „Pflanzen- und Völkergrenzen“. Pet. Mittlg. 1910, I, S. 121, der die Beziehungen zwischen Federgas und Humen, Magyaren, Avaren, zwischen castanea vesca und Römangengrenze erörtert. Aber beim Zusammenhalten der reichen pflanzengeographischen Sonderliteratur mit dem beträchtlichen Einfluß, den sie auf die Erdkunde im ganzen, besonders auch auf den Grenzverhältnissen in Heimatkunde und Geopolitik im großen geübt hat, gewinnt man den Eindruck, als ob sich hier noch lebendigere Verbindungen herstellen lassen müßten.

Douglas Freshfield: „On mountains and mankind.“ Geo. Journ. Roy. Soc. Bd. XXIV, S. 443, Youngshand-Molyneux „Kashmir“, zeigen, wie sich vor ihrer Diktierung Angelegenheiten und Deutsche gerade in ihrem Verhältnis zu den Bergen völkergeschichtlich verstanden.

Die letzten bedeutenden deutschen Vorkriegsarbeiten über die wichtigsten Wasserscheiden- und Gebirgsgrenzen deutschen Lebensraumes sind: N. Krebs: „Länderkunde der österreichischen Alpen.“ Stuttgart 1913, reich an Stoff; O. Maull: „Die bayer. Alpengrenze.“ Marburg 1910, Petermanns Mittlg. 1910, Karte, C. Hofmann: „Morphologische Studien im Wasgenwald.“ Mittlg. d. Ges. f. Erdkunde u. Kolonialwesen, Straßburg 1916—1917, Bd. VI.

Über die wichtige österröische Wasserscheidengrenze zwischen Argentinien und Chile (Schiedsspruch 1902), Pet. Mittlg. 1913, H. Stefan, „Westpatagonien“, Stuttgart 1922.

Schon unter den Schatten des Ringens um eine für selbstverständlich gehaltene Gebirgsgrenze stehen:

A. Penck: „Die österreichische Alpengrenze.“ Stuttgart 1916, Engelhorn, K. Sapper: Abschn. über „Gebirgsgrenzen“ in Hettners Zeitschrift 1918, S. 123, und steht die ganze Kritik der

Demengrenze durch Penck, Siegel, Süch und die ausdrückliche Anerkennung dieser Kritik durch amerikanische und britische Zeitungen, z. B. „Manchester Guardian“, v. 2. Februar 1927.

Wissenschaftliche Streiflichter in die Geographie warf Frobenius: „Strategische Bewertung der Kammlinie eines Grenzgebirgs.“ Pet. Mittlg. 1915, S. 55; ungeleitet ein Streiflicht auf wertechnische Fragen vom Standpunkt des erfahrenen geographischen Kenners vieler Wasserteile, A. Philippson: „Grenzfrage in den Völkern“, in seiner Besprechung von K. Kiseels „Petershütte“ in Pet. Mittlg. 1918, S. 76.

Eino Franzische Probo aus dem europäischen Kampf um neue Grenzfürhungen an und in Gobiigen lieferte E. de Martonne: „The Carpathians, physiogr. features controlling human geography.“ G. R. Newyork II, 1917, S. 417 bis 438, Karte.

Auch der Vergleich von Klimakarten, Vegetationskarten und Karten der politischen Lebensformen, Kulturkreise, Wirtschaftskörper ist außerordentlich fruchtbar, so, wenn aus Koppas „Klimakarte der Erde“, Pet. Mittlg. 1921, auch die Grenzen und die Intensität der Selbstbestimmungsbewegungen in den Monsunländern entgegen treten und gewisso trennende Zwischenzonen aus der indischen Wälder Karte abgelesen werden können.

Oder wenn man die Arbeiten von W. Krebs: „Durren, Notstände, Unruhen in China. Die politischen Kompetenzen der Klimatologie“, Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Stat. XV 1892, S. 106 und 1895, mit ähnlichen Karten für Indien zusammenhält, und die Periodizität der Monsunvorstöße mit der von Hungersnöden und Unruhen in Beziehung zu bringen sucht.

In kleineren Verhältnissen waren F. Schmidt: „Geographische und wirtschaftliche Bedeutung des Waldes und seine Einwirkung auf die Volksdichte“, Straßburg 1913, in vergl. Untersuchung mit E. Wagner: „Regenkarren von Eisaß-Lothringen“, Straßburg 1914, auf Grund eigener Erfahrungen im Eisaß in längeren Beobachtungsreihen wertvoll; dann E. Imhof: „Die Waldgrenze in der Schweiz“, Leipzig 1900, um Ratzeis Anregungen weiter auszubauen. Ebenso W. Köppen: „Baumgrenze und Lufttemperatur“, Pet. Mittlg. 1919 — wenn man sich auch der Übersteigerung der Zeichnung nicht wird verschließen können.

Für den Zusammenhang der Forst- und Almwirtschaft mit dem von Ratzel gezeigten oberen Verkehrs- und siedlungsfreundlichen Gürtel in Hoch-

halten verdanke ich der empirisch zusammen-
gefügten Arbeit von J. J. Hilber: „Obere
Lössschicht und Grabschicht Wertens“, Gar-
misch 1908, manche Anregung, und für eigene
Beobachtungen auf den östlichen Kriegsscha-
platz und auf Reisen zuvor B. Brandt: „Das
Pripietbecken“, *Pet. Mitlg.* 1918, S. 16–21 mit
weiteren Quellen für die Grenz-Auswertung einer
der wenigen vorbildlichen Samplandschaften
am Rande Zwischeneuropas.

Der hohe Wert vergleichender Studien in der
Pflanzengeographie für die Erkenntnis gerechter

XIX. LEITPFLANZENGRENZEN DER WELTWIRTSCHAFT

STOSS VERSCHIEDENER WIRTSCHAFTSFORMEN. KULTURBEDECKTE PFLANZEN ALS GRENZZEUGEN

209. Victor Hehn: „Kulturpflanzen und Haus-
tiere in ihrem Übergang aus Asien nach Ghe-
rienland und Italien, sowie in das übrige Eu-
ropa.“ Berlin 1874, ein seiner Zeit weit voraus-
geleitetes Werk. Gerade die Einleitung des be-
rühmten Buches ist ein Beweis, daß denendes
Zusammenhauen von Geschichte und Natur-
wissenschaft, wie ee Geographie und Geopolitik
immer wieder fordern müssen, auch unter beden-
tenden Führern von Natur- und Geisteswissen-
schaften keine Selbstverständlichkeit ist.

210. In Ägypten, im Sudan, in den Baumvol-
kern der Union, schon in Suda China, Indien,
Korea tangt die anspruchsvolle, Letztend er-
reichende Gaspflanzen an, oder hat es längst
erreicht, die Autarkie, die Ernährungsfähigkeit
der eroberten Erdteile aus dem Eigenen zu
verlangen.

Vgl. Gouling: „Cotton and other vegetable
fibres.“ London 1917. John Todd: „The
World Cotton corps.“ London, Black 1915.
Finch: „Geography of the World's Agriculture.“
Pierre Clerget: „La Géographie des textiles.“
W. R. Dunstan: „The present position of Cotton
cultivation.“ Auch „Manchester Guardian
Commercial“ vom 29. 7. 1926, „Developments in
East African Cotton-Growing“ (Uganda, Tan-
ganika Karte).

211. Finch & Baker: „Atlas of American Agri-
culture.“ Wash. 1917. „Geography of the World
Agriculture“, 1917. Reed: Atlas über Frost und
Soal. 1920. W. G. Simkowitz: „Hay and
History.“ Political science quarterly. New York
1913. XXVIII, Nr. 3, Sept. 1913 über das Rin-
gen zwischen Natur- und Kunstweise seit der
Mitte des 17. Jahrhunderts.

212. Brooks Adams: „Amerikas ökonomische
Vormacht.“ Deutsch von Sachs, Wien, Leipzig
1908, S. 28, 29 über den Einbruch der Deutschen

Abgrenzung menschlicher Macht, Kultur und
Wirtschaft, wegen ihrer überaus wertvollen Ana-
logie für die Anthropogeographie, ist wohl schon
seit Humboldt und Bonpland über allen Zweifel
erhaben; und wenn wir bedenken, daß wir auf
der Hälfte der Landfläche der Erde vorfinden
nur etwa 25 richtige Kosmopoliten, auf einem
Drittel etwa 100 unter 2 bis 300 000 Pflanzen-
arten haben, zumal Unkraut, so liegt uns gerade
für den Vergleich der am meisten Grenzen über-
schreitenden Menschenrassen ein Vergleich nahe,
der sehr zum Nachdenken anregt.

in den Londoner Zuckermarkt als Kriegssache
gegenüber den kubanischen Vert., und S. 42 ab:
Englands Verfall in Westindien, namentlich 1849
bis 1853.

213. K. Haushofer: „Geopolitik des Pazifischen
Ozeans.“ Berlin 1925. Kurt Vowinkel: S. 154.
Grenzklampfen und Kaliforniens mit seinen
veränderten Wirtschaftsstufen und Hauptwirt-
schaftspflanzen und Formen, zuerst im Rahmen
des Ringens der Angelegenheiten pazifikwärts, dann
gegen Süden, endlich gegen die ostasiatische
Einwanderung.

214. Rudolf Schnidder: „Pflanzen- und Völker-
grenzen.“ *Pet. Mitlg.* 1910, I, Bd. S. 124, bes.
S. 123. Auch seine Bemerkungen, daß die Da-
telpalme, wo die Herrschaft schon längst ge-
schwunden sei, noch die Grenzen der Araber-
reiche verrate, findet sich in der Wirklichkeit
seltsam erprobt.

215. Mündliche Angabe von Dr. Troll. Auch in
seinem Beitrag zum Werk: Der Rhein — Sein
Lebensraum — sein Schicksal. Hrg. v. Karl
Haushofer, Kurt Wedenfeld, Hermann Oncken
in Verbindung mit Paul Wentzke — Berlin
1928 — Kurt Vowinkel Verlag. Vgl. Dr. K. Troll:
„Xerotherme Einwanderer in der Münchener
Flora.“ *Mitlg.* Bay. Botan. Gesellschaft 1920.

216. Bachmann, C.: „Karten der Reisverbrei-
tung.“ *Pet. Mitlg.* 1912, m. Begl. Bericht Ya-
mané: Tokyo chikwa zaishi (*Mitlg.* Geogr.
Ges. Tokyo.) Karte.

H. Schumacher: „Der Reis.“ München 1917.
Edwin Binham Copeland: „Rice.“ London
1924, Macmillan. Schon v. Riehholden („China“,
I, S. 420) erwähnt die fünf heiligen Feldfruchte
Chinas: Reis, Weizen, Gerste, Hirse, Bohne, die
der Kaiser zu Beginn der Ackerbestellung aus-
säte.

Dabei spricht für das Verhältnis von Weizen

und Reis im chinesischen Gebiet sehr vieles für
einen späteren, vielleicht doch von Indien
(Assam, wo die wilden Reisarten vorkommen)
übernommenen Eintritt des Reisbaues in das
chinesische Wirtschaftsleben, aus dem er jetzt
so schwer fortzudenken ist.

Bowman: „The New World, Problems of po-
litical Geography.“ London-Sidney 1922 bringt in
Bild 25 und 28 das Ringen von Reis und Weizen
in Indien, in 21 Verhältnis von Regenfall und
Hungersnot.

217. Unstedt, J. Fl.: „Climate limits of wheat
cultivation.“ *Roy. Soc. Geogr. Journ.* XXXIX
und XLII.

A. Opeil: „Weizen und Weizenverteilung.“
Pet. Mitlg. 1918, S. 176. Weizenkarte!

F. Lange: Landw. Stat. Atlas. Berlin 1917,
Reine.

Schnidder: Der Weizen in seinen Beziehungen
zum Klima.“ Berlin 1893.
Maurizio, A.: „Getreidenahrung im Wandel der
Zeiten.“ Zürich 1916. *Pet. Mitlg.* 1920, S. 39.
Schulz, A.: „Die Getreide der alten Ägypter.“
Abh. Naturf. Ges. Halle 1916. Schurtz schreibt
in seiner Usgeschichte der Kultur“ auf S. 254:
„Unter den Gebieten der Alten Welt hat sich
das ostasiatische Kulturreich am selbständigsten
entwickelt. ... Nur ein vultes gemeinsames Gut
besitzen Ostasien und westliche Welt, den
Weizen.“

In größere Zusammenhänge stellen: Woijs-
kow: „La géographie de l'alimentation humaine.“
La „Géographie“, XX, 1909, 15. X. und XII.
und Lichtenfeld: „Geschichte der Ernährung.“
Berlin, Reimer, 1913, auch Otto Warburg und
J. van Soemeren-Brand: „Kulturpflanzen der
Weltwirtschaft“, Leipzig, Voigtlander.
218. J. W. Gregory: „The dead heart of Aus-
tralia.“ London 1906, Murray, und „The geogr.
features that control the development of Aus-
tralia.“ R. S. G. J. XXXV, S. 658.

XX. GRENZEN VON TIER- UND MENSCHENRASSEN

223. W. Scheitel: „Allgemeine Rassenkunde“,
München 1925, Lehmann, gibt in seinem Lit.-
Verzeichnis von S. 462–514 eine ganz ausge-
zeichnet geordnete Übersicht des Schrifttums.
Dazu etwa die Besprechungen von Lenz.

Sehr viel daher zeichnet z. B. Lothrop Stod-
dard: „Races relicts of Europe“, New York 1924.
Berlin 1874. Schon bei Hehn finden sich keine
Bemerkungen über das Zusammenfallen des Vor-
kommens von Rudeln wilder Pferde, auch Wölfe

Vgl. auch die Bewegung, die sich an die
Theorien über die Austrocknung Innerasiens
(„Dead heart of Asia“) knüpfen, die neuerdings
(Andersson) wieder aus zahlreichen Funden be-
stritten werden.

219. Atlas des Frostlimites von Reid: Züchtung
winterhafter Weizenarten in Kanada.

220. H. Niklas: „Bayerns Bodenbeschaffenheit
unter Berücksichtigung der geologischen und
klimatischen Verhältnisse.“ Herausgegeben vom
K. Statistischen Landesamt. München 1917,
J. Lindauer (Schöpping), mit seinen 17 eichenen
farbigen Karten ist ein solches Beispiel.

221. Albrocht Penck hat, vor allem in einer Rede
über das Zentralproblem der physischen An-
thropogeographie vor der Akademie der Wissen-
schaften, das Problem im großen Stil gestellt;
Gregory ist ihm für die angestrebte Literatur
am weitesten gefolgt. Wenn auch beide zu sehr
verschiedenen Zahlen für den Zeitpunkt der
Übervölkerung der Erde und das Maß des er-
träglichen Volksdrucks in den verschiedenen
„Bonitäts“klassen des Nahbodens kommen, ist
doch sicher die Abgrenzung der Räume mit er-
träglichen und unerträglichen Volksdruck nach
beiden eine der folgenschwersten künftigen Auf-
gaben der Menschheit, die gerade Gregory, den
Kenner des wichtigsten australischen unter-
völkerten Rückhaltlandes, mit begründeter
Sorge erfüllt. J. W. Gregory: „The menace of
Colour.“ London 1925, Seeley.

222. Unterlagen hilden, neben dem Washingtoner
Atlanten, F. Lange: „Landw. stat. Atlas“, Ber-
lin 1917, Reimer; Kritik dazu von Tessen, *Pet.
Mitlg.* 1918, S. 262; ebenda: A. Opeil: „Ver-
breitung und Erzeugung von Weizen“, S. 176,
auch J. F. Unstedt: „The climatic limits of
wheat cultivation“ und „Stat. study of wheat
cultivation and trade.“ *Geo. Journ.* Roy. Soc.
XXXIX S. 347 und 421, Bd. XLII S. 165 und
254.

- sache der menschlichen Wanderungen und Grenzüberbreitungen. Dr. schildert das alte Germanien als wesentlichlich ähnlich moskito-verseucht wie heute noch Sibirien: Teil der „Nomadenzone“, von welcher es sich durch Wald und Rodland zur Kultursteppe rückentwickelt.
225. Leo Frobenius: „Das unbekannte Afrika“, München 1923, C. H. Beck und „Atlas Afrikas“, Belege zur Morphologie der afrikanischen Kulturen. Herausgegeben im Auftrage des Forschungsinstitutes für Kulturmorphologie von Leo Frobenius und Ritter von Wilm, München. Liefer. 1–3.
226. Arbeiten von Peßler-Hannover über die kulturelle Geographie und linguistische Abgrenzung des niederrheinischen Stammesbodens v. O. und ähnlich die mündlich und im Entwurf mitgeteilten zahlreichen Karten von Dr. Bruno Schweizer. Dieben über die Abgrenzung der alemannisch-bayerischen Dialektformen, namentlich zwischen Lechteln und Ammerlat.
227. Karl Jaberg (Bern) und Jakob Jud (Zürich) über die schwyzisch-italienischen Sprachabgrenzungen; Bespr. Neue Zürcher Zeitung, 23. Januar 1922, L. Gauchat.
228. Jules Guillemin: „Atlas linguistique de la France“, Paris 1902–1910. (Gorse, Catalan.)
229. Vgl. W. Volz: „Der Ostdeutsche Volksboden“, Breslau 1926, Hirt, u. a. und früher A. Pencks Karten zur Erläuterung der tatsächlichen Siedlungs- und Dichteverhältnisse auf von Polen beanspruchtem deutschen Kulturland und Volksboden in Ost-, Westpreußen und Posen; Karten von Volz für die gleichen Verhältnisse in Schlesien, auch Erich Keyser: „Der Kampf um die Weichsel“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin, Leipzig 1926.
230. Lothrop Stoddard: „Race realities in Europe“, New York 1924; deutsch ebenso, wie „The Revolt against civilization“ (Der Kulturumsturz; Die Drohung des Untermenschen), München 1925, J. F. Lehmann.
- Madison Grant: „The Passing of the Great Race“, New York, 4. Aufl. 1923. Deutsch als: „Der Untergang der großen Rasse.“ München 1925, J. F. Lehmann.
- J. W. Gregory: „The Menace of Colour“, London 1923, Seeley, Serv. & Co.
231. Dr. Hans F. R. Günther: „Rassenkunde des Deutschen Volkes“, 6. Aufl. München 1924, J. F. Lehmann. Derselbe: „Kleine Rassenkunde Europas“, 20 Karten, 353 Abb. München 1925, J. F. Lehmann.
232. W. Heipha: „Geopsychische Erscheinungen“, 2. Aufl. Leipzig 1917, Engelmann.
233. J. Bowman: „The New World. A study in political geography.“ London-Sidney 1922.
234. Zu diesem nur einige wesentliche Möglichkeiten der Arbeit streifenden Abschnitt verdammt ich wichtige Gesichtspunkte freundlichen mündlichen Mitteilungen von Prof. Stechow-München. So über die, der 11-jährigen Sonnenfleckenperiode entsprechenden, periodischen Einwanderungen des sibirischen Tannenhäbers, dessen weit nach Norddeutschland hinein, in Süddeutschland jedoch nicht fühlbare Grenzüberbreitungen (ein Ausweichen vor besonders starken Feuchtigkeits- und Bewölkungsstörungen in die nordasiatische Nomadenzone) seltsame Analogien zur Periode von Nomaden vorstößen zeigen. Streifenförmige Grenzüberbreitung und Streifenverbreitung findet hier gleichfalls Anwendung. Es ist die doppelte Periode der nach Krebs' Arbeiten über Periodizität und Ausbleiben der Monsuneinbrüche und ihre anthropogeographische Rückwirkung auf Fall. Vgl. Ferdinand Pax, „Wirtshalleranna von Schlesien“, Berlin 1925, Bornträger, S. 165 bis 167, besonders diese.
- Von den bekannten drei Vogelzugstrahlen nach Süden durch Westeuropa führen I und II über Gibraltar, III über Tunis. Dieselbe Form (Gibraltarrege), die Landnachtskörper und Landtiere (Nager, Raubtiere) schiedet, lockt die Flieger an! Ihre Entweichung durch Verteilung: Tangerzone, Spanien, Britische Doppelstellung, Franz. Druckgebiet, ist bezeichnend. Vgl. Jesens „Gibraltar“.
- Das Westwärtsziehen der Handlenche wie gewisser Grasarten als Folge des Kosakenzugs von 1813 ist bekannt. Weniger bekannt die Nachwirkung der alten Dieselverengung Mitteleuropas auf die heutige Mischzone einer pontischen und atlantischen Spielart der Tierwelt: Schwarze Krähe—Nebelkrähe, Sprosser—Drossel an der Elbeggend (wie Menschenrassen!). Einzelne paaren sich noch, andere haben sich so auseinander entwickelt, daß sie sich nicht mehr paaren.
- Das Ergebnis eines einzigen Gesprächs unter zwei, von ihnen ganz verschiedenen engeren Arbeitsgebieten aus dieselbe Grenz-Erscheinung beobachtenden Forschern zeigt, wie unendlich viel noch zu tun wäre, wenn man mit allen Mitteln der Analogie die Grenzfragen der Menschheit sachlich angehen wollte, statt mit diplomatischen Zufallsgewalttaten, die ihre Korrektur in sich tragen.
- William Marshall: „Deutschlands Tierwelt im Wechsel der Zeiten.“ In Virohow und Hölzern-

dorf, Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Neue Folge. Bd. I, Heft 16, S. 48, Hamburg 1887, J. F. Richter und Ro-

bert Lauterborn in Verhandlungen der Ornithologischen Gesellschaft, Bayern, Bd. XV, Heft 1, S. 7–9.

XXI. VERLEGUNG DER GRENZEN IN IHREN POLITISCH-GEOGRAPHISCHEN FORMEN

235. W. Wundt: „Elemente der Völkerpsychologie“, Leipzig 1912, Kröner, hat uns, u. a. S. 5, 359, 479 und 80, 482, scharfe Unterscheidungen zwischen Stamm- und Völkerwanderung, wie Stamm-, Volks- und Weltkultur machen gelehrt, bei denen freilich viele Widersprüche wach werden. S. 120 Stammwanderung, S. 286 Völkerwanderungen, in ihrem Gegensatz zu den Stammwanderungen der malaischen Rasse, aus denen eben doch ein Großnacktkern ohne die Mittel der Völkerwanderungen gebaut wurde. „Keine der großen Kulturaktionen ist ungemischt.“ S. 2861 Gawls — aber die japanische ist z. B. ohne Völkerwanderung entstanden. Ihr Reich wuchs tatsächlich aus dem Ferment von Stammwanderungen empor, typisch nach Wundts Beschreibung. Daher die Schwierigkeit, von anderen, aus Völkerwanderungen entstandenen Reichern verstanden zu werden, bei den U. S. wie beim japanischen Reich.
236. F. Ratzel: „Politische Geographie“, 3. Aufl. München 1923, Oldenbourg, herausg. von Oberhummer, S. 517–520, die entscheidende Stelle: „Anthropogeographie.“ II. Bd., S. 433: „Den größten Einfluß übt auf eine Volkgruppe der Übergang vom Land aufs Meer. Daher bezeichnet der Gegensatz von kontinental zu litoral und insular das Größte, was innerhalb einer Volkgruppe vorkommen kann.“
237. K. Haushofer: „Das japanische Reich in seiner geographischen Entwicklung.“ Wien 1921, L. W. Seidel & Sohn.
238. Erich Obst: „England, Europa und die Welt.“ Berlin-Grünwald 1927, Kurt Vowinkel. S. 113–115 zeigt jene fast monopolartige Stellung des Britischen Reiches gegenüber den ergeblichen Fischgründen der Welt (zu denen u. a. auch namentlich Kanada zählt), das nur in den ostasiatischen Inselbogen, im Bereich der Malai-Mongolen, durchbrochen ist.
239. Graf Hermann Keyserling: „Das Reise-tagebuch eines Philosophen.“ München-Leipzig 1919, Duncker & Humblot. „Patriotismus ist das Tiefste des Japaners. Sein Verhältnis zu seiner Heimat, deren Größe, deren ruhmreichen Fortbestand bedeutet das gleiche, wie dem Indier sein Verhältnis zu Brahman, dem Chinesen seine Gliedschaft im All...“ S. 452–454 über das metaphysische Liebesverhältnis der Japaner zur

Nation in einem Gesamtzusammenhang, in dem mit seltener Einfühlungsfähigkeit ausgezeichnete Beobachtungen gerade an den kleinen Leuten, dem Bauern, gemacht werden, die — trotz der Industrialisierung — nach meinen eigenen Wahrnehmungen im Lande selbst auch heute noch für alles nicht Wurzellose richtig sind. Als „wurzellos“ wurden 1926 freilich bereits 4/5 Millionen Menschen festgestellt.

Auch G. E. Uygüra spricht von „ärztlichen Gefühlen“ gegen das Land.

240. Dr. Karl Strupp: „Wörterbuch des Völkerrechts und der Diplomatie.“ Berlin-Leipzig 1924, De Gruyter & Co.

Kurt Wolzendorf: „Grundgedanken des Rechts der nationalen Minderheiten.“ Berlin 1921, Engelmann.

241. John Bakeless: „The origin of the next war.“ London 1926, Jonathan Cape.

242. Starkes Hervortreten der Grenzliteratur über bestimmte Landschaften pflegt als Zeichen bei vorstehender Verlegungen von Grenzen mit Recht beachtet zu werden. Wie scharf trat z. B. das Labile des russisch-berestischen Grenzsaumes hervor, wie ich es schon in „Dai Nihon“, Berlin 1913, E. E. Müller & Sohn, mit Karten und Abschnitten belegt hatte. Gleichzeitig tat es Gebel: „Ural bis Sachalin“, Berlin 1913, Reimer, R. Verbruggen: „Les confins sino-mongols“, Brüssel 1913, etwas später M. Friederichsen: „Russisch-Centralasien“, Pei. Mittlg. 1915, S. 428, 466, besonders S. 471 mit reicher Quellengabe. Schon früher war von Geffken in Zeitschriften namentlich der Pendlers. Konflikt gut behandelt und aufmerksamer verfolgt worden; Ratzel hatte auf das Entgegenwachsen der russischen und britischen Grenzen in Zentralasien mit einer Skizze hingewiesen, Consten später in seinen „Weidgründen der Mongolen“ unthabare Grenzlagen gezeichnet.
- Ebenso würde heute allein die Fülle einer künftigen Grenzveränderungen prähistorischen Literatur in Mittel- und Zwischenasien das Bewusstsein unaufhaltsamer Grenzverlagerungen ahnen lassen.
- Wenn ich von der in diesem Buch an anderer Stelle genannten Literatur über Rhein (Siegmann, Wentzke) Weichsel (Keyser, Kjellén), Donau (Sieger) absehe, wenn ich nur an die aka-

demischen Reden und kleineren Schriften der Brüder Aubin, von E. v. Drygalski, A. Penck, Dietrich Schöler, W. Volz, Freytag-Loringhoven, H. Orcken und vielen anderen erinnere oder solche Serienarbeiten nenne, wie die Rundbriefe des Instituts für Grenz- und Auslandsstudien von Dr. Max Hildebert Boehm und des gleichen Autors: „Die Deutschen Grenzlande“, Berlin 1925, Reimer Hobbing (6 Karten, 48 Abb.); die Ausgaben des Elms-Lothinger-Instituts in Frankfurt a. M., des Auslands-Instituts in Stuttgart, der Reihe: „Frankreich und der Rhein“ (Frankfurt 1934, Engler & Schöler), der „Festgabe rheinischer Dichter“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), der „Rheinischen Schicksalskriegen“ (Reimer Hobbing, Berlin, 1911), aber auch des Kampfes der Schweiz um die Freiheit ihrer Wasserwege mit einer handreichen Literatur gedachte — so wird klar, daß Feuer ist, wo solcher Rauch aufsteigt.

Eine innerste Grenze verriet H. Spethmann: „Die Großwirtschaft an der Ruhr“, Breslau 1925, Hirt — eine der geschlossenen und gedanklichen Zusammenfassungen des ungeheuren Problemdrucks einer plötzlich zum Glied einer Gewaltgrenze gemachten Herz- und Kernlandschaft, durch 27 Karten und Diagramme wirkungsvoll ergänzt. Wie schnell der Druck wieder nach außen rückte, verriet F. Eichhorn: „Frankreich und das Saargebiet“, Berlin 1926. Reimer Hobbing, aber auch von ganz unbeteiligter Seite her etwa Guy Greer: „The Ruhr-

Lorraine Industrial Problem.“ New York, Macmillan 1926.

Fügen wir zu solchen Symptomen etwa noch die Sammlung: „Grenzlande“, Langensalza 1926ff. mit Helt I: Gustav Roehre: „Das geraubte deutsche Westpreußen“, Helt II: „Deutschland, Frankreich und der Rhein“, Helt III: Eduard Stadler: „Elsaß-Lothringen“, die ganze Kissenleistung der Deutschen Volk- und Kulturboden-Stiftung, den Kampf um die Sudetmark, wie er von Graz, Innsbruck, Klagenfurt aus geführt wird, so verstehen wir, daß den Inhabern labiler Grenzen ihre eigene Vorbereitungsarbeit zum Bewußtsein kommt und daß sie — trotz allen Versuchen eines milde gewordenen Durchgangszustandes — die Notwendigkeit der Verschiebung so unwahrscheinlichen Schiedsmarken erkennen, so sehr sie sich dagegen sträuben.

Ähnlicher Rauch wie im mitteleuropäischen Grenzraum, steigt an der indischen NW-Grenze an der Rio Grande-Grenze, an den gebirgten Wachstumsspitzen in den Monsunländern, von den U.S. amerikanischen Philippinen, dem franz. Indochina bis zu den Eindringungshafen-Kolonien empor und verriet bevorstehende Verschiebungen, die auch zwischen den ostasiatischen Mächten ihren Schatten vorauswerfen.

Für Mexiko etwa: Francis M. Culaghi: „Into Mexico. A dangerous frontier.“ „Manch. Guardian.“ 7. Juli 1927.

XII. GRENZWEHR UND WEHRENGRENZE

243. Thomas Babington Macaulay: „The history of England from the ascension of James the second“, Chapter XXI 1695: „The scientific part of their operations (Siege of Namur) was under the direction of Coehorn, who was spurred by emulation to exert his utmost skill. He had suffered, three years before, the mortification of seeing the town, as he had fortified it, taken by his greatmaster Vauban. To retake it, now that the fortifications had received Vaubans last improvements, would be a noble revenge...“ Es war die Glücks- und der landwirtschaftlich begründeten Befestigungs- und Festungs-Kampfes-weise gegen die technisch-universale, deren Hauptziele Vauban war.

244. J. Cohn: „L'Education militaire de Napoléon.“ Paris 1904, R. Chapelot — eine Fundgrube kriegswissenschaftlicher Feinarbeit über die Bildung eines wehrgeographischen Genies aus dem von ihm verarbeiteten wehrgeographischen

Wissen seiner Zeit, seine Verarbeitung z. B. von Machiavelli und Montesquieu mit den landeskundlichen Eindrücken seiner Haupt-Kriegsschauplätze. Sie zeigt, welche enorme Gedanken- und Lesarbeit den scheinbaren Gebälzen der Schlagerie und Schlagkraft vorbereitet hat; aber auch, wie durchaus geopolettisch in unsern modernen Sinn Napoleons Vorbereitung war.

245. W. Wlaeschütz: „Bedeutung der Befestigung in den Kriegen Napoleons.“ Wien 1905.

246. Angeli: „Ezlerzog Karl als Feldherr und Heersorganisator.“ Wien 1896. Carl von Österreich: „Ausgewählte Schriften.“ Bd. I—VI. Wien 1893ff.

247. General Carl von Clausewitz: „Vom Kriege.“ 5. Aufl. Berlin 1905. Ferd. Dümmler. Mit Einführung von Graf v. Schlieffen. Sechstes Buch.

248. Der unerwartete Widerstand der winzigen, aber für Führer kaum zu umgehenden Ge-

birgste Bard, seit dem 11. Jahrhundert auf stetem Felsen über dem Ausgang des Aostaltals, 391 m ü. M., als Grenz- und Pflanzstein bekannt, in der 400 Österreicher acht Tage lang den Vormarsch Napoleons im Mai 1800 aufhielten, hatte beinahe den Feldzug von Marengo zum Scheitern gebracht. Vgl. S. 51 bei Wlaeschütz.

Die Einzelheiten finden sich bei Wlaeschütz: „Beitrag zur Geschichte“, S. 71; Peschiera und das Problem der Flußverteidigung, S. 186; Gebirgspere Bard, S. 51; die Verhältnisse in Polesina, beim Feldzug von 1807 (bisher bei Lettow-Vorbeck), der Bedeutung von Danzig, Thorn, der Passarge (S. 134); Der Stromungs-feldzug von 1809, mit der Bedeutung von Passau, S. 179—180, der Donauflotte von 6 armierten Booten.

249. Clausewitz: „Vom Kriege“, S. 247; vgl. die „Studien über Clausewitz“ von Fh. v. Freytag-Loringhoven in Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, Berlin 1904, E. S. Mittler & Sohn.

250. Moltkes Militärische Werke, Berlin, fortld. seit 1892, E. S. Mittler & Sohn, wie auch „Gesammelte Schriften“.

251. Schriener: „Die Bedeutung der Festungen in der großen Kriegführung auf Grundlage der Moltkeschen Operationsentwürfe.“ Berlin 1904, E. S. Mittler & Sohn, im wesentlichen eine zielgemäße Interpretation Moltkes.

252. „Die Festung in den Kriegen Napoleons und der Neuzeit.“ Herausgegeben vom Großen Generalstab, Berlin 1905, E. S. Mittler & Sohn. Mit einem Atlas von 29 Skizzen.

253. Klar: „Französisch-deutsche Grenze“, Wien 1892. Guter Atlas, 14 Skizzen auf besonderen Tafeln, die noch 1914 Wert besaßen.

254. E. Ténol: „La Frontière.“ Bordeaux-Paris 1893, bas. die Karte der schützenden Kurven.

255. F. M. v. Donat: „Befestigung und Verteidigung der deutsch-französischen Grenze.“ Berlin 1894, — der bedeutsamerweise zuviel Geheimhaltung auf der Ostseite anhaftet, im Gegensatz zu der Fanlon von Ténol, der Plangenaugigkeit des Österreichers Klar.

256. H. A. Brialmont: „Les régions fortifiées.“ Brüssel 1890; ferner die Schriftenreihe über Antwerpen von 1852—1858, die rumänische Befestigung von 1883, seine Ratschläge für die Schweiz, Bulgarien, die Türkei — und zuletzt, nach anfänglichen Maßregelungen, die Durchführung seiner Ideen in der Befestigung seines Vaterlandes Belgien, das aber nicht die entsprechende Organisation der lebenden Streit-

kräfte zur Hebung technischer Widerstände zu finden wollte.

257. Tolow: „Länderbefestigung.“ Hannover.

258. Lord Roberts: „Forty one years in India.“ London 1900.

259. Grosier: „Lord Kitchener, story of his life.“ London 1901, und die ausgezeichnete Schilderung von Friedmann über den Nildfeldzug, den er im Gefolge Kitcheners mitmachte. Über seine Wirkung in Indien persönliche Eindrücke.

260. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstab, Berlin 1906 ab, Helt 37—38, „Erzählungen außereuropäischer Kriege neuerer Zeit.“ E. S. Mittler & Sohn. Die Bilder dieser Hefte nahmen in Mitteleuropa nicht für möglich gehaltene Erscheinungen des Weltkriegs vorweg!

261. Von Massenscheinungen ist wohl mit Recht zu sprechen, da allein in meiner Handbibliothek 70 Bände darüber stehen, die sämtlich zu Rate gezogen wurden, gegen deren Einzelaufzählung sich aber der Verleger mit Recht aus Platzgründen sträuben würde. Die besten Beobachter bleiben auf japanischer Seite Jan Hamilton und seine Mitarbeiter („A Staff officer's scrap-book“, 2 Bde.), auf russischer wohl Fh. v. Tattai, weil beide der Seelenstimmung und der Landschaft, der Geopolitik der Heere, die sie begleiteten, durch Einführung am nächsten zu kommen wußten. Die französische Ernährung hat R. Meinier, die italienische Giannitrapani, die deutsche Löffler und Schroeter zusammengefaßt, soweit sie nicht in der Reihe von Ann. 260 zum Ausdruck kam. Die österreichische findet sich in den sehr guten Streifen-Berichten.

262. N. F. Mander: „Moderne Strategie.“ Deutsh. Leipzig 1905. Das Buch hatte die deutschen Führer, die noch im Herbst 1914 nicht an Lord Kitcheners Millionenarmee glaubten, schon 1905 überzeugen können, wessen sie sich von dem Kampfwillen der Angelsachsen zu versehen hatten, und mit wie offenen Augen und wie vorurteilsfrei ein großer Teil der englischen Führer die erstarrten wehrgeographischen und wehrpolitischen Anschauungen der großen Kontinentalheere betrachtete. Vgl. auch Hamilton: „A Staff officer's scrap-book“, über die Unfähigkeit großer Heerskörper, ihren Konservatismus zu überwinden und auf Berichte einzuhin für formale Vorurteile abzustreifen — ohne dazu geradezu zwingende Katastrophen.

263. F. Seesselberg: „Der Stellungskrieg 1914 bis 1918.“ Berlin 1926, Mittler & Sohn, mit 268 Bildern und Karten — ein gedankenreiches und

umfassendes Werk, das weit über die Aussage eines Buchtitels hinaus zeigt, wie die Erfahrungen des Weltkriegs Gemeingut eines großen Volkes bleiben könnten und deshalb auch bleiben sollten; denn „was Menschen getan haben, können Menschen wieder tun“, es kommt nur darauf an, ihnen das Bewusstsein dafür zu erhalten. So kann sich das friedliebende Volk der Welt wieder vor dem Zwang sehen, den letzten Rest seines verstümmelten Lebensraums gegen fremden Übermut oder fremdes „Sicherheitsbedürfnis“ — (das bei zum Wunsch nach dauernder Versklavung Lebensstillerer geht!) — wehren zu müssen und dabei ohne dieses Bewusstsein dazuliegen.

264. Ténat, Eugène: Les nouvelles défenses de la France. La Frontière 1870—1882—1892, deuxième édition. LVI u. 392 S. Bordeaux 1893.
265. J. v. Verdun du Verre: „Studien über den Krieg.“ „Ergebnisse in den Grenzbezirken.“ Berlin 1891, E. S. Mittler & Sohn, Heft 1—3. Gegenüber im Franz. Gen.-St.-Werk über 1870, Bd. I, II, III. Paris 1901. Chapoteau.

XXIII. KULTURGEOGRAPHISCHE UND POLITISCHE GRENZORGANISATION

266. Über die Leiden und das Lebensrecht Ostgeleutens vgl. z. B. Prof. Dr. Michael Lorynsky der ukrainischen freien Universität Prag: „Ostgeleutens Ruf nach Gerechtigkeit.“ Prol. Ztg., 66. Jahrg., 27. Januar 1922, Nr. 71.
R. Kjellén: „Die politischen Probleme des Weltkriegs.“ Berlin-Leipzig 1916, B. G. Teubner, S. 68—73, die Frage der Ukraine, mit Lit.-Angaben über das aufgeteilte 36-Millionen-Volk.
269. C. Uhlig: „Die bessarabische Frage. Eine geopolitische Betrachtung.“ Brauns 1926, Ferd. Hirt, mit Angaben von Schriftwerken und Karten, ist die neueste Zusammenfassung der schwierigen Grenzfrage.

Vgl. dazu auch: „Der Dniestr als Grenze.“ Kölnische Zeitung, 64. Jahrgang, Nr. 424/425, über den wirtschaftsgeographischen Umlauf der Dniestr-Sperre und seine katastrophale Wirkung für Besarabien (das ebendort eben seine Frucht-ernten nach Rußland absetzte) und die Lahmlegung des Stromes.
270. Über die Wachstumsstöße: Ratzel in „Geometrie des räumlichen Wachstums der Staaten“, Dr. Josef März: „Das Schicksal überseeischer Wachstumsstöße“, in: „Zum Freiheitskampf in Südamerika“, Kurt Vornickel Verlag, 1923, bringt eine Übersicht über das ganze einschlägige Schrifttum.
E. Grönlund: „Hafenkolonien und kolonial-

266. K. Haushofer: „Die suggestive Karte.“ Berlin 1922, „Die Grenzboten“, 81. Jahrg., Heft 1, S. 17—19, mit Karte.
A. Hilfen Ziegfeld: „Karte und Schale.“ Berlin 1926, in: „Staat und Volkstum, Bücher des Deutschen“, II. Bd., S. 705.
267. Bei weiterer Verfolgung der im Abschnitt XXI unmissenden Fragen bleibt nichts übrig, als sich in die führenden Militärschriftsteller zu vertiefen, namentlich solche, die selbst als Grenzziehler in der Praxis und als Wahrer tausendjähriger oder doch hundertjähriger Marken hervortraten, wie Caesar, Shi Hwang Ti, Friedrich der Große, Napoleon (in seiner vielhändigen Korrespondenz), solche Männer, die wenigstens als Gehilfen oder umgebende Berater von Führern oder Körperschaften wirken konnten, wie Scharnhorst und Clausewitz, Jomini, Moltke, Brialmont und Seuer in der Alten Welt, Washington, Adams und Mahan in der Neuen, endlich Schöpfer großer Theorien, denen praktische Erprobung versagt blieb, wie Machiavelli und Montesquieu, auch Graf Schlieffen.

ähnliche Verhältnisse in China, Japan und Korea.“ Jena 1913, Gustav Fischer, 3 Karten.
271. K. Haushofer: „Dai Nihon. Betrachtungen über Groß-Japans Weltwelt, Weltstellung und Zukunft.“ Berlin, E. S. Mittler, 1913. Drei Karten, von denen das Blatt: Zur Frage der chinesischen Außenländer, die britische und russische Einflußzone an den Grenzen schon 1912 in den heutigen Verhältnissen zeigt.
272. Vgl. H. Feilinger: „Das westliche Grenzgebiet Britisch-Indiens als strategischer Schutzgürtel.“ Prol. Mithg., S. 143, Bd. 1915. — „Times“, 9. August 1919 über den 3. Afghanenkrieg. Bericht von Oberst Roos-Koppel, „Indianian“ vom 4. Februar 1919 über die Bewegungen während des Weltkriegs an der indisch-afghanischen Grenze. „Times“ 1922, Arthur Moore: „North-West-Frontier.“ „Lord Reading and India.“
273. Jan Hamilton: „A staff officer's scrap-book“, S. 8 u. ff.
274. Vgl. Erich Obst: „England, Europa und die Welt.“ Berlin-Grünwald 1927, Kurt Vornickel, S. 76 und Skizze 9 zu S. 77: Englands Abwehr gegen die auf Indien gerichtete Expansion der Russen, in der nur die vorhin liegende 8 des Penjab nicht zum Ausdruck kommt, mit sonst ausgezeichnete geopolitische Wirkung.
Vgl. auch F. Ratzel: „Politische Geographie“, 3. Aufl., München 1923, Oldenbourg, Fig. 6 zu

S. 87: die einander entgegenrechenden Teile von Russisch-Asien und Britisch-Indien.
A. Dix: „Politische Geographie.“ München 1922, Oldenbourg, S. 207, Abb. 23.
J. Wolschke: „Der Kampf um den Erdball.“ München 1922, Oldenbourg, S. 125 ff., Skizzen zu S. 126, 141, 143, 144. — Alles Beweise, wie sehr das Problem zur skizzenhaften Darstellung lockte, der nur die kartographische in Deutschland nicht folgte.

275. Bericht von Roos-Koppel, auszugsweise, „Indianian“ vom 4. Februar 1920. Aus persönlicher Erfahrung in der indischen Nordwestprovinz 1908—1909 weiß ich, wie zuständig der politisch-geographisch und ethnologisch ausgerichtet in Theorie und Praxis des Grenzdienstes beschlagene Verfasser war.
276. Prof. Dr. Franz Narziss: „Bayern zur Römmerzeit.“ Regensburg 1905, Pustet. Mit einer Straßenkarte und 84 Bildern.
277. Die Groß-Shanghai-Frage ist mit ausreichendem Plankmaterial zur geographischen Beurteilung der Zusammenschlußfrage besprochen in der „Far Eastern Review“ 1926, Bd. XXII, Nr. 7, Juli, S. 300 und 303: „Greater Shanghai“ und „Deep-draft-wharves in the Whangpoo.“ Zu jener Zeit versuchte Marshall Sun-Chuan-Fang, der Kriegsherr der Yangtse-Mündungs-Ländchen, den hochbegabten Organisator des chinesischen geologischen Reichsinstituts, Dr. V. K. Ting, mit der Aufgabe dieser wichtigen Großorganisation an dem Hauptinfaktor Chinas zu betrauen. Aus der Skizze zu S. 301 geht namentlich die besartige Hemmung der so-

genannten Fairy Flats in der Yangtse-Mündung hervor.
278. Alombert-Collin: „La Campagne de 1805.“ Paris 1902, R. Chapelet, III. Bd., S. 809, 839, 840, 1041 u. a.
Auch Kommandant Sessli: „Campagne de 1809.“ Paris-Nancy 1909, Berger-Levrault, enthält zahlreiche Proben, freilich auch die das musterhaften Grenzschutzbedürfnisses des Herzogs von Anvers (Deyvout), I. Bd., S. 310 ff., über die Wacht im Böhmerwald und Bayrischen Wald.

279. Die japanische Kolonial-Organisation ist im Grunde nichts anderes als ein genial aufgearbeiteter Grenzsensibilismus eines Inselreichs und eines meermenschenreichen, liberalen Reichskörpers, nicht ein Kolonialreich im Sinne des britischen, französischen, niederländischen oder auch der Ver. Staaten in den Philippinen. Am ehesten besteht noch Verwandtschaft zwischen den beiden führenden pazifischen Mächten in der Art ihrer ozeanischen Aufbaug-Vorrichtungen. In Guam und Yap durchbrechen sich zwei Seereichtstypen, etwa wie sich Spinnennetze durchziehen. Vgl. auch Goldschmidt: „Neu-Japan.“ Wien 1927.

Die chinesische Grenzmarkt-Organisation ist aus dem „China-Yearbook“ der letzten Jahre, unter Beibehaltung der Geschichte Ostasiens von Krause zu erkennen; sie ist in flüchtiger, aber durchaus brauchbarer Skizze dargestellt in: Georges Dubautier: „La Chine Contemporaine politique et économique.“ Paris 1926, Paul Geuthner, Karte 2, zu S. 288.

XXIV. DIE GRENZEN DES DEUTSCHEN VOLKES UND REICHES

280. Kart. Abt. d. Landesaufnahme: Die Grenzen des Deutschen Reichs nach dem 25. Juni 1919, in 8 Blättern, 1 : 300 000, gibt die beste kartographische Unterlage einer solchen Betrachtung.
Gute Übersicht gibt: „Die Zerstückelung Deutschlands.“ Herausgegeben von der Grenzopende für Oberschlesien. Berlin NW 52, Schöb-Bellervus. (Vereinigte Verträge heimattreuer Oberschlesier. Deutscher Schutzbund.) Eigt. Gea-Verlag G. m. b. H., Berlin W 35, Potsd. Str. 110. Ausführung Berliner Lith. Inst. Berlin W 35.

Treffsichere Diagramme und suggestive Skizzen von A. Hilfen Ziegfeld finden sich in den Bänden: „Volk unter Völkern“ und „Staat und Volkstum“ des Deutschen Schutzbund-Verlages, Berlin, Moltstraße 22.

281. Auch die statistischen Zahlen müßten jedem Deutschen zur Hand sein. Sie finden sich u. a. in Winkler: „Statistisches Handbuch des gesamten Deutschlands.“ Herausgegeben im Auftrag der Stiftung für Deutsche Volks- und Kulturboden-Forschung. Leipzig 1927, Verlag: Deutsche Rundschau, Berlin.
282. In Heft 6 der Zeitschrift für Geopolitik ist auf S. 491, I. Bd., 1927, eine Folge amerikanischer Spottbilder wiedergegeben, die Chinesen unter den fremden Interessensphären offenbart, und die Illustration zu Senator Borahs Äußerung: „Die erhabenste Szene der Welt ist der Anblick eines großen, wieder zu seinem eigenen Recht kommenden Volkes...“, aber auch zu der schweren Arbeit, die es kostet, sich aus solchen Bindungen an alten Grenzen wieder aufzurichten.

283. Am knapsten gefaßt in einer Rede von E. v. Drygalski über die deutschen Nachkriegsgrenzen im Gegensatz ihrer westlichen und östlichen Ausbildung.
294. Mit guten Karten dargestellt in E. v. Bories: „Geschichtliche Entwicklung der deutschen Westgrenze“. Pet. Mittlg. 1915, S. 373 und 417, Tafeln 49 und 58.
295. Vgl. z. B. Petermanns Mitteilungen 1920: „Das Sprachgebiet der Siebenbürger Sachsen einst und jetzt.“ S. 131 „Methodisches“. Auch Petermanns Mitteilungen 1939, Teil 7 und den Aufsatz von Paul Langhans: „Die deutsch-tschechische Sprachgrenze in Nordböhmen.“ S. 73ff.
296. Unter den vielen wiksemen deutschen Binnengrenzen ist die Höhe Rhön mit ihrer Schuttkraft eine der am meisten hervorzuheben. So stark ist der deutsche Lebensraum hier „verkarstet“, daß aus den volkreichen Vorlandschaften heute noch nicht der Bevölkerungsgewinn z. B. im Hen-Stru-Tal gedeckt werden konnte, daß sich Binnengrenzen an Feldbegrenzungen halten, in denen der schwächere und stärkere Boden heute noch in der bayrisch-bessischen Grenzführung zum Ausdruck kommt.
297. G. E. Uyehara: „The political development of Japan.“ London 1909, S. 15–17; Kokukwa, „Vaterland und Heimat steht vor dem Selbst.“
298. Martin Wutte: „Abstimmungskarten von Karmen. Wutte: „Karmens Freiheitskampf“. Klagenfurt 1922, und die „Landskunde von Karmen“, Klagenfurt 1923, von Lex, Paschinger und Wutte zeigen, wie schnell und stark das in sich geschlossene Grenzland mit seiner Selbstverteidigung auch in der Literatur auf dem Plan war.
299. Unter den vielen rühmlichen Zeugnissen für das zarte Festhalten der berühmten alten Kulturzentrale des deutschen Oberheims ein Reich u. e. Burchardt und Wackernagel.
300. Dr. Friedrich Meitz: „Die oberheimeische Ebene und das Elbsag“, u. a. in: „Der westdeutsche Volksboden“, herausgegeben von Dr. Wilhelm Volz, Breslau 1925, Ferd. Hirt, S. 24 bis 36.
301. In ihren Darstellungen des „Neuen Europa“ von Vogel und Wutschke annähernd gleichzeitig ähnlich gebraucht.
302. In Darstellungen von E. Obst und F. Leyden mehrfach ausgeführt.
303. P. Langhans: Die schöne Karte: „Die wirtschaftlichen Beziehungen der deutschen Kneten zum Meer.“ Pet. Mittlg. 1900, Teil 10, zu dem gleichnamigen Aufsatz, dem der Verlag Reinmar Hobbig in dem Sammelwerk von Sympher und Soland: „Die Wasserwirtschaft Deutschlands und ihre neuen Aufgaben“, Berlin 1921, eine bedeutende Ausgestaltung gegenübergestellt hat.
- Ähnliche Arbeiten sind für die japanischen Halben nach vorläufiger Mitteilung von Prof. Meeking in Vorbereitung.
- Der Unterschied zwischen japanischer (deutscher) und literarischer (japanischer) Einstellung macht sich dabei geltend.
304. Vgl. H. Hasingers bereits erwähntes Werk über die Mahrische Florie und die zahlreichen Arbeiten über den Vargeweg, die östliche Kulturgrenze von Kandel u. a.
305. Über das Burgenland vor allem R. Sieger in verschiedenen Arbeiten.
306. Vgl. F. Endres in Südd. Monatsheften 1919.
307. Dr. Karl C. v. Loesch: „Panuropa – Völker und Staaten“, in: Staat und Volkstum; Bücher des Deutschstums, II. Bd., Berlin 1926, S. 7 bis 50.
308. Solche schizophrene Zusammenbrüche führen den Undank der betroffenen Germanen gegen Hermann den Cherusker herbei; sie zerbrechen Marbod's Reich; einen solchen schildert Prokopius von Caesarea als besonders typisch ein Gelimer, dem Vandelen; auch beim Niederbruch des Ostgotenreichs waren sie im Spiel; und ein besonders klar und nüchtern überlieferter Fall ist die Schlacht Juliane gegen die Alemannen um Hausbergen bei Straßburg, wo die den berittenen Führern neidigen Gemeinfreien durch Gebrüll vor der Schlacht ihre Führer zum Abweichen nötigen und dann im höchsten Gefahrenmoment ohne Übersicht einem Hinterhalt der römischen Feldherren erliegen. — Von jenen Eingangsstören der Germanen in die Geschichte führt eine schmerzliche, aber fast ununterbrochene Reihe zu den an Husaren übergebenen starken Festungen von 1806, neben dem rühmlichen Gegenbeispiel von Kolberg und Grunow, und leider auch zu den Rückzugsercheinungen innerhalb des deutschen Feldheeres von 1918, z. B. in Polen, und den Torheiten der Soldatenräte. Wegen doch z. B. der Entwürfe des zukünftigen Europa nach den serbischen Archiven schon bekannt war (Petermanns Mitteilungen 1920, T. 34)!
309. Eine zusammenfassende Übersicht der 1925 vorliegenden Literatur hat dankenswerterweise

Max Hildebert Boehm in „Volk unter Völkern“, Berlin 1925, gegeben.

Ebenso A. Hilten Ziegfeld über die deutsche Kartographie nach dem Weltkrieg, in der mit manchen Eiseinzeichnungen scharf abgerechnet wird.

In M. H. Boehms Zusammenstellung scheint mir nur P. Langhans: „Ergebnisse der Volksabstimmung in Nordschleswig“, Pet. Mittlg. 1920, S. 129, zu fehlen, wodurch eine Lücke entsteht.

XXV. DIE BEDUTUNG GEOPOLITISCHER BETRACHTUNGSWEISE FÜR GRENZ-DEUTSCHE PROBLEME

300. Durch Gite von Dr. K. E. von Loesch aus dem II. Bd. der für Grenzstudien unentbehrlichen „Bücher des Deutschstums“ zum Wiederabdruck überlassen.

XXVI. ZUKUNFTSBETRACHTUNG UND SCHLUSSWORT

301. Hans Freyer: „Der Staat“, Leipzig 1925, Fritz Recheiden Verlag, S. 145, in dem sich auch sonst noch Auszeichnungs über den Sinn

SCHLUSS

Vollständigkeit ist bei der Fülle des Stoffes unmöglich, eine gewisse Zweckbestimmung daher bei jeder Arbeit unausweichlich, schon in der Auswahl der Werkstücke, die verwendet und die nur genannt werden oder trotz aller Achtung auch vor ihnen beseitigt bleiben müssen.

Dennoch muß jeder den Versuch des Zusammenbaus und seines Abschlusses für das eigene Bild von den Grenzen seines Staats, Volks- und Kultur-Bodens wagen, auch wenn es erst zu einer Baustelle reicht für das Minister kommen der Zeiten!

gefüllt würde. Auch die außerordentlich gehalten ersten Kriegsjahre von Pet. Mittlg., namentlich 1915, sollen nicht in Vergessenheit geraten, wie G. Lukes: „Die Italiinität der Adriakisten. Italiens Grenzansprüche“, Pet. Mittlg. 1915, Teil 32 und 54 u. a., allein schon wegen der dort geleisteten guten kartographischen Arbeit, die in ihrer alseitigen Gediegenheit viele äußerlich bestehende Nachkriegs-Leistungen nicht erreichen.

SCHLAGWORTREGISTER

VORBEMERKUNG

Worte mit allgemeiner Bedeutung wie „Politik“ u. dgl. sind in das Schlagwortregister nicht aufgenommen worden, weil sie zu häufig vorkommen. Der Schrifttumsnachweis wird im Register nicht berücksichtigt.

Abkürzungen: B. = Buch, Bay. = Bayr., Geb. = Gebiet, (In) = Insel(n), Schl. = Schlacht von.

- Aare, Fl. 156
 Abendland 15, 54, 74, 106, 234
 Abgrenzung 12, 29, 32, 33, 36, 47, 62,
 68, 75–77, 80, 82, 90, 92, 99, 103,
 110, 116, 122, 123, 128, 129, 136,
 167, 173, 170, 176, 180, 182, 217,
 233
 Abmarkung 32, 36, 62, 98
 Abwehrkraft s. Boykott
 Abwehranlagen, mittel 71, 143
 Abwehrgründe, -mittel 48, 143
 Abwehrkraft, -streik, -wille s. Boykott
 Abwehrkräfte 66
 Ache, Rom – Berlin 143, 228
 Ackerbau (Kolonien), -landschaften,
 -volker 20, 33, 34, 59, 76, 136, 150,
 163, 166, 171, 174, 202
 Admiraletts-In. 24
 Adria 64, 221
 Ägäis 16, 66
 Ägypten 38, 40, 170, 234
 Afghanistan, Afghani (Krieg) 38, 67,
 92, 133, 146, 162, 164, 205, 267 bis
 269, 234
 Afrika(n) 11, 14, 44, 52, 117, 123,
 162, 163, 165, s. a. Mittel-, Nord-,
 Ost-, Süd-, Südwest-, Westafrika
 Agrar... 34, 116, 160, s. a. Acker-
 bau...
 „Agri deumaker“ 202, 204
 Alno 119
 Akbar 16
 Alarich 76
 Alaska 36, 39, 56, 70, 97
 Albanen 90, 97
 Alpin-Nordsee, Vortag von 55
 Alemannen 108, 124, 154, 166, 182,
 219
 Alexander der Große 16, 34, 78, 206,
 209, s. a. Jäseuer und Jullimur
 Alexander VI. (Papst) 102, 161
 Allgäu 219
 Altheden, -rechte usw. 26, 36, 163,
 104, 166
 Almend 36, 79
 Alpen(grenze), -länder usw., alpin 11,
 22, 36, 38, 53, 54, 59, 77–79, 97,
 98, 102, 107, 108, 111, 143, 147, 162,
 164, 165, 167, 181, 182, 211, 219,
 221, 222, s. a. Tirol, Sudtirol
 Alt-Fl. 106, 160
 Alsen, I. 71
 Alkalien 22, 174, 181, 188, s. a. Ural
 „Alto Adige“ 202
 Amazonien 166, 167
 Amerike(n), amerikanisch 12, 44,
 53, 54, 67, 76, 164, 165, 168, 138,
 178, 183, 186, 166, 211, 215, s. a.
 Latein-, Mittel-, Nord-, Spanisch-,
 Süd-, Zentralamerika, Vereinigte
 Staaten
 Amerikanisches Mittelmeer s. Mittel-
 meer
 Ammer(see) 109, 182
 Amphibisch (Bewässerung und Küste)
 26, 69
 Amur (Fl., -Bahn, -Land) 54, 55, 58,
 86, 146, 149, 156, 157, 160, 161, 185,
 205, 214
 Anam 170
 Andalusien 35, 97, 109
 Andechs (Kloster) 104
 Andorra 30, 38, 39
 Angerland 180
 Angeln, Angeln 43–45, 49, 54,
 67, 69, 92, 97, 98, 105, 155, 177, 166,
 180, 191, 216, 233
 Anglo-Indien 146, 163, 180, 208
 Angkorvat 119, 146
 Angola 165, s. a. Tüfel
 Angriffsgrenze 143
 Anhängerschaft, -staaten 64
 Annonen 38
 Antikumen 29, 34, 49, 50, 52, 54, 56,
 58–60, 62, 73, 106, 113, 120, 144,
 146, 166, 211, 217
 Anorgane Grenze 26
 Antarktis 24, 49, 51, 63, s. a. Polar...
 Anthropogeographie 11, 12, 20, 24, 47,
 56, 62, 68, 72, 73, 70, 106, 116, 119,
 123, 146, 167, 174, 177, 183, 202
 Anthropologie 133
 Antiochia 147
 Aosa-Tal 102
 Apenninische Grenze s. Trägelsgrenze
 Apennin 169, 166
 Arabien, Araber 76, 170, 207, 234
 Arakan, Geb. 208
 Aram-Tal 36, 39
 Arant 131
 Araxes, Fl. 149
 „Arcana Imperii“ 162
 Archäogeographie 116
 Ardenen 21
 Arelat 21
 Argentinien 79, 92, 161
 Arter, arisch 76, 114, 119, 152, 174,
 200, 209
 Aristokratie 38
 Aristoteles 27, 176
 Arktis 49, 57, 66, s. a. Polar...
 Arlberg 219
 Arles 35, 142
 Armerer 161
 Arrondierung 80
 Asien, Asien 11, 14, 44, 90, 91, 102,
 122, 162, 206, 230, s. a. Hoch-,
 Inner-, Vorder-, Ost-, Pallo-, Süd-
 (ost)-, Vorder-, Zentralasien
 Asoka 10
 Asowisches Meer 07
 Assam, Geb. 73, 174, 208
 Athen 54, 68, 72, 138
 Atlantischer Ozean, atlantisch 24, 92,
 79, 124, 101
 Atlas Africanus 119
 – Hierarchus 66, 103
 Atoll(grenzen) 29, 60, 63, 64, 217
 Atrolo, Fl. 161
 Attika 134
 Aufhanggebiel, -zone 86, 107, 206
 Auslandschiff 45
 –grenzen der NSDAP. 46
 Auswärtsch 36, 38
 Außengrenzen 30
 –länder, -besitzungen 72, 90, 136
 –zellen s. Zellen
 Auswärtiz 227
 Australien 40, 44, 66, 67, 102, 122,
 171, 178, 211, 233
 Australisches Mittelmeer s. Mit-
 telmeer
 Autarkie 62, 146
 Autonome Ebenheiten 188

[illegible]

Indo-*griechisch* 6, *Mannheim*
Jülich 105, 219
Luxemburg 21, 143, 216, 219
Lyde, L. W. 44, 45, 108, 108
Maas, P. J. 11, 102, 139, 144, 145, 107
210, 221
Macaulay 103
Maechtle 109
mael-, -stellung 42, 44, 77, -seiner
141, 150, 100, 170, 200, 222
Maekinder 44, 132, 216
Maehr 197
Mähren, Mährische Prote 82, 223, 222, 222
Matz, Dr. Josef 13, 208
Magera, Schl. 170, 171
Magnit-Linie 103
Magyren 177
Maha-Kalimtra 207
Mahar, A.-Th. 44, 108
Mannand der Gmzewelle 209
Mahesht 209
Mahngebiet 210
Maedonien, macedonisch 16
Mahn 38, 29, 00, 78, 173, 177, 181
-büchse, -steine, Malay 75, 169
178, 181
Maleo-Polynesier 60, 62, 78, 119
Malek 208
Maleny 39, 102, 227
Maler Heide 102
Malla, L. 68
Mama Risto 22, 53
Mannchester (Stadt) 121, 129
Mannchester Guardn., 746, 118, 166
Mannschelget, -wechsel 188, 227,
228, k. n. Kolonen
Mannschelch-Dynastie 42, 65, 183, 180,
s. a. 74, -Eing-Dynastie
Mannschelch, Menschhro 11, 22, 24,
39, 65, 68, 75, 77, 80, 133, 136, 165,
183, 170, 176, 180, 180, 188, 202,
205, 207, 214
Mannschelchete, -sump 22, 68, 94
Mannschelch 48
Mannschelch 189
Mannschelch (u. Indo-*griechisch*) 150, 186,
211, 227
Mannschelch 189, 181, 211
Mannschelch 189
Mannschelch a. d. Dyan 142
Mannschelch Awei 131
Mannschelch, -feld 142, 222
Mannschelch 66, 67
Mannschelch, -in, 38, 217
Mannschelch, San Manho
-schelch, -zahlen 11, 18, 20, 33, 35,
46, 75, 78, 87, 100, 117, 118, 124,
125, 131, 138, 149, 101, 201, 202,
206, 207, 227, 234, 236
Mannschelch 109
Mannschelch 104
Mannschelch 171
Mannschelch, Rudolf 181
Mannschelch 31
Mannschelch Grenze 49

Nordafrika 162, 168, 224
—amerikaner) 44, 90, 104, 122, 161
170, 171, 188, s. a. Amerika, Union,
Verst. Staaten
—(asiatisch, nordische (Asien)kummen-
22, 26, 46, 64, 65, 66, 67, 76, 109
174, 180, 181, 188, 211, s. a. Asien
—australien 102
—china 60, 70
—europa 170
—frankreich s. Frankreich
—germanen, germanische brr. dor-
liche Russen 39, 43, 69, 94, 95, 99,
102, s. a. Germanen
—liche Fluglinie 68
—mark, deutsche 190, 218
—ostafrik, deutsche, ostafri, deutsche
45
—ostafrik, japanische 22
—Ozean-Kanal 221
—pazifisch s. Pazifik
—polar . . . s. Polar. . . und Arktis
—schiffahrt 189, 190, 227
—seebäder) 25, 67, 218, 221
—westindienfahrt 68
—weggrenze, chinesisches 46
—, indische, North-West-Frontier-
Provinsen 11, 22, 46, 62, 88, 108,
204, 205, 210
Normann 108
Normannen 60
Norwegen, norwegisch 24, 66, 70, 211
Nürnberg 147

Quarzlinie 68, 91
 Quellbeiden, -gehöfe, -strecke, -tump
 22, 79, 135, 160, 167
 Quetsch 143
 Quetschen(kultur) 79
 Raafiputkäs 206
 Raiten 216
 Rattmühsen Weichstein a. Weichstein
 Raudhög 146
 Raadstener 64, 67
 -brücker a. Kistenmeerkorridor
 Rasse(n)beile, -geschöfte, -grenz
 -haude, -mischung, -schelte 11, 18
 27, 28, 33, 36, 40, 41, 53, 54, 60, 62
 73, 76, 79, 90, 94, 116, 119, 125
 128, 131, 146, 149, 152, 157, 174
 bis 176, 180, 186, 190, 216, 219
 221, 222, 224, 226, 228, 235, 234
 s. a. Fennoscandia, farblich bzw.
 weiche Rasse
 Razen, Rheinhof 12, 26, 27, 27, 43,
 bis 47, 49, 50, 71, 94, 103, 105, 106
 136, 131, 189, 142, 143, 155, 166
 167, 168, 183, 186, 200, 210, 211
 218, 224
 Rammelstein, -zung, -gölle, -reich
 -lete, -welle, -wert 13, 15, 16, 28,
 41, 66, 64, 104, 104, 107, 108, 121
 122, 186, 233, s. a. groß- und klein-
 räumig
 -erwärmung, -veränderung, -ver-
 schenkung, -verteilung, -wechsel 15,
 18, 27, 27, 96, 129, 233
 -grenze 27, 181, 192, 128
 -zusammenfassung 47
 Rayenna 76
 Rawapudi, Rhode von 209
 Reander, Lord 209, 210
 Reche, W. 68
 Reche, W. 68
 Reche 18, 27, 32, 33, 35, 36, 38
 bis 40, 43, 46, 53, 63, 67, 72, 84, 90,
 97, 99, 109, 116, 117, 162, 189, 190,
 210, 232, 234
 Reckenburg 141, 166, 212, 214, 217
 „Region fortliche“ 107
 Reigeboden 76, 78
 Reigeboden 219
 Reichenau 216
 Reichelshof 13, 18, 33, 45, 54, 55, 56,
 66, 102, 135, 137, 138, 156, 174, 186,
 188, 193, 196, 206, 210, 216, 218,
 221, 223, 228
 Reichenau, hildungen, -ernhaltung, -er-
 weiterung 68, 89, 103, 133, 168,
 206, 229, 234
 -gedäude, -überlieferung 63, 139
 -grenze 15, 46, 86, 91, 121, 125, 129,
 213
 -lander, -lande, -marken 11, 87, 162,
 227, s. a. Biss-Bildungen
 -neueleitung 130
 -reihen 138
 -reliefe 138, 147
 Reld (Chinkene) 236
 Reh 79, 79, 116, 173-178
 Reingelart, -mittel, -punkt, -rolle 90,
 147, 162
 -grenze 145, 146
 -leiste 65

276

[illegible]

277

